

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



Im Hochland.

Novellen

aus der romanischen Schweiz

von

Robert Schweichel.



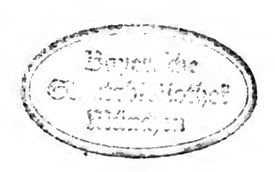
Dritte Sammlung.

Berlin, 1868.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
A. Charisius.

Inhalt.



Heimathlos.



1.

Es ist nicht möglich, gute Frau! sagte der Schneider Voraçon von Valorbe und rieb sich mit dem rechten Zeigefinger die lange Nase, die wie ein Kreidefels in seinem hagern, bleichen Gesichte stand. Ich hab's hin und her gewendet nach allen Seiten, und es geht nicht. Die Zeiten sind schlecht, wie ein abgetragener Rock, der's Flicken kaum noch verlohnt. Man muß eben sehen, wie man sich allein durchbringt. Meine Frau meint's auch.

Er schielte nach seiner Frau, die mit einer häuslichen Arbeit am Fenster saß und ein Gesicht machte, als ginge sie das Gespräch ihres Mannes nichts an. Als dieser nach ihr hinsah, zog sie flüchtig die Brauen zusammen, ein Zeichen, welches die Entschlossenheit des Schneiders erhöhte.

Nein, es geht gewiß nicht, wiederholte er mit Nachdruck.

Die Frau, der diese Weigerung galt, mochte etwa dreißig Jahre alt sein. Sie war ärmlich, aber sauber gekleidet, doch unterschied sich ihre Tracht von der landesüblichen darin, daß sie statt der schwarzen, seidenen Mütze mit breiten, an das Gesicht sich anschmiegenden Spitzen der waadtländischen Frauen ein rothes Tuch mit gelben und grünen Blumen, dessen Zipfel im Nacken herabfielen, um den Kopf geschlungen

hatte. Unter diesem Tuch schaute ein schwarzbraunes, längliches Gesicht mit fast männlichen Zügen hervor, in dem die Spuren einstiger Schönheit noch deutlich zu erkennen waren. Es hatte wohl für sie eine Zeit gegeben, wo Mancher um einen Blick aus ihren großen, schwarzen Augen gegeizt hatte, die noch voll Glanz und Feuer waren. Sie hatte die Lippen fest zusammengepreßt, doch würde es einem bessern Beobachter als dem Schneider Voraçon nicht entgangen sein, daß sie leise zuckten und zitterten. Als der Mann von der Nadel sich auf seine Frau berief, hatten ihre Augen mit der Schnelligkeit des Blitzes dieselbe Richtung genommen. Das Zeichen, welches Frau Voraçon ihrem Manne gab, war ihr nicht entgangen und wie entmuthigt ließ sie den kühn geschnittenen Kopf sinken, während ihre Brust aufschwoll.

Wir bleiben darum doch gute Freunde, fuhr der Schneider fort und haschte nach einer Fliege, welche das kreidige Vorgebirge seiner Nase umsummte. Es findet sich wohl etwas anderes, Frau Oze, und ich will mich selbst danach umthun. Wenn ich etwas höre, Frau Oze — — —

Die Frau richtete mit einer schnellen Bewegung den Kopf auf und sah ihn mit feurigen Augen so durchdringend an, daß ihm der Faden der Rede plötzlich abriß. Ihre Lippen bewegten sich mit einem etwas spöttischen Ausdruck.

Nichts für ungut, Herr Voraçon, sagte sie laut, indem sie ihren Korb aufhob, der bisher neben ihr gestanden hatte. Lebet wohl! Und sie war aus der Stube verschwunden.

Das fehlte noch, daß wir uns mit dem Gesindel einließen, rief die Meisterin wegwerfend, nachdem der Gast sich entfernt hatte.

Wenn die Oze und ihre Mutter nicht wären, bemerkte

Voraçon und schwang sich behende auf seinen Arbeitstisch, der Junge könnte mir schon recht sein.

Ja, du wärst der Narr dazu! versicherte ihn seine Ehehälfte. Wenn ich ein Mann wär', ich hätt's nimmer gelitten, daß sich die beiden Weibsbilder hier in der Gegend festsetzten. Und wem gehört der Junge, den sie jetzt den Leuten in's Haus schwatzen möchte? Kein Mensch weiß es.

Du weißt ja, daß er auf den Namen der Oze hier getauft wurd', versetzte der Meister, indem er ein Auge zukniff und mit der Spitze des Fadens nach dem Nadelöhr zielte.

Ist das ein Name? rief die Frau hitzig. Und wer ist sein Vater? Ich will so mager werden wie du, wenn sie den Buben nicht gestohlen hat.

Meister Voraçon schüttelte in stummem Widerspruch den Kopf und um seine dünnen Lippen zuckte es wie Humor. Er dachte an die fünf Unterpfänder seines ehelichen Glückes, die er täglich satt zu machen hatte, und es belustigte ihn innerlich, daß Jemand, der selbst arm wie die Maus in eines Webers Brodschank war, ein Kind gestohlen haben sollte.

Warum soll sie denn den Buben gestohlen haben? fragte er endlich.

Weil er viel zu hübsch für die verlaufene Dirne ist, antwortete die Frau.

Der Meister stichelte emsig und, ohne den Kopf von seiner Arbeit aufzuheben, sagte er:

Die Oze war selbst hübsch genug, als sie mit ihrer Mutter herkam und sich in der verlassenen Hütt' im Gebirge ansiedelte. Sie hat manchem Burschen von Valorbe damals den Kopf verdreht. Hat sie doch jetzt noch ein paar Augen im Kopf!

So? fuhr seine Frau auf, und du schämst dich nicht, mir das zu sagen? Mir, deiner Frau, sagst du das, du, ein verheiratheter Mann?

Der Schneider blickte sie verblüfft an, und sie schrie mit glühender Röthe im Gesicht: Das hat man davon, wenn man sich an einen Hungerleider wegwirft!

Er beugte den Kopf tief auf seine Arbeit wie ein Rohr, über welches der Sturm hinfährt, und nähte mit verdoppeltem Eifer.

Während das eheliche Unwetter über dem Haupte des armen, unschuldigen Meisters grollte, schritt die Oze rasch durch das Dorf und über die Brücke, welche auf das linke Ufer der Orbe führt. An dem Brückengeländer lehnte der waadtländische Zollbeamte und ließ sich die Sonne behagen, in der die blanken Messingknöpfe seiner Uniform blitzten. Der Mann war im Dienst der Republik ergraut und sein Amt eigentlich ein Ruheposten. Die Hauptstraße nach Pontarlier in Frankreich, welche, von Yverdon und Lausanne kommend, in der Stadt Orbe sich vereinigt, führt über Vallaigue, wo das wichtigere Zollamt sich befindet. Der Schmuggel aber belästigte die Beamten der Schweiz nicht, während er umgekehrt die französischen Douaniers längs dem Jura unausgesetzt in Bewegung erhielt. Denn es gab nur wenige Waaren, denen die Schweiz nicht freien Eintritt gewährte, wogegen die Zölle Frankreichs fast die gesammte Industrie der Republik schwer belasteten und den Schleichhandel, namentlich mit Uhren, Bijouterien, feinen Spitzen und seidenen Bändern, herausforderten.

Der alte Douanier auf der Brücke wünschte der Oze einen guten Tag. Sie mußte stets an ihm vorüber, wenn

sie in das Orbethal kam, um ihre geschnitzten Löffel, Heilkräuter und Beeren feil zu bieten. Ihre Hütte lag auf dem linken Ufer der Orbe, in jenen Jurazügen, welche sich auf der Grenze zwischen Frankreich und dem Waadtlande aufthürmen. Heut dankte die Oze dem Alten nicht wie gewöhnlich. Sie hatte seinen Gruß überhört und schritt rasch an ihm vorüber. Er sah ihr kopfschüttelnd nach.

Was gibt's zu kopfschütteln, Gaudin? rief ihm in demselben Augenblicke Jemand von der entgegengesetzten Seite zu, und zugleich ließ sich ein ungleicher Schritt auf der Brücke vernehmen. Der Mann, welcher herankam, hinkte ein wenig auf dem rechten Fuße. Er war wohlbeleibt, und sein Kinn verrieth große Neigung sich zu verdoppeln. Er hatte einen schwarzgerauchten Pfeifenstummel mit einem Messingdeckel zwischen den wulstigen Lippen, und wenn man harmlos genug war, so konnte man die kupferige Röthe seiner fleischigen Nase auf die ihr nahe Glut dieser Pfeife schieben. Der Mann war eher groß wie klein, und man hätte ihn eine stattliche Erscheinung nennen können, wenn der etwas zu kurze rechte Fuß seinen Bewegungen nicht die Gemessenheit benommen hätte. Uebrigens suchte er sein Gebrechen so viel als möglich zu verbergen. Sein Gesicht mit den bläulichen Stoppeln eines zwei Tage alten Bartes glich dem einer Eule, wenn sie schlafend den Kopf in die eigenen Federn einwühlt. Die krumme, fleischige Nase versank fast zwischen den runden, vorschwellenden Backen und seine grauen Augen waren ebenso rund, wie die jenes Nachtvogels. Es lag mehr Schlauheit und lauernde Beobachtung in diesen Augen, als der Unbefangenheit dienlich war, mit der sie den Leuten in das Gesicht zu schauen bemüht waren. Seine Kleidung war die eines

Landmannes. Die Aermel seiner bräunlichen Schooßjacke zeigten vom Ellbogen ab jenen fettigen Glanz, der eine genaue Bekanntschaft mit den Tischen der Wirthshäuser verräth. Ueber seinen Hut mit breitem, schlaffem Rande war schon manches Unwetter hingefahren.

Bei seiner Frage wandte sich der Zöllner ihm zu, und mit dem Kopfe eine Bewegung nach der Richtung hin machend, in der sich die Oze entfernt hatte, sagte er: Sie hat wieder einen vergeblichen Gang gethan.

Pah, zuckte der Andere mit den Schultern.

Gaudin sah ihn eben nicht freundlich an und sagte dann langsam: Sie hat es nicht verdient; sie meint es ehrlich, und es kann ihr Niemand was nachsagen.

Vielleicht haben eure Kameraden auf der andern Seite eine andere Meinung von ihr, spöttelte der Lahme.

Das geht mich nichts an, und Ihr wißt auch nichts davon, Herr Corsant, versetzte der Douanier und wandte sich von ihm ab, indem er sich mit dem linken Arm auf das Brückengeländer stützte.

Freilich, lachte Corsant, es kann mich nicht wundern, wenn Ihr besser wißt, was ich weiß, als ich selbst. Ihr habt ja wohl fünfundzwanzig Jahre bei der Gendarmerie von Orbe gestanden.

Und ich denk' mit Ehren! rief Gaudin, indem er sich stolz aufrichtete und den Spötter vom Kopf bis zu den Füßen maß.

Ta, ta, Gaudin, suchte ihn dieser zu beschwichtigen.

Und ich denk', fuhr jener fort, es ist gut, wenn mich Mancher nicht fragt, was ich von ihm weiß.

Diese Drohung brachte auf Corsant keine andere Wirkung

hervor, als daß er den Alten mit halbgeschlossenen Augen anblinzelte und dann mit einem fettklingenden Lachen rief:

Ich wett', Gaudin, der kühle Morgen hat Eure gute Laune verdorben. Platzt Ihr über'n Spaß heraus, wie die Kugel aus dem Lauf. Zum Teufel mit der Welt, wenn alte Freunde keinen Spaß mehr von einander vertragen können.

Ich bin nicht Euer Freund, murrte der Douanier, indem er seine frühere Stellung wieder einnahm.

Corsant fuhr, ohne darauf zu achten, in treuherzigem Tone fort:

Wetter, Brigadier! seh' Euch da in der Sonne stehen, die noch keine Kraft hat, einen Christenmenschen zu wärmen, und denk', ein Schluck wird seinem alten Magen bessere Dienste leisten. Puha! Ist just die Stunde, wo ich meinen Frühschluck im weißen Roß nehme, und Ihr wißt, allein mag ich's nie. Kommt.

Gaudin hätte in dem beschwerlichen Polizeidienst nicht grau werden müssen, um durch die Aussicht auf ein Glas Kirschwasser nicht besänftigt und verlockt zu werden. Aber noch zögerte er, getheilt zwischen seinem Verlangen nach dem magenerwärmenden Getränk und der persönlichen Abneigung gegen Corsant. Er räusperte sich.

Corsant wiederholte seine Einladung. Der Zollwächter richtete sich auf, betrachtete den Schatten, den der gekrümmte Zahn des Vaulion, der südwärts aufragte, über die Gegend warf, um zu sehen, wie viel es an der Zeit sei, blickte die Straße hinauf, welche die Oze gegangen war, hustete nochmals und folgte Corsant, der spöttisch in sich hinein lachte, nach dem weißen Rosse.

Unterdessen hatte das junge Weib die Landstraße ver-

lassen und stieg die bewaldeten Höhen zur linken Hand hinan. Sie folgte keinem betretenen Pfade. Die Bäume und die umhergestreuten, bemoosten Felsstücke waren ihre Wegweiser. Sie schritt quer durch den Wald und, obgleich die Höhe, welche sie erklommen, steil genug war, so wurde die Schnelligkeit ihrer Bewegungen dadurch keineswegs beeinträchtigt. Sie schien Flügel zu haben und ihre Schnelligkeit rechtfertigte ihren Namen. Denn Oze ist Patois und bedeutet Vogel. Unter diesem Namen allein war sie in dem ganzen Orbethal bekannt.

Das ist die Oze! hatte ihre Mutter zu den Leuten gesagt, als sie vor etwa vierzehn Jahren zum ersten Male mit dem Mädchen im Orbethal erschienen war, und so war sie die Oze geblieben. Sie selbst wußte keinen andern Namen anzugeben, und es muß dahin gestellt bleiben, ob sie wirklich in Graubündten das Licht der Welt erblickt hatte, wie ihre Mutter versicherte. Was kommt es darauf an, in welcher Gebirgsschlucht, welchem Dickicht diese armen Geschöpfe geboren wurden, die seit undenklicher Zeit heimathlos in der Schweiz umher irrten, und wieder in diese heimathlose Heimath zurückgewiesen wurden, wenn sie auf ihren Wanderzügen deren Grenzen überschritten? Das Elend, dem diese Heimathlosen ausgesetzt waren, ließ ihre Zahl freilich nie hoch anschwellen, trotzdem betrug sie um die Mitte des vorigen Dezenniums noch über zweitausend. Alle Versuche, diese Unglücklichen in den Gemeinden einzubürgern, scheiterten zur Zeit, von der wir sprechen, noch an dem Widerstande der Kantone.

Ueber manche Höhe, durch manche Schlucht war die Oze mit steter Raschheit fortgewandert, ohne daß sie den Blick

einmal vom Boden aufgeschlagen hätte. Jetzt kam ihr ein Bach entgegengesprudelt. Sie überschritt ihn und stieg an seinem linken Ufer hinan. Ihre Bewegungen wurden langsamer und langsamer. Thränen schimmerten in ihren Augen und tropften auf die Steine vor ihr. Plötzlich ließ sich ein heller, fröhlicher Jauchzer vernehmen, der wie vom Himmel herabzukommen schien. Die Oze erschrak, fuhr schnell mit der Hand über die feuchten Augen und blickte in der Richtung, woher jetzt ein zweiter Jauchzer erscholl. Allein sie ward des Rufers nicht eher gewahr, als bis sie noch etwas höher hinaufgestiegen und auf der Schwelle eines kleinen Thales stand, welches von dem Hufe eines Riesenpferdes in den Felsen gestampft schien. Diese Gestalt hatte das nach Süden sich öffnende Thal, dessen fast senkrecht aufsteigende Wände nur hie und da mit Buschwerk bekleidet waren. Zwei Ziegen weideten auf dem grasreichen Grunde unweit einer Hütte, die unter einem weit vorspringenden Felsblocke lag. Es gehörte Muth dazu, in der Hütte unter diesem riesigen Felsblock zu hausen, der sie und ihre Bewohner jeden Augenblick zu zermalmen und zu begraben drohte. Aber die Gewohnheit der Gefahr läßt den Gedanken an sie nicht aufkommen, und weder die Oze noch ihre Mutter hatten je einer solchen Besorgniß Raum gegeben, seit sie von der herrenlosen und damals verfallenen Hütte Besitz ergriffen hatten. Auch die Föhren, welche über dem kleinen Thale rauschten, hatten sich bis auf diesen schwebenden Block vorgewagt und übergebeugt, indem sie sich mit ihren knorrigen Wurzeln an seine nackten Flanken klammerten, als wollten sie neugierig belauschen, was unten vorging. Hier, auf dem Stamm einer solchen überhängenden Föhre, wiegte sich der Jodler, ein

schwarzer Krauskopf, dessen ganze Bekleidung aus einem Hemde und Beinkleidern von grober Leinwand bestand. Er schwebte auf seinem Sitze frei über dem Thale wie ein Vogel und, mit den nackten Füßen in der Luft schlenkernd, stieß er einen dritten Jauchzer aus, als die Oze am Eingange des Thales erschien. Sie winkte ihm mit der Hand und nickte. Die Sorge und der Kummer, welche unterwegs ihr Gesicht verdüstert hatten, waren aus ihren Mienen bei seinem Anblick verschwunden.

Sein Ruf hatte auch der Großmutter die Rückkehr der Oze verkündigt. Die Alte stand auf der Hüttenschwelle, die Augen mit der knöchernen Hand gegen die Sonne schützend.

Ich seh's dir schon an, es ist wieder nichts, sagte sie, als die Tochter hereinkam.

Diese nickte bejahend und trat in die Hütte, deren Raum zunächst der Thüre als Küche diente. Daneben lag die gemeinsame Schlafkammer, welche durch ein einziges kleines Fenster mit erblindeten Scheiben ihr Licht erhielt. Eine Leiter führte im Hintergrunde der Küche auf den Boden.

Die Oze setzte sich wie ermüdet in der Küche auf einen Schemel. Aber sie war nicht müde, sie war entmuthigt. Ihre Augen, sonst so glänzend wie die einer Gemse, starrten verschleiert auf das prasselnde Herdfeuer, bei dem ihre Mutter die Vorbereitungen zum Mittagessen traf. Ueber der Hütte wiegte sich Konstantin auf dem Baume und sang und pfiff. Die beiden Frauen sprachen kein Wort. Zwischen den Brauen der Oze bildete sich eine tiefe Falte. Gab es denn wirklich keinen Ausgang aus dem Kreise, in den sie alle durch das Elend gebannt waren? Sie suchte ihn nicht für sich; sie suchte ihn nur für ihren Konstantin. Für sich ver-

langte sie nichts mehr. Es hatte freilich eine Zeit gegeben, wo sie für sich selber Erlösung aus dem Jammer ihres unstäten Lebens gehofft hatte, eine Zeit, in der ihr das Elend, in dem sie geboren und groß geworden war, seine völlige Nacktheit gezeigt hatte. Aber ihre Hoffnung war bald zerflattert wie die zarten Blüten jener Pflanze, die man Männertreue heißt. Mit stolzer Empörung hatte sie sich aus den sanfteren Empfindungen aufgerichtet, die gleich einem Frühlingshauch voll Blüthenstaub ihre Seele angeweht und ihre Wildheit gezähmt hatten. Ihrem Kinde sollte ein besseres Loos werden, wie es ihr gefallen war. Es sollte nicht unstät durch das Leben fahren wie der Wind, der nirgends daheim ist; es sollte nicht wie der Mond über Berg und Thal dem Glück der Sonne nachziehen und es nimmer erreichen. Ihr Konstantin sollte in dem Boden, auf dem seine Wiege gestanden, einwurzeln gleich den Föhren, die sich dem Sturm beugen, aber von ihm nicht fortgerissen werden. Ihm eine Heimath zu schaffen, war die Aufgabe ihres Lebens geworden, und sie hatte es als eine glückliche Vorbedeutung genommen, daß er an einem Sonntag geboren war. Sie glaubte gern der Versicherung der Mutter, daß in seiner Geburtsstunde die guten Nortzé — die Nornen — den Mond im Kreise umschwebt und die bösen Geister verscheucht hätten. Sie hatte seitdem schwerer und rastloser gearbeitet, denn je zuvor, hatte mit der Mutter ihren Lebensunterhalt auf das Allernothwendigste beschränkt, um ihrem Knaben den Weg in das bürgerliche Leben zu bahnen. Sie hatte es gegen den Widerspruch der Mutter durchgesetzt, daß Konstantin nach Valorbe in die Schule geschickt wurde und mit seinem Gedeihen waren ihre Hoffnungen gewachsen. Mit unzähligen

Opfern, wie sie nur eine Mutter zu bringen im Stande ist, hatte sie es errungen, daß Konstantin ihrem eigenen gefährlichen Gewerbe fern blieb, und mit einem unbeschreiblichen Jubel hatte sie seine Confirmation gefeiert. Sie hatte sich schon am Ziele gewähnt.

Aber die Aufnahme in die christliche Gemeinde ist nicht die Aufnahme in die bürgerliche Gemeinde. Der schwerste Theil der Aufgabe begann erst jetzt für die arme Oze. Konstantin sollte ein Handwerk lernen. Ihm selbst war es gleichgültig, zu welchem man ihn in die Lehre gab. Er hatte zu Allem gleich viel oder richtiger gleich wenig Neigung. Der Pfarrer hatte ihm ein gutes Zeugniß ausgestellt, und mit diesem in der Tasche machte sich Oze am Tage nach der Einsegnung auf, für ihren Knaben einen Lehrherrn zu suchen. Mit Stolz wies sie das Zeugniß vor, das sie selbst nicht lesen konnte, aber es wollte nirgends die gewünschte Wirkung thun, wie lebhaft sie es auch mit ihren Vorstellungen und Bitten unterstützte. Die Leute waren nicht rauh und unfreundlich gegen sie; doch ihren Konstantin konnte Niemand brauchen. Sie war anfänglich ganz verwirrt über diese Abweisungen. Das gute Zeugniß hatte ihr mütterliches Herz verblendet, daß sie sich einen Augenblick in dem Wahne wiegte, es gäbe keinen Knaben, der ihrem Konstantin gleich käme, und jeder Meister würde froh sein, einen solchen Lehrburschen zu bekommen. Man hatte auch gegen den Burschen selbst das Wenigste einzuwenden. Aber woher stammte er? Und wo ihm diese stumme Frage nicht den Zugang zur Werkstätte verschloß, wo man nicht fürchtete, daß seine dunkle Herkunft einen Schatten über die Familie werfen würde, deren dienendes Mitglied er werden sollte, da scheute man seine Ver-

wandtschaft mit der Oze und deren Mutter. Man konnte den Burschen nicht annehmen, ohne mit jenen in gewisse nähere Beziehungen zu treten. Man konnte ihnen nicht die Thüre verschließen, wenn sie kamen, um sich nach dem Befinden und Betragen des Knaben zu erkundigen, und ihm selbst an Sonn- und Feiertagen nicht die Erlaubniß verweigern, die Seinigen zu besuchen. Das Zeugniß des Geistlichen lautete allerdings vortheilhaft, allein es war ja sein Beruf, sich derjenigen am Eifrigsten anzunehmen, deren Rechnung mit der Welt nicht zum Besten stand. Es konnte ja auch nicht anders sein, als daß der Knabe von der Umgebung, in der er aufgewachsen war, Neigungen, Untugenden und Fehler angenommen haben mußte, die sich mit dem geregelten bürgerlichen Leben nicht vertrugen. Jedenfalls lag der Keim dazu in ihm. Und endlich bürdete man mit der Annahme eines solchen Lehrlings nicht wahrscheinlich der Gemeinde eine zukünftige Last auf? Es war nicht gut thunlich, den beiden Frauen die Unterstützung der Gemeinde zu versagen, wenn der Sohn bei einem Bürger derselben in der Lehre sich befand.

Man sprach gegen die Oze nichts davon aus. Wozu sich auf die Erörterung von Gründen einlassen, die unwiderleglich waren? Man nahm wie der Schneider Voraçon seine Zuflucht zu den schweren Zeiten und daß man augenblicklich keinen Lehrling brauche; vielleicht später.

Die arme Oze unterlag einem unsichtbaren Feinde. Sie fühlte, daß das bürgerliche Leben überall geschlossen war, wo sie eindringen wollte, doch sie sah den Feind nicht, der sie zurückstieß. Daß sie selbst und ihre Mutter das größte Hinderniß für das Fortkommen ihres Konstantin seien, ahnte sie

nicht. Hätte sie es gewußt, sie hätte mit tausend Freuden den Staub von ihren Füßen geschüttelt und von Neuem zum Wanderstabe gegriffen.

Der Gang zu dem Schneider Voraçon war ihr letzter Versuch gewesen. Sie hatte ihn mit tief gesunkenen Hoffnungen unternommen. Jetzt wußte sie nichts mehr.

O, die Menschen sind hart, hart! stöhnte sie. Wenn ein Stein vom Gebirg herabfällt und unsre Ziegen erschlägt, so ist er unschuldig, denn er weiß nicht, was er thut. Aber die Menschen erschlagen mein Kind und sie wissen es.

Du hast deinen Willen gehabt, sagte die Alte; nun siehst, daß es zu nichts führt. Ja, hättest du den Konstantin nicht durchaus in die Kirche getragen, als er vier Wochen alt war. Ich hab's dir damals gleich gesagt, daß der Schwarzrock mit seinem Wasser die guten Gaben verderben würde, die ihm die Nortzé geschenkt hatten. Sonst hätt' er in allen Stücken Glück gehabt, obgleich mir's recht ist, daß er in keiner Werkstätt' verkommen soll. Schade wär's gewesen, um seine schönen, schlanken Glieder! Der Bub' ist wie eine Tanne gewachsen und für seine Jahre groß und kräftig. Wär' dein Eigensinn nicht, er könnt' uns schon bei der Arbeit helfen. Er kennt wie du jeden Baum, jeden Stein im Gebirge und alle Schliche und Wege, und er ist flink wie ein Eichhörnchen, wenn er will. Es hätt' ihn schon Mancher gern mitgenommen.

Die Oze rang die Hände im Schooß. Was blieb denn auch nach dem letzten Fehlschlag ihrer Hoffnungen übrig? Ein Pascher und Schmuggler! Das Schicksal schien Konstantin gewaltsam auf diese Bahn zu schleudern, von der sie ihn mit Aufbietung aller Kräfte hatte fern halten wollen. Sie

sah ihn im Geiste mit jenen entschlossenen Männern ausziehen, denen sie bei dem Sammeln der Kräuter und Beeren die Dienste eines Spions leistete, und die in ihrer Hütte oft die günstige Gelegenheit abwarteten, um mit ihren Waaren ungefährdet über die französische Grenze zu gelangen. Sie sah ihn, wie sie es selbst oft that, an schwindelnden Abgründen, wo jeder Fehltritt sicheres Verderben zur Folge hat, mit seiner Last hinschreiten und wieder mit Benützung kaum erkennbarer Vorsprünge in tiefe Schlünde hinabtauchen. Sie sah ihn im Sturm, Nacht und Regen hinter Felsenkanten und unter Gebüsch versteckt, auf die Entfernung des in der Nähe patrouillirenden Douaniers lauern. Sie sah die Gewehre der Grenzer blitzen, auf ihn anschlagen und hörte die Kugeln pfeifen, die ihm galten, ihn niederstreckten.

Sie kannte aus eigener Erfahrung alles das, und wenn sie selbst bei dem zitternd pfeifenden Laut des tödtlichen Bleies nie gebebt hatte, so preßte sie jetzt bei der Vorstellung, welche ihr den Sohn in derselben Gefahr zeigte, entsetzt die Hände vor das Gesicht.

Und wenn ihn keine Kugel traf, wenn er in seinem Gewerbe selbst glücklich war, so blieb er ein Ausgestoßener, der in seinem Alter auf's Betteln angewiesen war. Der Schmuggel hat noch Keinen wohlhabend gemacht.

Die Oze fühlte, daß sie keine ruhige Minute mehr haben würde, wenn Konstantin die gefährliche Laufbahn betrat, die seine Großmutter für ihn wünschenswerther fand, als jede andere Beschäftigung. Sie vergaß selbst, daß die Unerschrockenheit und Todesverachtung es gewesen, welche ihren spröden Lippen den ersten Kuß geraubt und ihr wildes Herz in Fesseln geschlagen hatten.

Nein, Mutter, rief sie, ehe ich dazu stimme, lieber will ich mit ihm heimathlos umherwandern, wie du mit mir. Aber ich werd' schon was finden, setzte sie mit Energie hinzu. Er soll ein ordentlicher Mensch werden und bleiben!

In diesem Augenblick ließ sich jener Eulenschrei vernehmen, der einem dämonischen Lachen gleicht.

Mutter und Tochter blickten einander befremdet an. Der Schrei war ein ihnen wohlbekanntes Warnungszeichen. Aber wovor wollte man sie warnen? Sie hatten keinerlei Gefahr in ihrer Hütte zu fürchten.

Es wird der Konstantin gewesen sein, meinte Oze.

Die Alte trat vor die Thür. Es ist der Konstantin mit einem fremden Buben, rief sie zurück.

Als der Letztere der Alten ansichtig wurde, machte er Kehrt und lief davon.

Großmutter, der hat Angst, daß du ihn auffrißt, lachte Konstantin. Ich sagt' ihm, wir hätten just kein Fleisch im Haus'.

O, du Taugenichts, drohte ihm die Ahne lachend.

Konstantin, Konstantin, was sind das für Reden, rief die Mutter, welche hinter der Alten an die Thür getreten war.

Na, Mutter, entgegnete der Knabe halb beschämt, halb trotzig, es hat hier kein fremder Bub' was zu suchen und dem Gaudin seiner erst recht nichts.

Hörst? flüsterte die Großmutter der Oze mit Stolz zu. Es steckt ihm im Blut, daß er die Grenzer nicht leiden mag. Der wird nichts anderes als ein Pascher, und wie gut er den Schrei nachmacht!

Die Oze seufzte.

Aber der Bub' wollt' doch was? fragte sie.

O, du sollst einmal hinunterkommen und ich auch, versetzte Konstantin. Aber noch heut'. Sein Vater, der Gaudin, hätt' dir was zu sagen.

Damit sprang er zu den Ziegen hin, die er neckte und reizte, bis sie mit gesenkten Hörnern auf einander losgingen. Aber noch ehe der Kampf beendet war, verlor er schon wieder die Lust an dem Schauspiel. Er warf sich in das Gras und schaute in den blauen Himmel hinauf, bis er von der Mutter zum Essen gerufen wurde.

2.

Als Corsant und Gaudin in die Schenkstube des weißen Rosses traten, fanden sie dort bereits einen Gast, welcher hinter dem langen Tische die Zeitung las, während sich die Fliegen an seinem Branntwein berauschten. Corsant begrüßte ihn mit großer und geräuschvoller Vertraulichkeit, während der Beamte mit einer gewissen Achtung den Schirm seines Käppis berührte. Der Gast dankte diesem, während er Corsant's Begrüßung kaum beachtete.

Es macht frisch, Herr Offenge! bemerkte Gaudin und rieb sich die Hände.

Ich hatt' ein Wort mit dem Wirthe zu sprechen, versetzte der Angeredete, als wollte er seine frühe Anwesenheit in der Schenke erklären und entschuldigen.

Hast wohl Katzenhaare kaufen wollen, lachte Corsant, indem er ihm gegenüber Platz nahm.

Ist nicht meine Art, meinen Freunden in den Handel zu fallen, versetzte Offenge trocken.

Gut gegeben, lachte Corsant laut hinaus und auch Gaudin verzog seine Mienen zu einem Lachen, aber man hörte von ihm keinen Ton. Er nickte dabei mit einer höflichen Zurückhaltung Offenge zu.

Der alte Gaudin war ein bescheidener Mann, namentlich wohlhabenden Leuten gegenüber, und Offenge gehörte zu den wohlhabendsten Bauern im Dorfe. Er galt wenigstens dafür, denn seine Eltern hatten ihm bei ihrem Tode einen stattlichen Hof schuldenfrei hinterlassen, und später hatte er noch eine bedeutende Erbschaft gemacht. Er war unverheirathet geblieben. Eine gute Partie, die er vor mehreren Jahren zu machen im Begriff gestanden, hatte sich plötzlich wieder zerschlagen. Offenge war zurückgetreten, und man schob die Schuld allgemein auf Corsant. Ob mit Recht oder Unrecht wußte freilich Niemand zu sagen. Es war jedoch eine Thatsache, daß Beide von jener Zeit an fast unzertrennlich waren. Leider begann damit auch Offenge's fleißiger Wirthshausbesuch.

Corsant besaß weder einen Hof, noch betrieb er ein Handwerk. Sein Gewerbe bestand darin, bei allen möglichen Geschäften, sie mochten einen Namen haben, welchen sie wollten, den Vermittler zu machen. Er wies nichts von der Hand, und scheute sich nicht Dinge anzufassen, die gerade nicht ganz sauber waren. Er war gewandt wie ein Advokat, verstand es, die Schwächen und Leidenschaften der Menschen auszunützen, und wo er ein Geschäft nicht auf dem geraden Wege zu Ende führen konnte, näherte er sich seinem Ziele auf Schleich- und Umwegen. Auch mit der Feder wußte er umzugehen, fast so gut wie der Schulmeister. Seine Orthographie ließ freilich manches zu wünschen übrig, aber er

verstand es, Kauf-, Pacht- und Schuldvertrage und Klagen so geschickt abzufassen, daß sie gewöhnlich die Feuerprobe der Gerichte bestanden. Der Mann war zum Juristen geboren, ein Dorfgenie, gegen dessen geistige Ueberlegenheit schwer aufzukommen war. Er kannte die Verhältnisse der Leute in weitem Umkreise fast besser als sie selbst, und daher konnte man in Geschäftssachen keinen zuverlässigern Rath und Beistand finden als ihn. Allein er erwarb sich damit keine Achtung und am wenigsten bei Denjenigen, die von seinem durchdringenden Verstande und seiner Verschlagenheit den umfassendsten Gebrauch machten. Ihm selbst schien an der Achtung der Leute wenig zu liegen. Sie mochten sie für sich behalten, wenn nur ihr Geld seine Freundschaft nicht zurückwies. Geldgeschäfte waren ihm die liebsten, und zwar jener Gattung, welche gewöhnlich mit dem Ruin des Schuldners enden. Anfänglich hatte er diese Geschäfte nur ganz im Kleinen getrieben; seit seiner Bekanntschaft mit Offenge aber betrieb er sie in größerem Umfange und anscheinend auf eigene Hand. Seine Vermögensverhältnisse schienen sich seit dieser Bekanntschaft von Tage zu Tage günstiger zu gestalten. Darin lag an und für sich nichts Auffallendes.

Er hätte sich schon längst in behäbigen Umständen befinden können, denn seine Commissionen wurden ihm gut genug bezahlt. Allein das weiße Roß hatte von jeher eine zu große Anziehungskraft auf ihn ausgeübt und übte sie noch aus. Dort hatte er sein eigentliches Bureau. Wer ein Geschäft mit ihm hatte, der suchte und fand ihn zu bestimmten Stunden in der Wirthsstube. Er schien nur zu leben, um zu essen und zu trinken. Seine Geldgier, denn er war habsüchtig, hatte keinen andern Zweck, als seinem Magen wohlgefällige

Opfer darzubringen. Der Magen war sein Gott, und er war nie unterhaltender und witziger, als bei diesen reichlichen Opfern. Wurden die Kosten derselben aus der Tasche anderer Leute bestritten, so sprühte sein Humor im hellsten Feuer, und unter den vielen Gaben, mit denen ihn die Natur ausgestattet hatte, befand sich auch die, andere Leute für sich bezahlen zu lassen. Gelang es nicht seinem Spaßmachertalent, den Knopf von dem Geldbeutel der andern Gäste zu lockern, so gab es ja Karten in der Welt, und es wußte sich Niemand zu erinnern, daß er je verloren hätte.

Offenge bezahlte manchen Schoppen für ihn und manchen Imbiß, ja es verstand sich fast von selbst, daß er die Zeche berichtete, wenn Beide gemeinschaftlich das weiße Roß besuchten. Corsant pflegte in solchen Fällen nie darnach zu fragen, was er schuldig sei; als ob die Rechnung zwischen ihnen dadurch ausgeglichen wäre, daß er die Kosten der Unterhaltung bestritten hatte. Offenge war ein schweigsamer Mensch; er war es nicht immer gewesen, und wenn er auch in geistiger Beziehung dem Commissionär nicht gewachsen war, so fehlte es ihm doch keineswegs an Verstand und seinen Worten an Schärfe, wie die Antwort zeigte, die er Corsant eben gab. Er schien diese Schärfe auffallend genug nur gegen Corsant herauszukehren, und sie zeigte sich oft plötzlich, ohne daß Corsant eine Anderen bemerkbare Veranlassung dazu gegeben hätte. Corsant verhielt sich übrigens gegen solche Dornen und Spitzen ganz unempfindlich und beachtete sie entweder gar nicht, oder er lachte über sie, wie in dem gegenwärtigen Augenblicke.

Es ist doch falsch, sagte er, daß die Reichen das Geld nöthig haben, weil es ihnen an Verstand fehlt. — Aber jetzt Euch doch, Gaudin.

Dieser entschuldigte sich, daß er gleich wieder auf seinen Posten zurückkehren müsse und streckte die Hand nach dem inzwischen eingeschenkten Gläschen aus.

Brigadier! Brigadier! scherzte Corsant, Ihr fürchtet wohl, die Oze könnte wieder zurückkommen und ihr Anblick entging Euch?

Gaudin verzog abermals seine Mienen zu einem unhörbaren Lachen und sagte: Du mein Gott, ich bin ein alter Mann. Aber der Herr Offenge wird mir recht geben; sie müht sich rechtschaffen um ihren Jungen, und es ist traurig, daß sie keinen Dienst für ihn finden kann. Selbst der Vorangeçon will ihn nicht, und es ist ihr gewiß schwer genug angekommen, aus dem Jungen einen Schneider machen zu wollen.

Offenge bückte sich, während jener sprach, nach der Zeitung, die unter den Tisch gefallen war, und Corsant rief:

Ach was, laß den Wisch doch liegen, spiel' lieber mit mir, wer von uns Beiden die drei Gläser bezahlt.

Er rief nach Karten, die er, sobald sie gebracht waren, eifrig zu mischen begann.

Der Zollwächter leerte sein Glas und wünschte guten Morgen. Offenge verließ hinter ihm die Stube. Er blieb längere Zeit fort.

Was habt ihr Beide denn für Geheimnisse miteinander? fragte ihn Corsant, als er zurückkam.

Nichts, antwortete Offenge abwehrend.

Versteh' schon, versetzte der Lahme mit einem leichten Achselzucken. Du hast heute wieder deinen grauen Tag. Komm', komm', das vertreibt die Grillen.

Er vertheilte die schmutzigen Kartenblätter, und das Spiel begann. Corsant machte zu jeder Karte, die er ausspielte,

zu jedem Stich, den er gewann oder verlor, seine Bemerkungen, bald witzig, bald trivial. Er spielte mit Aufmerksamkeit und Geschick, sein Gegner schweigend und zerstreut. Corsant hat die Zeche bald gewonnen; aber sie spielten weiter. Corsant ließ sich frisch einschenken; das Glas des Andern stand noch immer unberührt da. Mit finstern Brauen starrte Offenge in die Karten. Er hatte den Hut bei Seite geworfen. Das dunkle Haar hing ihm unordentlich um die hohe, stark zurückgewölbte Stirn. Sein Gesicht hatte eine bleiche, krankhafte Farbe und seine Wangen waren hohl, seine Augen groß und glänzend. Von Zeit zu Zeit preßte er den Mund fest zusammen, wie im zornigen Schmerz.

Der Ausdruck des Leidens in seinen Mienen erregte das Bedauern der Bewohner von Valorbe und besonders der Armen, welche bald ihren Wohlthäter in ihm zu verlieren fürchteten. Man glaubte seiner Versicherung nicht, daß ihm nichts fehle; und jeder hatte einen ärztlichen Rath für ihn. Man blieb dabei, daß er es „nicht mehr lange machen würde", und man gab es Corsant selbst deutlich genug zu verstehen, daß er ihn auf dem Gewissen habe. Vor seiner Bekanntschaft mit Corsant hatte es wenig junge Männer im Dorfe gegeben, die Offenge an Munterkeit und vollends an Kühnheit gleichgekommen wären. Man wußte manchen tollen Streich von ihm und hatte ihn seiner gährenden, frühzeitig der elterlichen Lenkung beraubten Jugend zu gut gehalten. Es war eine Ehre für das Dorf, einen solchen Burschen zu besitzen, und namentlich wenn er in der Milizenuniform nach Orbe zur jährlichen großen Uebung ging, blickte jedes Auge voll Stolz auf den blühenden, kräftigen Burschen. Kein freies Mädchenherz hätte ihm dann widerstanden und

manches sehnte sich in der Stille danach, von ihm erobert zu werden. Seltsam genug konnte sich keines seiner besondern Gunst rühmen. Er scherzte wohl mit Dieser oder Jener, allein dabei blieb es. Der Umgang mit Männern schien mehr Reiz für ihn zu besitzen. Das Alles war anders geworden, seit sich Corsant an ihn gedrängt und Beide unzertrennlich geworden. Seitdem war Offenge stets mürrisch oder traurig, und seine Lustigkeit trug, wenn sie einmal im Wirthshause hervorbrach, einen geräuschvollen, gewaltsamen Charakter. Uebrigens waren die Beziehungen der beiden Männer nicht nur freundschaftlicher Art. Man wußte im Dorfe, daß Corsant mitunter die Geldangelegenheiten Offenge's vermittelte.

Die beiden Freunde, wenn man sie so nennen will, machten ein Spiel nach dem andern, ohne daß irgend ein Gespräch zwischen ihnen in Gang gekommen wäre, bis ein kleines Mädchen den hübschen braunlockigen Kopf zur Thür hereinsteckte und rief:

Vater, komm' zum Essen!

Oho! rief Corsant, dem diese Mahnung galt, ist's schon so spät? Er warf einen Blick auf die schwarzgeräucherte Uhr in der Wirthsstube. Der Zeiger wies auf Eins.

Was hast denn zu Mittag? fragte er.

Ich hab' Fische, antwortete die Kleine, die ein auffallend ernstes, altkluges Gesicht hatte.

Ah, ah! schmatzte der Vater. Na, komm' her, Germaine, fuhr er fort und hielt dem Kinde sein Glas hin, in dem sich noch eine Neige des Kirschwassers befand.

Ich trink' keinen Schnaps, versetzte das Mädchen, und schlug die Thüre hinter sich zu.

Corsant schlürfte selbst die Neige aus. Vorwärts denn,

sagte er und nahm seine Karten wieder auf. Machen wir ein Ende. Da ist Coeuraß; stich das, wenn du kannst, und er schlug, die Karte hinwerfend, mit der Faust auf den Tisch. Ja, du kannst von Glück sagen, daß du ein Junggeselle bist, du kannst thun und lassen, was du willst, kannst hier sitzen, so lang es dir beliebt, und hast kein saures Gesicht daheim zu erwarten. Der Apostel hat recht: heirathen ist gut, nicht heirathen ist besser.

Deine Frau ist ja todt! murmelte Offenge.

Ja, aber dafür hab' ich den Wurm, die Germaine zu Haus', die mir Gesichter schneid't, wenn ich das Essen kalt werden lass', versetzte Corsant.

Wirst dich um ihre Gesichter wohl nicht viel kümmern, warf Offenge hin. Das Kind sieht just nicht danach aus, als ob du ein zärtlicher Vater wärst.

Pah, sie hat's gut genug, lachte Corsant.

Die letzte Karte war ausgespielt. Offenge hatte fortwährend verloren. Er bezahlte, und Corsant brach auf.

Kommst nicht mit? fragte er, da Offenge sitzen blieb.

Dieser ließ seinen Freund allein fortgehen. Er nahm wieder die Zeitung vor; aber nicht lange, so warf er sie bei Seite und stützte den Kopf in die beiden Hände. Es war außer ihm Niemand in der Gaststube. Die Uhr tickte, die Fliegen summten, Offenge regte sich nicht. Der Wirth schaute einmal aus der Nebenstube herein und zog sich wieder zurück, ohne ihn zu stören. Er war es gewohnt, ihn so dasitzen zu sehen, wenn er allein war.

Erst als die heiser surrende Uhr Drei schlug, ging Offenge fort. Seine Wirthschafterin hatte das Essen für ihn warm gehalten. Er mochte nicht essen und nach einiger Zeit verließ

er von neuem das Haus. Er ging an der Orbe hinauf, vorüber an dem Eisenhammer la Dernière. Die großartige Natur, welche hier das Thal der Orbe schließt, die im mächtigen Strom aus der Felswand brausend hervorbricht, vermochte seinen Blick nicht zu fesseln. Gesenkten Hauptes und langsam stieg er die Felsen hinan, welche der Abfluß des Lac de Joux unterhöhlt. Dieser Abfluß ist es, der bei la Dernière zu Tage tritt und als Orbe das schmale Thal bis Yverdon durchströmt, wo er sich in den See ergießt. Als Offenge die steilen Klippen dem Eisenhammer gegenüber erreicht hatte, blieb er stehen und schaute hinunter in die wühlenden Wasser, die um den Fuß der Felsenwand schäumend wallten und wogten.

Wenn du da hinabfielst? dachte er mit finsterem Blick.

Er wandte sich ab. Nicht weit davon lag eine vom Sturm entwurzelte Föhre.

Sie liegt noch da! murmelte er.

Er setzte sich auf den gewaltigen Stamm und versank in Brüten.

Hier hat's angefangen, murmelte er nach einer Weile, indem er sich den Hut tiefer auf die Stirn drückte. Wie Vieles habe ich seit der Zeit nicht gedacht und wieder vergessen! Warum kann ich das nicht vergessen? Er schlug sich mit der geballten Faust gegen die Brust, daß es dumpf dröhnte.

Der Mensch kann nur das Gute vergessen, nicht das Schlechte, was er gethan hat. Die schlechte That ist wie ein Splitter im Fleische, der herausschwären muß, ist eine alte Wunde, die immer wieder schmerzt, wie lange sie auch schon vernarbt sein mag. Hier an dieser Stelle hatte er es bei

dem Leben seines Kindes geschworen, welches auf dem Arm der Oze schlief, daß sie ihn wiedersehen sollte. Es war am Abend desselben Tages gewesen, an dem Konstantin in Valorbe getauft worden war. Er hatte damals im Begriff gestanden, in das Land hinunterzureisen, um die Erbschaft seines Oheims in Empfang zu nehmen. Er war zurückgekehrt, aber die Mutter seines Kindes hatte ihn hier oben vergebens in den Nächten erwartet.

Nichts als die Feigheit hatte ihn zum Meineidigen gemacht. Er hatte so manches Mal kaltblütig in die Gewehrmündungen der französischen Douaniers geblickt; es gebrach ihm jedoch an Muth, dem Urtheil oder Vorurtheil der Bewohner von Valorbe zu trotzen, obgleich er wohlhabend war und Niemand über seine Handlungsweise Rechenschaft abzulegen brauchte. Der Uebermuth der Jugend hatte ihn verlockt, es auch einmal mit dem abenteuerlichen Leben der Schmuggler zu versuchen. Diese Tollheit hatte ihn mit der Oze zusammengeführt. Auf einem der Streifzüge verwundet, war er zur Besinnung gekommen, und die Oze selbst hatte ihn in dem Vorsatz bestärkt, das gefährliche Gewerbe Denen zu überlassen, die keinen andern Nahrungszweig kannten. Er hatte es damals mit dem Mädchen ehrlich gemeint, aber mit der Rückkehr in das bürgerliche Leben hatten auch dessen Anschauungen mehr und mehr Gewalt über ihn gewonnen. Er hatte sich ausgetollt. Wenn er die Oze heimführte, so war er in Valorbe ein Ausgestoßener. Wer würde noch mit einem Manne umgehen, der eine Landstreicherin zur Frau genommen? Er hatte sich nicht ermannen können, sie zu der Seinigen zu machen, und er hatte sich nicht zu entschließen vermocht, sich von ihr loszureißen. Er war nicht mehr glück-

lich gewesen, wenn er bei ihr war, und der Gedanke an sie hatte ihm in Valorbe die Ruhe geraubt. So hatte er denn die Reise zum Vorwande genommen. Er hatte Abschied nehmen wollen, ohne ihr zu sagen, daß es auf Nimmerwiedersehen wäre. Seine Unruhe und Unsicherheit war ihr indeß aufgefallen. Sie hatte Argwohn geschöpft, und er war feige genug gewesen, den Eid zu schwören, den er schon zu brechen entschlossen war.

Aber der Gedanke an seinen Verrath hatte sich an seine Ferse geheftet. Er arbeitete hart, um ihn zu ersticken, allein er schien Leben aus dem Schweiße zu saugen, der ihm von der Stirn troff. Er suchte ihn im Wein zu ertränken, mit den Karten zu tödten; allein er durchblitzte ihn plötzlich beim Spiel und Gläserklang und dem schallenden Gelächter über die Schnurren, welche Corsant erzählte. Und Corsant wußte, in welchem Verhältniß er zu Konstantin stand. Er hatte geforscht und spionirt, und Offenge hatte sich in der Aufregung verrathen. Offenge hatte sich damals verheirathen wollen. Seine Bekannten drängten ihn dazu; das Mädchen war hübsch, und er hoffte, die Vergangenheit würde aufhören ihn zu verfolgen, wenn er ein Weib und Kinder um sich hätte. Er gab Corsant eine bedeutende Summe Geldes; damit er schwieg. Corsant hielt auch reinen Mund, aber er mochte einen so werthvollen Freund nicht mit einer Frau theilen. Er sang ihm das Lob des Junggesellenstandes so verführerisch in das Ohr, hatte stets ein Vergnügen in Bereitschaft, war bei Wein und Spiel so spaßhaft — es war ein lustiges Leben, das sie Beide führten, und eines Tages auf der Jagd hier oben im Walde traf Offenge auf seinen kleinen Sohn. Er erkannte den Knaben sofort, war derselbe doch das Eben-

bild seiner Mutter. Er plauderte mit dem Kleinen, der gar zutraulich war; er schaukelte ihn auf seinen Knien, er drückte ihn an sein Herz, und Konstantin lachte ihn an mit den Augen Derjenigen, die er einst geliebt hatte, die ihm noch immer nicht gleichgültig war. Das entschied. Es war der letzte Schlag auf den Keil, welchen Corsant zwischen ihn und seine Braut getrieben hatte. Die Eltern der Braut und diese selbst waren froh, die Verbindung mit einem Menschen aufzulösen, der sich mehr und mehr einem lüderlichen Lebenswandel ergab.

Als Offenge seine Erbschaft gehoben, hatte er der Oze durch Vermittelung der Alten hundert Franken geschickt. Aber die Alte hatte ihm Tags darauf das Geld wieder gebracht. Er schickte ihr noch einmal auf demselben Wege die gleiche Summe und erhielt sie abermals zurück. Die Abweisung verletzte seine Eitelkeit und machte ihn trotzig.

Sei froh, daß sie eine solche Närrin ist, lachte sein Vertrauter. Mit dem Geld können wir uns einen lustigen Tag machen.

Er steckte das Geld, welches in Bankzetteln noch auf dem Tisch lag, wohin es die Alte eben gelegt, in die Tasche, und sie machten sich nicht nur manchen lustigen Tag, sondern auch manche lustige Nacht. Offenge war gleichgültig gegen das Geld, er kannte die Mühe des Erwerbs nicht und hatte Niemand, für den er sparen sollte. Warum also nicht lustig gelebt?

Wenn sich Jeder seine Jugendthorheiten so sehr zu Herzen nehmen wollte wie du, es käme Keiner zu grauen Haaren, sagte Corsant, und Offenge wollte ihm recht geben; aber er konnte es nur zeitweilig. Denn wenn er sich einmal auf

das Leben besann, das er führte, auf das Glück, welches er hätte besitzen können, wenn er nicht ein solcher Schwächling gewesen wäre — und diese Erinnerungen und Vorstellungen kamen immer wieder in Stunden der körperlichen Erschöpfung — so fühlte er sich als den elendesten Menschen. Keine Selbsttäuschung wollte vorhalten, und Vorwürfe und Reue nagten mit geschärften Zähnen an seiner Seele. Dann gährten in ihm Groll und Haß gegen Corsant auf, den er doch nicht mehr entbehren konnte. Er bedurfte dessen Unterhaltung, seiner Späße, um von sich selbst abgezogen zu werden und nicht in sich finster hineinzubrüten.

Er dachte an alles Das, wie er droben auf der umgestürzten Föhre saß, wo die Oze so oft neben ihm gesessen, um sie die Nacht, welche das Geheimniß ihrer Liebe hütete. Die Erwähnung der armen Oze und ihres Knaben in dem weißen Rosse hatte die Vergangenheit wieder so lebendig in ihm gemacht, als sei es nur gestern gewesen, daß er in der Gebirgswildniß, über welche der verschleierte Mond hindämmerte, den ersten Kuß von den glühenden Lippen der Oze gepflückt, daß er gegen sie meineidig geworden war.

Auch jetzt wieder endete er in Empörung gegen Corsant. Er sprang mit knirschenden Zähnen auf und schüttelte die Faust gegen den Unsichtbaren.

Es muß ein End' nehmen! grollte er. Er oder ich!

Die Wuth, die in ihm kochte, that ihm wohl. Sie galt einem Feinde, den er erreichen, zermalmen konnte, und erleichtert trat er endlich den Rückweg an, indem er auf dem linken Ufer der Orbe durch den Wald nach dem Dorfe hinunterstieg. Als er an dem Zollhause vorüberkam, winkte ihm Gaudin.

Sie ist mit dem Konstantin dagewesen, sagte er leise. Ich hab' sie zu dem Sennen, dem Louchard, geschickt, und es ist Alles in Ordnung. Der Junge zieht morgen als Handbub auf die Alm.

Aber Ihr habt mich aus dem Spiel gelassen? fragte Offenge, indem er an Gaudin vorüber in die Ferne schaute.

Freilich, flüsterte der ehemalige Gendarm mit diplomatischer Miene, und ich habe den Dank der Oze für mich einstecken müssen. Dem Louchard sagt' ich vorher, daß er mir einen Gefallen thät', wenn er den Jungen annähm'.

Ich will's Euch nicht vergessen, Gaudin, entgegnete Offenge, indem er sich verabschiedete.

O, es ist kein Grund, Herr Offenge! meinte Gaudin und drehte sich den grauen Schnurrbart, zufrieden, daß er sich den wohlhabenden Mann durch die kleine Gefälligkeit verpflichtet hatte.

3.

Konstantin hatte sicher keine Ahnung davon, wessen Gedanken ihn begleiteten, wie er am nächsten Morgen zu dem Bergrücken emporklomm, auf dem Louchard's Sennhütte lag. Wie ein Katzenbuckel wölbte sich der Rücken in die klare Luft, auf dem Konstantin in niedrigster Sphäre seine bürgerliche Laufbahn beginnen sollte. Offenge schaute wiederholt nach der Höhe hinüber, während er auf seiner noch verschatteten Wiese das thaufunkelnde Gras mähte. Es war lange her, daß er diese Arbeit nicht selbst verrichtet — er hatte es ja auch nicht nöthig — und seine Leute warfen sich

verwunderte Blicke zu, als er am Morgen zum Heuen hinauszog. Er hatte ein wohliges Gefühl, wie er es seit Jahren nicht gekannt, und er begann sich ernstlich mit der Zukunft des Knaben zu beschäftigen, als er während des Frühstücks auf seinen Hof hinunterblickte. Wer sollte dort wirthschaften, wenn er todt war? Er hatte keine Verwandten. War es nicht besser, daß er den Sohn der Oze zu seinem Erben einsetzte, statt daß sein Hab und Gut in fremde Hände fiel? Er wunderte sich, daß er diesen Gedanken, der doch so natürlich war, nicht früher gehabt hatte; er wendete ihn hin und her, und es fielen ihm manche Verbesserungen ein, die er schon längst auf seinem Hofe hatte vornehmen wollen, deren Ausführung er aber immer wieder verschoben, weil ihm die Arbeit zwecklos geschienen hatte: sie kam ja nur Fremden zu gut. Jetzt beschloß er, diese Verbesserungen ungesäumt in Angriff zu nehmen. Als die Wiese gemäht war und er heimkehrte, bemerkte er, daß der Zaun seines Obstgartens nach der Straße hin dem Umsinken nahe war; er bemerkte schadhafte Stellen an dem Dache seines Kuhstalles. Diese Zustände waren für ihn nicht neu; aber er war achtlos daran vorübergegangen. Er gab Befehl, das Dach auszubessern und ließ den Zaun sofort umreißen und unter seiner Leitung neue Pfähle einsetzen. Bei dieser Arbeit traf ihn Corsant.

Schau, bist ja fleißig! sagte der Lahme. Arbeit ist so gut, wie was Gesalzenes, sie schafft Durst.

Offenge hatte an Corsant den ganzen Tag über nicht gedacht. Der Zorn gegen diesen war verraucht. Corsant blieb bei ihm stehen und führte scherzhafte Reden. Die Arbeiter lachten und Offenge stimmte mit ein. Er hatte nichts ein-

zuwenden, als ihn schließlich Corsant aufforderte, sich nach dem Tagewerk mit einem kühlen Schoppen zu stärken. Der Wein mundete ihm wie noch nie. Corsant lobte seine heitere Stimmung; er wußte sie zu erhalten, und dem ersten Schoppen folgte noch mancher andere.

Konstantin war unterdessen nur froh, daß er seine Tage in keiner dumpfen Werkstätte zu verbringen brauchte. Wenn ihm seine Mutter vorgestellt, wie gut er es haben würde, und ihm in dem Bäcker oder Stellmacher von Valorbe das Bild seiner Zukunft gezeigt, so hatte er immer nur mit Grausen an den Abschied von seinem Walde und seinen Bergen gedacht, die zu ihm gehörten und zu denen er gehörte und mit denen zusammen er sich als ein Ganzes fühlte. Wird doch auch die Alpenrose eine andere, wenn man sie von der Felsenbrust in einen Garten verpflanzt. Er hatte einen Vorgeschmack von der ihn erwartenden Herrlichkeit in der Schulstube bekommen, und es waren doch nur wenige Stunden des Tages, wenige Tage im Jahre, die er dort hatte zubringen müssen. Waren die Lehrstunden beendet, so war er in seinen Wald zurückgekehrt, und die Almenzeit hatte vollends das Pandämonium der Schulstube auf Monate geschlossen. Wie oft hatte er nicht im Geiste das Rauschen der Föhren, den Gesang der Vögel, das Murmeln der Quellen gehört, während er die Kunst des Lesens lernen und üben, wie häufig ihm nicht die Geschichten der Ahne im Sinn gelegen, während er Ziffern zusammenzählen sollte. Ja, diese Geschichten der Großmutter! Sie hatte ihren Glauben an die guten und bösen Wesen, die Gnomen und Feen, welche Gebirg und Wald, Luft und Wasser bevölkerten, in seine junge Seele geprägt, und Baum und Stein und Welle

und Wolke lebten für ihn, und er lebte mit und in ihnen. Es gibt für die Kinderseelen nichts Todtes.

Wie Lerchenjubel klang Konstantin's Jodeln über die Thäler und Wälder zu seinen Füßen hin. Er kam sich auf seiner Alm wie ein König vor und in der ersten Zeit tollte er mit den Kälbern, welche zum ersten Mal die freie Bergluft athmeten, um die Wette. Wenn es ein Geschäft gab, für welches Konstantin geboren schien, so war es das eines Sennen. Er kannte alle Almen des Jura weit in die Runde, die Kräuter auf ihnen nach ihren guten und schädlichen Eigenschaften für Mensch und Vieh, wobei freilich ein gut Theil Aberglauben sich einmischte; er verstand sich auf das Wetter; er hatte einen schwindelfreien Kopf und einen Muth, der keine Gefahr zuvor erwog. Es gibt Veranlassungen genug, wo der Senne die Unerschrockenheit und Umsicht eines Soldaten in der Schlacht beweisen muß, namentlich bei dem Toben der Hochgewitter, welche die Thiere wild und rasend vor Schrecken machen, daß sie sich blindlings in die Abgründe stürzen, wenn es dem Hirten nicht gelingt, ihrer Herr zu werden.

Konstantin war zudem ein anstelliger Bursche, und so hatte er es bei seinem Sennen gut, wie es ein Handbube nur haben kann. Der Lohn war gering, der Arbeit viel, und dann und wann setzte es auch wohl einen Puff und Knuff von der schweren Hand des Meisters. Aber danach fragte er nicht viel. Athmete er doch die kräftige, würzige Luft der Almen. Wurde er naß, so wurde er auch wieder trocken, knurrte der Magen, so jodelte er hell hinaus oder ahmte den Schlag der Finken und Nachtigallen nach, und frieren that er nie. Er hatte heißes Blut. Es gab keinen zufriedenern Sennbuben als ihn, und seine Mutter dankte

noch oft dem alten Gaudin, daß er ihrem Konstantin zu der Stelle verholfen hatte.

Vom Herbst bis zum Wiederbeginn der Almenzeit half Konstantin in der Käserei des Dorfes. Diese Zeit war anfangs eine sehr kriegerische, denn es schien, als ob Konstantin vom Schicksal auserlesen wäre, die Demüthigung zu rächen, die seine Mutter bei den Versuchen erfahren hatte, aus ihm einen Lehrjungen zu machen. Er hatte fortwährend Händel mit den Söhnen der Meister, und da er ein kräftiger Bube war, so ging er aus den Kämpfen gewöhnlich als Sieger hervor. Die Ursache dieser Händel war auf Konstantin's Seite eine gewisse Ueberhebung in dem frohen Gefühl, der Nadel oder dem Backtroge entflohen zu sein. Er, der arme Handbube, den auf den hohen Bergen die Stürme und Wetter des Himmels umbrausten, dünkt sich ein ganz anderer Mann als diese Dorfteufel vom gemächlichen Handwerk, und diese wiederum wollten sich gerade von ihm, der ein Heimathloser war und nicht einmal seinen Vater nennen konnte, am wenigsten über die Schulter ansehen lassen. Konstantin flatterte bei diesem letztern Vorwurfe auf wie eine Mine. Am Uebelsten fuhren die Prinzen des Meister Voraçon; denn ihre Zungen wetteiferten mit der Nadel ihres Vaters an Schärfe, und dabei hatten sie nicht Ehrgefühl genug, die blutenden Nasen und blauen Augen, die von ihrer Niederlage zeugten, vor den Eltern zu verbergen. Sie verklagten vielmehr den Sieger bei ihnen, und die Frau Meisterin erhob ein Zetergeschrei über den blutgierigen Wolf, der ihre unschuldigen Lämmer so arg zerzauste. Ihr namentlich hatte es Konstantin zu verdanken, wenn er in Valorbe als ein wüster Bube verrufen wurde.

Corsant hatte an diesen Händeln seine hämische Freude, und er verfehlte nicht, Offenge mit mancherlei Zusätzen, die keineswegs schmeichelhaft für Konstantin waren, davon zu berichten. Seines Freundes günstigere Gesinnung und erhöhtere Theilnahme für den Knaben entgingen ihm nicht, und von diesem Augenblicke an begann er, dessen Neigung für Konstantin zu untergraben. Es sollte sich Niemand zwischen ihn und sein Opfer schieben, in dessen Gunst er sich tiefer und tiefer einzunisten strebte und das er vollends auszusaugen hoffte wie eine Spinne die Fliege, welche sich in ihrem Netz gefangen hat.

Es konnte Niemand mehr bedauern, daß Konstantin ein Galgenstrick sei. Er wußte überall, wo es darauf ankam, eine sittliche Entrüstung zur Schau zu stellen. So auch in diesem Falle, wo er seinem sittlich polternden Tone eine Beimischung von Mitleid mit Konstantin und dessen Vater gab.

Du hättest dem Jungen was in deinem Testament aussetzen können, sagte er. Ich würd's ganz in der Ordnung finden, wenn du's thät'st, denn er ist einmal dein Sohn und er würd's brauchen können, um was anzufangen. Aber aus dem wird sein Lebtag nichts Ordentliches. Ich kann mir vorstellen, wie es dir um's Herz ist, wenn du von ihm nichts hörst als schlechte, boshafte Streiche. Schau, die Haare rauft' ich mir aus, wenn ich was Schlechtes von meiner Germaine zu hören bekäme. Aber da kann ich nicht klagen. — Es steckt eben im Blut. Der Junge kann nichts dafür. Seine Großmutter, die alte Hexe, und die Schmuggler, die dort ein- und ausgehen, können ihn nichts Besseres lehren, als was sie selbst sind. Gib Acht, was daraus wird, wenn er erst größer ist. Was ein Haken werden soll, krümmt sich

bei Zeiten. Die Leute kreuzen und segnen sich vor dem Buben. Es wär' eben Alles weggeworfen, was Einer an dem thät'! Wenn ich an meine Germaine denk', die fleißig ist und brav! Aber die wird sich durch's Leben quälen müssen, wie ihr Vater. Schau, ich hab' schon jetzt meine Wirthin gehen lassen können; die Germaine hält mir das ganze Haus in Ordnung, so jung sie ist. Das wird einmal eine Wirthin für einen großen Hof. Ja, wenn dein Bub' eine Ader von der hätt'! Ich hab' immer gedacht, wenn ich reich wär'! Aber das Geld allein macht's nicht. Diantre, ich bin ein armer Teufel und ohne dich ging's mir noch schlimmer; aber siehst, Offenge, ich möcht' doch nicht mit dir tauschen. Bei Gott, ich thät's nicht, wenn du mir auch gleich deinen Hof verschriebst.

In solcher und ähnlicher Weise sprach er oft von Konstantin zu Offenge. Der arme Konstantin! Es zog ihn Etwas zu Offenge hin, daß er ihn immer besonders freundlich grüßte, wenn er ihm begegnete. Was es war, darüber konnte er sich keine Rechenschaft ablegen. Einmal, vor vielen Jahren, war er einem Schmetterling, der sich in den Wald verirrt hatte, bis an den jähen Absturz des Orbethals nachgesprungen. Dort hatte ein Mann mit einer Flinte auf einem umgestürzten Baumstamm gesessen; der hatte ihn über den Verlust des Vogels getröstet, der wie schimmernd Gold über dem Thale fortschwebte. Dann hatte ihn der Mann auf seinen Schooß gehoben und geliebkost, und sie hatten miteinander geplaudert, bis die Großmutter gekommen und ihn im Zorn mit sich fortgeführt hatte. Konstantin hätte diesen geringfügigen Umstand wie so manches Andere gewiß längst vergessen, wenn ihn nicht das Frankenstück

daran erinnert hätte, das er an einer Schnur um den Hals trug. Den Franken, damals neu und blitzend, hatte ihm der fremde Mann für den Schmetterling gegeben, nach welchem er schrie und weinte, und die Mutter hatte später das Geldstück durchbohrt und ihm umgehängt. Seine Kinderphantasie hatte sich vielfach mit diesem ersten Abenteuer seines Lebens beschäftigt und so vieles daran angeknüpft und darauf übertragen, daß er bald selbst nicht mehr wußte, was eigentlich Wahres an seinem Erlebnisse sei. Das Frankenstück auf seiner Brust blieb als das einzig Wirkliche davon übrig; aber er hätte geschworen, daß der Mann, der es ihm geschenkt, eine Krone auf dem Kopfe und so prächtige Kleider getragen habe wie die Prinzen in den Märchen der Großmutter. Es war ihm in späteren Jahren immer wie eine dunkle Erinnerung, als hätte er mit einem schönen Manne, der sein Vater sei, in einem prächtigen Schlosse gelebt, wo Alles von Gold und Silber funkelte, bis ihn eine alte häßliche Hexe gestohlen, als er einmal im Garten unter so wunderschönen Blumen, wie er sie seitdem nicht wieder gesehen, eingeschlafen war.

Offenge muthete ihn wie eine bekannte Erscheinung an. Alles, was sich auf diesen bezog, erregte seine Theilnahme. Auf der Alm waren die Rinder Offenge's seine besondere Freunde, und im Dorfe war die Straße, die an Jenes Hof vorüberführte, ihm die liebste. Er trieb sich gern in der Nähe des Hofes herum, wenn er Zeit hatte, und machte Bekanntschaft mit den Knechten seines Vaters, nur um sie von der Wirthschaft reden zu hören und einen Blick in die Ställe und Scheuern thun zu dürfen. In das weiße Wohnhaus mit den grünen Fensterläden hätte er auch gern einmal

hineingeschaut; aber er wußte nicht, wie er es möglich machen sollte. Um so bestürzter wurde er bei der Bemerkung, daß Offenge seine Höflichkeit immer kälter aufnahm und zuletzt seinen Gruß ganz unbeachtet ließ.

Corsant war ein wackerer Maulwurf. Er unterwühlte den Boden, auf dem sich eine bessere Zukunft für Konstantin aufzurichten begann, so gründlich, daß der Bau zusammenstürzte und die Zuneigung erschlug, welche an ihm gearbeitet hatte. Corsant triumphirte und sah sich bereits im Geiste auf Offenge's Hofe wirthschaften. Es war ja natürlich, daß Offenge, der keine Verwandte hatte, ihn zu seinem Erben einsetzte, und enger und enger umspann er den Vereinsamten mit seinen Schmeichelfäden. Aber die Schwäche ist unberechenbar. Offenge wußte es seinem Freunde wenig Dank, daß er sein Herz von Konstantin abgewendet hatte. Er war nun ein Mann, der von dem Leben nichts mehr zu hoffen hatte. Die Fasern, mit denen sich sein Gemüth hatte anheften wollen, waren zerschnitten. Es war öde um ihn her und es ergriff ihn nach und nach eine Verbitterung, die kein Scherz Corsant's, kein Karten- und Kegelspiel, kein Trinkgelage zu mildern im Stande war. Er fragte sich, wozu es nöthig gewesen war, ihm die Neigung zu Konstantin zu rauben? Das Leben hätte doch noch einen Zweck für ihn gehabt, und es war ja gleichgültig, ob der Junge nach seinem Tode die reiche Erbschaft verjubelte oder nicht. Mochte er sie verjubeln, es war seine Sache, und er erinnerte sich, daß er selbst als junger Bursche den folgenden Tag nie zu Rath gezogen hatte. Was hätte er darum gegeben, nur noch ein einziges Mal so von Herzen froh sein zu können, wie in seiner Jugend. Aber es war nicht möglich, es war ihm Alles vergällt.

Er kam nicht mehr in das weiße Roß, und man sah ihn nur selten außer dem Hause. Corsant besuchte ihn um so fleißiger. Doch diese Besuche wurden für beide Theile immer unerfreulicher. In Allem, was Offenge sagte, war Galle. Er schonte Corsant nicht, und seine Bemerkungen waren oft so schneidend, so bitter und voll Verachtung, daß Corsant in Gefahr gerieth, die Herrschaft über sich selbst zu verlieren. Corsant mußte sich manche Demüthigung von Demjenigen gefallen lassen, den er so lange beherrscht hatte. Er that es mit knirschender Wuth im Innern.

Eines Morgens beim Aufstehen fühlte sich Offenge unwohl. Es kam wie ein Schwindel über ihn. Verstimmt und verbitterter denn je kauerte er vor dem Kamin, in welchem ein helles Feuer brannte, obgleich draußen der erste warme Frühlingshauch durch das Orbethal strich. Der Schnee war zerronnen, die Felder und Wiesen prangten im saftigsten Grün, und die Hecken an den Straßen und die Obstbäume schauten mit ihren tausend und aber tausend Knospenaugen sehnsüchtig zu dem blaufeuchten Himmel auf.

Offenge wurde den ganzen Tag von dem Gedanken verfolgt: Wenn du krank würdest! wenn der Tod kommt! Du hast Niemand, dem an deinem Leben und Sterben gelegen ist, der dir den Schweiß tröstend in deiner letzten Stunde von der Stirn trocknet. Was hilft dir dein Hof und dein Geld! Kein Weib, kein Kind und nicht einmal einen ehrlichen Freund hast du dir mit deinem Reichthum erkaufen können.

Dann gedachte er jener Zeit, als er, von der Kugel des französischen Grenzjägers verwundet, von der Oze in deren Hütte gepflegt worden war. Es war eine glückliche Zeit

gewesen, die glücklichste seines ganzen Lebens, und er wünschte, er wäre ein Pascher geblieben, oder er hätte den Vorurtheilen des Dorfes Trotz geboten, oder er wäre mit Weib und Kind nach Amerika ausgewandert.

Er beschäftigte sich mit seinen Papieren, ordnete und schrieb auch Einiges und verschloß die Schriften wieder in dem Schrank, der in der Stube stand und in dem sich auch sein Geld befand.

Ach! seufzte er, an den Kamin zurückkehrend, es kann Einer krank sein und doch zufrieden und glücklich!

Es wurde Abend und ihn fröstelte. Er warf frisches Holz auf die Glut.

Und wer war schuld, daß ihn jetzt davor grauste, krank zu werden? daß er so ganz einsam dastand? Er durchschaute jetzt Manches.

Da trat Corsant herein. Ihm war es zu heiß in der Stube und er öffnete ein Fenster, bevor er sich zu Offenge an das Kaminfeuer setzte. Er brauchte Geld und war daher wie selten bei Witz und Laune. Diese anscheinend rosige Stimmung seines Gastes reizte Offenge noch mehr. Corsant näherte sich dem Zwecke seines Besuches im Zickzack wie der Feind einer Festung. Unter Späßen und Klatschgeschichten verbarg er sein Manöver. Offenge merkte seine Absicht.

Red' nur zu, grollte er. Du kommst heran wie eine Schlang', und es ist nichts in dir wie Gift. Ich kenn' dich, ich kenn' dich! Du willst Geld!

Corsant gab dies zu.

Aber du kriegst keinen rothen Heller mehr von mir, entgegnete Offenge.

Sei vernünftig, stellte ihm Corsant vor. Es ist ein Geschäft im Wind, bei dem was Ordentliches abfällt.

O ja, ich weiß, was du für Geschäfte mit meinem Geld machst und gemacht hast, rief der Andere mit Bitterkeit, und ich weiß auch, was ich davon gehabt hab'.

Narrheit, wenn ich's nicht sagen sollt', daß ich meinen Vortheil versteh', sagte Corsant brutal. Wär' ohne das nicht weit in der Welt gekommen. Aber du kannst nicht sagen, daß ich an dir je anders als ein Freund gehandelt hab'?

Als ein Freund? fuhr Offenge auf. Wer ist denn schuld als du, daß ich ein elender, verkommener, verlassener Mensch bin?

Du, mit deinem Gelde, elend, verkommen und verlassen? lachte Jener.

Dieses Lachen, während er das Elend seines einsamen, zwecklosen Daseins mit der herbsten Verzweiflung fühlte, machte Offenge fast rasend. Er kannte keinen Rückhalt, keine Schonung mehr.

Die runden Augen Corsant's begannen zu flimmern und zu glühen und er drohte:

Nimm dich in Acht, die Schlangen haben Giftzähne.

Ja, Giftzähn', versetzte Offenge heftig. Du hast mir schon längst in's Herz gestochen. Mein Blut ist Gift geworden und Alles, Alles hast du mir vergiftet. Jeder Tropfen, jeder Bissen, den ich mit dir getheilt hab', ist mir zu Gift geworden durch dich. O, ich kenn' dich! Du bist ein solcher erbärmlicher Kerl, daß du dich von mir schlagen ließ'st, wenn ich dir nur Geld gäb', um deinen Bauch zu mästen.

Jetzt sei still, ich sag's dir! rief Corsant mit starker Stimme, die bis auf die Gasse hinausdrang.

Es war Niemand dort als Konstantin, welcher hinter dem Baumgarten Offenge's im Grase gelegen und den Wölkchen nachgeschaut hatte, die, von dem letzten Schein des Tages rosig angehaucht, durch das blaue Luftmeer segelten, während aus der Ferne das Geräusch des Dorfes: Kinderstimmen, das Rollen eines Wagens, Hundegebell, das Brüllen eines Rindes, gedämpft zu ihm herüberschallte. Er war auf dem Heimwege begriffen, vernahm die Worte Corsant's und blieb stehen. Zwei Stimmen schrien gegeneinander. Plötzlich wurde es still. Dann folgte ein Geräusch, als ob ein Stuhl umgeworfen würde, und dann wie mit unterdrückter Stimme ein Ruf um Hülfe. Konstantin stürzte in das Haus und die Stube, aus welcher der Ruf gekommen war. Da ließ Corsant seinen Gegner fahren, den er an Brust und Kehle gepackt hatte. Offenge taumelte zurück.

Konstantin! Konstantin! rief er und streckte den Arm nach ihm aus, während Corsant, dessen Gesicht zornig glühte, den Herbeieilenden mit der Faust vor die Brust stieß.

Scheer' dich zum Teufel, du Hund! schrie er.

In demselben Augenblick ließ Offenge den nach seinem Sohne ausgestreckten Arm sinken und fiel zu Boden, wobei er mit der Stirn auf eine Kante des umgeworfenen Stuhles schwer aufschlug. Ein Blutstrom rieselte über die Dielen.

Bei diesem Anblick überzog Corsant's Gesicht eine fahle Blässe, und Konstantin eilte mit einem Schrei dem Gefallenen zu Hülfe. Er versuchte ihn aufzurichten, aber er vermochte es nicht.

Er ist ohnmächtig! er ist ohnmächtig! murmelte Corsant. — Wasser!

Das Wort kam heiser aus seiner Kehle, und seine Augen irrten nach dem Verlangten in der Stube umher.

Konstantin kümmerte sich nicht um ihn. Er hatte den Leblosen unter den Armen gefaßt und mühte sich, ihn nach dem Bette zu schleifen, welches in dem Hintergrunde der Stube stand.

Ja, ja, wir wollen ihn auf's Bett legen, lallte Corsant. — Er ist nur ohnmächtig!

Er half Konstantin, der darauf nach Wasser lief. Unterdessen löste er selbst mit zitternden Fingern das Halstuch des Leblosen und knöpfte dessen Weste auf.

Ein leiser röchelnder Ton drang aus der Brust Offenge's.

Konstantin kehrte mit der Wirthschafterin zurück, die er in der Küche getroffen hatte.

Er ist schon wieder bei sich, sagte Corsant.

Offenge hatte in der That die Augen geöffnet; aber er blickte wie ein Träumender und regte kein Glied. Sein Athem röchelte. Corsant hatte ihm mit dem Bettvorhange das Blut vom Gesichte gewischt.

Stillt nur das Blut, sagte er. Es ist nichts; nur eine leichte Schramme von dem Fall.

Er trat bei Seite, um der erschreckten Wirthin Raum zu geben. Die Ueberzeugung, daß Offenge nicht todt sei, hatte Corsant's Stimme wieder fester gemacht.

Ach Gott! ach Gott! jammerte die Frau, um ihren Herrn bemüht, das ist keine Ohnmacht! Und ich hab' keinen Menschen nach dem Doktor in Orbe zu schicken; die Knechte sind alle ins Dorf gegangen.

Konstantin erbot sich, den Arzt zu holen, und eilte fort.

Es war Mitternacht vorüber, als er mit dem Arzte zurückkehrte. In der Krankenstube war nur Corsant anwesend. Er hatte sich zu wachen erboten und die Wirthin sich in ihrer Stube ein wenig niedergelegt. Auch Corsant schien vom Schlafe übermannt worden zu sein. Er fuhr jäh von seinem Stuhle am Bette auf, als Konstantin dem Arzte die Thür öffnete. Das Licht, welches auf dem Kamingesims brannte, hatte eine lange Schnuppe.

In dem Zustande Offenge's war keine Aenderung eingetreten. Er lag noch immer mit offenen wie schlaftrunkenen Augen regungslos und röchelnd da.

Das Rollen des Wagens, welcher den Arzt gebracht, hatte die Wirthin geweckt, in der Küche waren die Knechte und Mägde wach geblieben. Sie füllten die Krankenstube, während der Arzt den Zustand ihres Herrn untersuchte.

Offenge war von einem Schlagfluß getroffen. Die Wunde an seiner Stirn war unerheblich. Der Arzt wandte vergeblich alle Mittel seiner Wissenschaft an, um die Lähmung zu heben.

Armer Kerl! sagte Corsant mit dem Ton eines rauhen Mitgefühls.

Also es ist alles umsonst? fragte er nach einer Weile.

So lange noch Leben in ihm ist, ist auch noch Hoffnung, entgegnete der Arzt leise.

Doktor, rief Corsant, indem er tief Athem holte, ich bin ein armer Teufel, aber wenn Ihr mir den Offenge wieder auf die Beine bringt, weiß Gott, ich gäb' was d'rum.

Das hättet Ihr vorher bedenken sollen, versetzte der Arzt

mit einiger Schärfe. Ohne Euren Streit wäre der Schlaganfall vielleicht nicht eingetreten.

Die Wirthin und die Dienstboten Offenge's horchten hoch auf. Corsant aber sagte, indem er einen feindseligen Blick auf Konstantin warf:

Pah, ein Zank kommt schon 'mal unter den besten Freunden vor, und wir beide sind's Jahre lang gewesen. Aber wahrhaftig, es thut mir leid und ich hätt's bedenken sollen, denn er klagt' mir, wie ich kam, daß ihm nicht gut zu Muthe sei.

Er kehrte sich gegen das Bett und fuhr zu Offenge fort, während der Arzt leise mit der Wirthin sprach:

Was, alter Freund, es ist wohl nicht so schlimm, wie der Doktor sagt, und wir leeren noch lustig manchen Schoppen im weißen Roß.

Damit faßte er die Hand des Kranken und schüttelte sie. Offenge richtete die erloschenen Augen schwerfällig nach ihm hin, und Corsant ließ schnell seine Hand fallen und trat zurück.

Der Arzt schickte die Leute aus der Stube. Corsant erbot sich, auch den Rest der Nacht bei seinem kranken Freunde zu wachen. Allein der Arzt erklärte es für überflüssig. Er wollte selbst dort bleiben, und nachdem er sich mit etwas Brod und Käse und einem Glase Wein gestärkt hatte, machte er es sich auf dem Lehnstuhl des Patienten bequem.

Konstantin fand sich schon in der Frühe des nächsten Morgens wieder im Hause ein. Bald nach ihm kam Corsant. Das Befinden Offenge's hatte sich nicht gebessert.

Konstantin mußte dem Gesinde, welches er beim Früh-

stück in der Küche traf, den Auftritt, dessen Zeuge er Abends vorher gewesen war, und von dem er dem Arzt und dieser der Wirthin berichtet hatte, umständlich erzählen. Aus der Küche verbreitete sich die Nachricht schnell durch das Dorf und verursachte großes Aufsehen. Es bildeten sich wechselnde Gruppen von Neugierigen vor dem Hause des Kranken und überall sprach man von ihm. Auch die Oze erfuhr noch im Laufe desselben Vormittags das Ereigniß. Sie war nach Valorbe gekommen, um einige kleine Einkäufe bei dem Krämer zu machen. Dort hörte sie davon erzählen.

Die Nachricht erschütterte sie tief, und sie kehrte heim, ohne bei ihrem Sohne vorgesprochen zu haben, was sie sonst nie versäumte, wenn sie in das Dorf kam. Sie mußte allein sein mit dem Sturm in ihrem Herzen. Sie hatte gewähnt, mit jener Zeit und dem Verräther längst abgeschlossen zu haben. Nun wurde Alles wieder in ihr aufgeregt. Es war so wenig gewesen, was sie von Offenge beansprucht hatte. Nicht einmal seine Hand hatte sie verlangt. Es ging ja nicht an. Freilich, sie hatten im Anfang ihrer Liebe es sich zuweilen ausgemalt, er liebte sie ja so sehr, und Beide vergaßen die Welt; aber sie kannte ihr Denken und Treiben besser wie er, denn sie war ja geboren und groß geworden im Elend, und Hunger und Frost, der Staub der Landstraßen, der Brand der Sonne hatten ihren Blick für die Verhältnisse des Lebens geschärft. Sie hatte eingesehen, daß eine Verbindung zwischen ihnen kaum möglich sei, daß sie selbst mit ihrer Ungebundenheit, ihrem wildphantastischen Sinne, der gerade im Verein mit ihrer Schönheit den stärksten Zauber auf Offenge ausgeübt, in den

enggeregelten Gang des Dorflebens nicht taugte. Um so heißer, stolzer, hingebender war ihre Liebe gewesen. Sie hatte von ihm nichts weiter gewollt, als seine Liebe, und dennoch hatte er sie verlassen.

Ihr Zorn über seine Treulosigkeit, die keine Entschuldigung für sich hatte, bäumte in alter Gewalt in ihr auf und ließ die Vorstellung nicht zum Worte kommen, daß er krank darnieder liege, daß er mit dem Tode ringe. Sie dachte nur an das, was sie selber gelitten, bis es ihrem heißen Herzen gelungen war, sich frei zu ringen. Und sie war nur ein Weib, ein armes, heimathloses Weib!

Allein sie hatte ihren Konstantin. In ihm ruhte ihr Herz, ihre Seele; auf ihn hatte sich alle Liebe gewendet, deren sie fähig war. Welchen Ersatz hatte er, der reiche Mann, für seine Untreue? Wen liebte er, wer liebte ihn? Eine weichere Regung kam über sie. Doch sie verhärtete sich wieder bei der Erwägung, daß er nicht einmal seinen Sohn geliebt habe.

Mag er sterben und verderben! murmelte sie finster. Er hätte auch nach mir nichts gefragt, wenn ich dagelegen hätte, wie er jetzt.

Aber sie sah ihn einsam und verlassen auf seinem Schmerzenslager. Sie dachte daran, daß ihm jetzt, wo er die beste Pflege haben könnte, keine liebende Hand die Kissen zurecht rückte und kein liebendes Auge über seine Bedürfnisse wachte, wie sie gethan, als er verwundet in ihrer Hütte gelegen.

Jene Zeit, die Zeit ihrer vollaufblühenden Liebe, zog Stunde auf Stunde an ihrem Geiste, ihrer Seele vorüber. Sie glaubte sich noch an Alles zu erinnern, was er zu ihr

gesprochen, und Vieles wußte sie in der That noch. Ihr Herz war damals noch eine unbeschriebene Tafel gewesen, und die Zeit löscht schwer aus, was die Liebe in das Herz eines Weibes gegraben hat.

O wie sehr hatte sie den Mann geliebt! Wie stolz war sie darauf gewesen, daß er sie allen Mädchen in Valorbe vorgezogen hatte. Sie war gewiß, daß die hübschesten und reichsten Mädchen im Dorfe nach ihm äugelten. Die Großmutter hatte es ihr erzählt, die unter der Hand Mensch und Vieh mit Tränken und geheimnißvollen Sprüchen kurirte. Sie hatte ja den jungen Mädchen oft Karten legen müssen, und ihrer Klugheit war es nicht schwer gefallen, Denjenigen zu erforschen, den jene sich unter dem Herzbuben dachten. Aber Offenge hatte der verliebten Dirnen gespottet und sie, den wilden, nestlosen Vogel geliebt. Wenn sie des Pfarrers Tochter hätte sein können, sie hätte um den Preis seiner Liebe nicht mit ihr tauschen mögen. Die Föhren, die noch dastanden, hatten ihrem Glücke gerauscht. Der murmelnde Bach, die Felsen, der blaue Himmel droben waren Zeugen ihres Glückes gewesen und mahnten sie an seine Liebe. Aber er hatte sie verlassen, und ihr Konstantin war vaterlos aufgewachsen. Was hatte ihm der Knabe gethan, daß er nie, nie etwas von ihm hatte wissen wollen? Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, dem Knaben den Eintritt in das bürgerliche Leben möglich zu machen. Nur ein Wort hätte es ihn gekostet, und doch war er stumm geblieben, obgleich er wußte, daß sie nichts weiter wollte, als ihrem Kinde eine Heimath gründen. Noch bei ihrer letzten Zusammenkunft hatte sie mit ihm davon gesprochen, und an demselben Tage war Konstantin getauft worden!

So stritt es in ihrem Herzen für und wider ihn, bis gegen Abend des zweiten Tages. Da stieg sie in das Dorf hinunter. Sie überlegte nicht, unter welchem Vorwande sie zu ihm gelangen sollte. Sie betrat das Haus, und Niemand fragte sie, was sie wolle. Eine Stubenthüre stand offen. Heller Lichtglanz strömte ihr entgegen. Mit pochendem Herzen schritt sie über die Schwelle.

Mitten in der Stube stand ein offener Sarg und rings herum brannten viele Lichter. Das Herz der Oze schrie auf; aber über ihre Lippen kam kein Laut. Sie stand wie eingewurzelt und ihre Augen starrten auf die Leiche.

Es waren viele Leute da, Männer und Frauen; aber es achtete Niemand auf sie. Eine Stimme las eintönig und bei manchem Wort stockend einen Psalm vor, und eine andere Stimme sprach halblaut die Verse nach. Das war Corsant, und laut und salbungsvoll wie ein Pfarrer wiederholte er das Amen des Vorlesers, als dieser schloß. Eine Magd brachte eine große Platte mit Brod, Käse und Wein. Die Leute griffen tapfer zu; sie traten in Gruppen zusammen. Erst flüsterten sie, dann wurde die Unterhaltung lauter und lauter. Der Wein löste die Zungen, und es befand sich unter den Gästen Keiner, der dem Todten durch Bande des Bluts nahe gestanden hätte. Corsant machte gewissermaßen den Wirth. Sein Eulengesicht mischte sich bald in diese, bald in jene Gruppe. Er ließ hier und dort in das Gespräch ein Wort einfließen, das nur von denen beachtet wurde, welche überzeugt waren, daß ihn der Verstorbene in seinem Testament reichlich bedacht haben würde; aber seiner Aufforderung, zu essen und zu trinken, kamen Alle bereitwillig nach und die Wirthschafterin, die Einzige, welche

Trauerkleider trug, sorgte, daß es an Speise und Trank nicht gebrach.

Stumm und regungslos lag der Todte in seinem Sarge, stumm und regungslos stand die Oze neben der Thüre. Sie hörten Beide nichts von dem, was um sie her gesprochen wurde, und die Unterhaltung drehte sich um alles Mögliche, nur nicht um sie. Was kümmerten sie die Ernteaussichten, die Viehpreise und die Vermuthungen über den Umfang und die Erben der Hinterlassenschaft? Der Todte fühlte nicht die Gleichgültigkeit der Lebenden, die seinen Wein tranken und sein Brod aßen, und das Herz der Oze war wie versiegelt gleich den Kisten und Schränken in der Stube und in dem ganzen Hause.

Plötzlich schreckte sie auf. Es hatte Jemand zu ihr gesprochen. Die Wirthschafterin war es, welche ihr sagte, sie möchte in die Küche gehen, wenn sie von dem Trauermahl auch ihren Antheil haben wollte.

Die Oze schüttelte den Kopf. Noch einen Blick warf sie auf die Leiche, dann verließ sie die Stube und das Haus. Das bleiche, abgezehrte Gesicht des Todten schwebte vor ihr. Es stand eine Leidensgeschichte darin, und die Oze hatte sie mit dem Herzen gelesen, las sie noch. Als sie den Wald erreicht hatte, setzte sie sich auf den nächsten Stein und weinte bitterlich.

4.

Der Ausspruch des Arztes, daß Offenge einem Schlagflusse erlegen sei, fand in Valorbe wenig Glauben. Man war viel geneigter, die Schuld an seinem Tode Corsant

zuzuschreiben. Die Voraussetzung eines Verbrechens sagte den Leuten mehr zu als die Erklärung des Arztes, und Corsant wurde fast allgemein für den Mörder seines Freundes gehalten. Dieser Verdacht hätte beinahe zu ärgerlichen Auftritten auf dem Kirchhofe geführt, wo bei Offenge's Begräbniß so ziemlich das ganze Dorf versammelt war. Als der Trauerzug herankam und man unmittelbar hinter dem Sarge Corsant, einen Trauerflor um den linken Arm, neben dem Pfarrer herhinken sah, da ging ein Murren des Unwillens durch die Menge. Man schalt ihn einen Heuchler; man rief einander zu, daß man ihm den Trauerflor vom Arm reißen müßte. Man verlangte, daß der Sarg geöffnet werde, denn die Leiche blute gewiß, und eine Stimme rief laut und dröhnend: Mörder!

Doch der Pfarrer ergriff das Wort. Seine Stimme erscholl vernehmlich über den Kirchhof hin, und der Unruhe folgte die Stille und Aufmerksamkeit, die man ihm zu zollen gewohnt war.

Corsant schien nichts von dem gewahr zu werden, was um ihn her vorging und laut wurde. Er zeigte einen würdigen Ernst. Nur änderte er während der Rede des Geistlichen seine Stellung, um nicht wieder dem durchdringenden Blick Konstantin's zu begegnen, der, unmittelbar hinter dem Kreise der Leidtragenden stehend, kein Auge von ihm wendete.

An der Seite des Geistlichen verließ Corsant wieder den Kirchhof, aber von den Leidtragenden, die er selbst unter den angesehensten Einwohnern von Valorbe ausgewählt hatte, folgten ihm nur wenige nach dem Trauerhause zurück, wo ein verschwenderisches Mahl die Feierlichkeit beschloß.

Als im Hause des Verstorbenen die gerichtlichen Siegel

abgenommen wurden, fiel ein neuer Verdacht auf Corsant. Es fand sich kein Testament vor, obgleich die Wirthschafterin versicherte, daß der Verstorbene selbst ihr letzten Martini vor zwei Jahren erzählt, er habe seine letztwilligen Verfügungen von dem Notar in Orbe aufsetzen lassen, und dieser ihre Aussagen bestätigte. Nicht minder auffallend war es, daß man außer einer Handvoll Gold- und Silberstücken kein baares Geld vorfand, und doch hatte der Verstorbene nur einen Theil des bedeutenden Vermögens, welches man ihm zuschrieb, auf Grundstücke ausgethan. Es mußte ein Diebstahl stattgefunden haben, und der Verdacht lenkte sich um so mehr auf Corsant, als dieser nicht nur an dem Abend, an welchem Offenge vom Schlage gerührt worden, einige Stunden allein bei dem Sterbenden in der Stube sich befunden hatte, in der dessen Schreibtisch stand, sondern auch keine auf Corsant lautende Schuldverschreibung in dem Nachlasse entdeckt wurde, wiewohl es allgemein bekannt war, daß Corsant wiederholt nicht unbedeutende Summen von Offenge entlehnt hatte.

Der Verdacht gegen Corsant wurde so laut und dringend, daß der Friedensrichter zu seiner Vernehmung schreiten mußte. Aber Corsant ging frei aus. Es war ja kein Wunder, wenn sich die Vermögensverhältnisse des Verstorbenen nicht so glänzend herausstellten, als man allgemein vermuthet, hatte Offenge doch stets viel Geld ausgegeben und lieber im weißen Rosse gesessen, als daheim, lieber gezecht und Karten und Kegel gespielt, als nach der Wirthschaft gesehen und gearbeitet. Da hätte der Hof manchen Zuschuß erfordert, und auch manche Spekulation wäre mißglückt. Corsant gab zu, daß er in Geldverlegenheiten gewöhnlich seine Zuflucht zu

Offenge genommen habe; allein das sei nur in früheren Jahren der Fall gewesen, und hätte es sich meistens nur um kleinere Darlehen gehandelt, worüber gar kein Schuldschein ausgestellt worden wäre. Zwischen so großen Freunden wie sie Beide sei eine solche Förmlichkeit auch nicht nöthig gewesen. Er, Corsant, hätte die kleinen Summen auch gelegentlich immer zurückgezahlt, und er erbot sich einen Eid zu leisten, daß er dem Verstorbenen keinen Centime schuldig gewesen. Einige Male hätte er allerdings größere Beträge geborgt, hierüber wies er indessen die von Offenge unterzeichneten Quittungen vor. Auch sie waren aus früheren Jahren. Er berief sich auf Zeugen über manches vortheilhafte Geschäft, welches er entweder vermittelt, oder mit eigenem Gelde gemacht hatte.

Von einem Testament hatte sein Freund nie etwas gegen ihn verlautbart. Er hob die Unbeständigkeit von dessen Neigungen hervor, erinnerte an die plötzliche Auflösung von Offenge's Verlöbniß und führte Konstantin als Beispiel an, für den der Verstorbene eine Zeit lang eine ebenso grundlose Vorliebe, wie später grundlose Abneigung an den Tag gelegt hätte. Es sei daher wahrscheinlich genug, daß der Erblasser, wenn er wirklich ein Testament gemacht, dasselbe später im Wechsel seiner Empfindungen für einen der darin Bedachten zerstört habe. Wenn Jemand, so dürfte vielleicht er die größte Ursache haben, die Vernichtung zu beklagen; denn bei seiner langjährigen Freundschaft für Offenge hätte er sich wohl mit der Hoffnung schmeicheln dürfen, von diesem mit einem bedeutenden Legat bedacht zu werden.

Der Notar in Orbe wollte sich in der That erinnern, daß Corsant unter den Legataren Offenge's genannt gewesen

sei. Sonst wußte er nur, daß es die Absicht des Verstorbenen gewesen, den Hof sammt dem Reste des Vermögens nach Abzug der Vermächtnisse einem einzigen Erben zuzuwenden. In diesem Sinne sei schließlich das Testament abgefaßt, der Name des Erben aber offen gehalten worden. Offenge habe diesen selbst einfügen wollen, und sei zu dem Zwecke eine hierauf bezügliche notarielle Erklärung, welche von dem Erblasser gelegentlich zu unterzeichnen war, dem Testamente angehängt worden.

Es schien also wahrscheinlich genug, daß Offenge selbst das Testament später vernichtet hatte. Corsant vertheidigte sich mit sittlicher Entrüstung gegen die Vermuthung, als könnte er überhaupt in der kurzen Zeit, die er allein bei seinem kranken Freunde zugebracht, dessen Sekretär durchwühlt haben. Hatte man den Inhalt dieses Sekretärs in Unordnung gefunden, wie es in Folge einer hastigen Durchsuchung der Fall hätte sein müssen? Diese Frage mußte verneint werden. Und wie hätte er auch etwas Derartiges wagen sollen, da er den Zustand seines Freundes nur für eine Betäubung in Folge des Falles gehalten hatte, aus der er jeden Augenblick wieder erwachen konnte, jedenfalls aber wieder erwachen würde? Erst durch den Ausspruch des Arztes sei er eines Andern belehrt worden. Aber es hätte dieses Ausspruches nicht bedurft, um ihn mit lebhafter Reue über den Streit, welcher dem Fall Offenge's vorausgegangen sei, zu erfüllen. Die Reue darüber und die Angst um Denjenigen, mit dem er durch eine vieljährige Freundschaft verbunden gewesen, hätten sein Gemüth wahrlich zu sehr beschäftigt und aufgeregt, um ihn an ein Verbrechen denken zu lassen.

Das Gericht fand keine Veranlassung, gegen Corsant weiter vorzugehen. Die Bewohner von Valorbe waren jedoch keineswegs von seiner Unschuld überzeugt. Er wurde von ihnen in die Acht gethan, und der Wirth zum weißen Roß mußte sich seine Besuche verbitten, wenn es nicht um seine ganze Kundschaft geschehen sein sollte. Dieser Ausschluß von dem Orte, wo er seit undenklicher Zeit seine eigentliche Heimath gehabt und wie ein König geherrscht hatte, war für Corsant empfindlicher als alles Andere. Aber er ließ es sich nicht merken; er trug den Kopf nur um so höher, und wo sich eine günstige Gelegenheit bot, goß er den beißendsten Spott über die Valorber aus. Er hielt sich Wein und Kirschwasser im Hause, sprach ihnen fleißig zu, und da er keine andere Gesellschaft hatte, als seine Tochter, so redete er gegen diese seine Verachtung der Menschen, seinen Zorn, Hohn und Spott über sie heraus.

Da Offenge keine Verwandten hinterlassen, die ihn hätten beerben können, so wurde sein Eigenthum gerichtlich zum Nutzen der Gemeinde versteigert. Corsant erschien während der Versteigerung alle Tage in dem Hause des Verstorbenen. Er saß stets in der ersten Reihe und machte über jeden Gegenstand und die Bieter beißende Bemerkungen, über die Mancher doch lachen mußte, wenn auch nur aus Schadenfreude über den Hieb, der den lieben Nächsten traf. Corsant selbst kaufte von den Möbeln und Hausgeräthen nichts. Als jedoch der Hof sammt dem Inventarium zur Versteigerung kam und von den beiden letzten Bewerbern der Eine sich schon im sichern Besitze des Hofes glaubte, that Corsant, der sich bisher ruhig auf seinem Platze gehalten hatte, plötzlich das höchste Gebot. Beim Schlage des Hammers,

der ihm den Hof zusprach, stand er auf und weidete sich an der Ueberraschung der Anwesenden, die in der That keine geringe war. Eine lautlose Stille herrschte in der Stube.

Halloh, rief Corsant mit höhnischem Umblick, ein Dieb hat den Hof erstanden! Und das da ist gestohlenes Geld, mit dem ich die Kaution leist'!

Er zog eine schmutzige, lederne Brieftasche hervor und schlug mit der flachen Hand darauf. Sagt's mir doch ins Gesicht, wenn Ihr den Muth habt, rief er von Neuem. Aber Ihr könnt Einem blos hinter dem Rücken die Ehr' abschneiden.

Die Leute verließen murrend die Stube, während er mit dem Beamten sein Geschäft abmachte.

Er hatte übrigens den Hof billig genug erstanden; denn Offenge hatte die Wirthschaft mehr und mehr verkommen lassen.

Während dessen war Konstantin schon längst wieder mit Louchard zu Berg gefahren. Der Bursche war nicht so sorglos wie sonst, und sein Gejodel ließ sich selten vernehmen. Der Auftritt in seines Vaters Hause lag wie ein Schatten auf seinem Gemüth, und die Kühe Offenge's, die unter Louchard's Heerde weideten, erinnerten ihn immer wieder daran.

So'n Thier hat es doch gut, äußerte Konstantin einmal; ihm ist's gleich, wer sein Herr ist.

Sag's nicht, versetzte Louchard; es hat auch Anhänglichkeit, und wie du's behandelst, so ist's auch zu dir. Schau, läuft dir dem Offenge seine schwarze Lobe (Kuh) nicht nach und muht, wenn sie dich sieht?

Daß Corsant Hof und Heerde gekauft habe, erfuhren Beide erst, als der neue Eigenthümer eines Tages mit

Germaine auf die Alm kam, um die Rinder in Augenschein zu nehmen.

Ja, was will denn der hier? fragte Louchard mit keineswegs freundlichem Gesicht, und Konstantin drückte sich hinter der Sennhütte fort. Er mochte Corsant nicht ins Auge sehen. Ihm war es, als ob nicht Jener, sondern er selbst eine Schuld auf dem Gewissen habe. Er ging mit so großen Schritten, als ihm die plumpen, hölzernen Schuhe an seinen Füßen gestatteten, über die Wiese fort und warf sich an deren Rande hinter einem Gebüsche nieder. Das Gebüsch verbarg eine jener tiefen und schmalen Felsspalten, die den Jura plötzlich durchfurchen. Das zu Tage liegende Gestein gab den schroffen Wänden das Ansehen, als wären sie von Riesenhänden aus ungeheuern Quadern aufgethürmt worden. Grau überragten sie die Föhren, welche aus der Tiefe heraufkletterten. In dem Gefüge hatte sich hier und dort Gestrüpp eingenistet und eine junge weiße Birke schwebte vereinsamt über dem Abgrund und zitterte in jedem Windhauch. Zwischen den Baumstämmen in der Tiefe lagen mächtige Blöcke, die zum Theil bemoost waren, und zwischen diesen suchte sich ein kleines Wasser seinen Weg nach dem Doubs hin. Den Schmugglern war das Thal wohlbekannt, und manches Pack schweizer Waaren fand durch dasselbe Eingang in Frankreich. Die Douaniers aber wagten sich nicht gern hinein. Die zahllosen mächtigen Blöcke boten ihren Gegnern zu viel Verstecke und Schutzwehren, und die Stöcke der Schmuggler waren eine gefährliche Waffe. Es ging manche unheimliche Sage von dem Thale, in dessen Tiefe die Sonne nur während weniger Stunden des Tages drang. Jetzt schwamm ein letzter goldener Hauch um die höchsten

Wipfel, während die der Sonne zugekehrte Felswand darüber wie Marmor glitzerte.

Konstantin hatte noch nicht lange gelegen, als es in dem Gebüsch, welches ihm Schatten gab, rauschte, und wie er aufschaute, stand Germaine vor ihm. Das Mädchen mochte ein bis zwei Jahre jünger sein als Konstantin. Ihre Formen begannen sich bereits zu runden, und es hätte ihrer Erscheinung nicht geschadet, wenn das Sonntagskleid von geblümtem Kattun, welches sie trug, an den Aermeln und dem Saum etwas weniger ausgewachsen gewesen wäre. Brust und Schultern hatten kaum noch Raum in dem engen kurzen Leibchen. Sie glich einem Schmetterlinge, der noch halb in der Puppe steckt. Ihr Gesicht, von dem breiten Rande eines Strohhutes beschattet, war hager und trugen dessen Züge ein schärferes Gepräge, als ihren Jahren zukam. Zwischen ihren feingeschweiften Brauen war schon jetzt etwas wie eine Falte zu erkennen und ihre großen mandelförmig geschlitzten Augen, nußbraun wie die Farbe ihrer dicken Flechten im Nacken, schauten weder kindlich unbefangen, noch schüchtern in die Welt. Es lag viel Ernst in ihnen, und wie sie jetzt denen Konstantin's begegneten, nahmen sie einen spöttischen Ausdruck an.

Was hast dich hier versteckt? fragte sie.

Ich hab' mich nicht versteckt, murrte er und kehrte sich von ihr ab auf die andere Seite.

O nein, sagte sie spöttisch, du bist nur weggelaufen, wie wir kamen. Ich sah dich über die Wiese stampfen wie einen Bären, der auf den Hinterbeinen watschelt.

Konstantin blieb stumm.

Kannst nicht antworten? fragte sie. Freilich, ich vergaß,

daß du gewohnt bist, deinen Verstand nur mit deinen Fäusten zu beweisen. Es hat Mancher keinen andern Verstand als den und hält sich für klug.

Schau, was du nicht weißt! spöttelte jetzt Konstantin von seiner Seite. Das hast wohl von deinem Vater gelernt? Ja, der ist ein Feiner.

Du hast freilich von deinem nichts lernen können, versetzte sie. — Brauchst mich nicht so anzusehen, als ob du mich mit deinen Augen verbrennen möcht'st. Ich hab' noch lang' keine Furcht vor dir. Du bist für mich nur ein dummer Jung', und ich haß dich!

Ja, sagte Konstantin, der auf seine Füße gesprungen war, mit einer Stimme, die vor Aufregung bebte, während seine schwarzen Augen flammten, von meinem Vater hab' ich nichts lernen können. Ich kenn' ihn nicht; aber ich glaub' nicht, daß er seinen Freund erwürgt und bestohlen hat.

Germaine wurde bleich wie der Tod und ihr Auge wich vor dem seinigen scheu zur Seite. Plötzlich rannte sie an Konstantin vorüber dem Thale zu. Er faßte sie an ihren Röcken und schleuderte sie zurück, daß sie in das Gebüsch fiel.

Ho, bist blind! rief er. Siehst nicht, daß da ein Abgrund ist?

Sie raffte sich auf und rannte, ohne ein Wort zu sagen, oder ihn anzusehen, durch das Gebüsch fort.

Konstantin warf sich wieder auf den Rasen, aber er war nicht ganz mit sich zufrieden, daß er sich so scharf ausgedrückt hatte. Sie ist doch nur eine Dirn', meinte er bei sich, und kann nichts dafür, daß ihr Vater ein schlechter Kerl ist. Er blieb in seinem Versteck, bis ihn ein Pfiff Louchard's nach der Hütte zurückrief.

Corsant und seine Tochter hatten sich entfernt. Louchard erzählte, was Jenen heraufgeführt hatte. Dabei schenkte er Konstantin ein Glas Wein ein und sagte:

Kannst jetzt auch 'mal trinken, da er fort ist. Das ist auf den Kauf.

Ich will nicht! rief Konstantin heftig. Und wenn ich vor Durst umkommen sollt', ich rühr' keinen Tropfen von dem Corsant an.

Na, wie du willst, versetzte Louchard und leerte selbst das Glas. Es ist dem Wein nicht abzuschmecken, wer ihn bezahlt hat. Und mir ist's gleich, wem die Kühe gehören, die ich zu besorgen hab', wenn ich nur dafür bezahlt werd'.

Konstantin war es nicht gleichgültig, obwohl er jetzt nichts sagte. Aber die Rinder Offenge's, die nun Corsant's Eigenthum waren, hörten auf, seine Lieblinge zu sein. Die schwarze Lobe mochte fortan bei seinem Anblick muhen, oder ihm auf der Alm entgegenkommen, oder nachfolgen, so viel sie wollte, er blieb nicht mehr bei ihr stehen, um ihr auf den Hals zu klopfen, er hatte keinen Schmeichelnamen für sie, und in seiner Tasche fand sich für sie kein Krümchen Salz mehr. Als es in der zweiten Hälfte des September wieder zu Thal ging, that er sich nach einem andern Dienst um. Louchard schalt ihn deshalb.

Ich hab' dich angelernt, sagte er, und wenn du noch ein bis zwei Jahre mit mir ziehst, kann dir eine gute Stell' als Senn' nicht entgehen.

Aber Konstantin wollte mit nichts zu schaffen haben, was dem Corsant gehörte, ihn mit diesem in Berührung brachte, und das Glück begünstigte ihn, daß er noch im Laufe des Winters als zweiter Senne ein Unterkommen

fand. Die Alm, auf der er nun übersommerte, gewährte einen gar weiten Umblick. Die Hütte selbst lag an dem Saume eines kleinen Gehölzes, welches sie vor dem Nordwind schützte. Dunkle Föhrenwälder, aus denen hier und dort ein weißlicher Bergrücken sich aufwölbte, sandten Morgens und Abends ihren harzigen Duft aus der Tiefe herauf, in welche die mit blauen und rothen Blumen durchwirkten Matten hinabrollten. Langgestreckte Höhenzüge, zum Theil mit borstigen Föhrenkämmen, strichen östlich und westlich, so weit Konstantin's Blicke reichten. Im Norden überragte sie der Suchet, und südlich krümmte sich die Dent de Vaulion gen Himmel, an dessen Horizont in dieser Richtung die Gipfel der savoyer Alpen ihre gezackten Linien zogen, und darüber schimmerten die Schneefelder des Montblanc gleich lichtem Gewölk. Der Leman, welcher den Fuß der savoyer Bergriesen bespült, blieb unsichtbar in der Tiefe; dagegen blitzte nordöstlich ein schmaler Streifen des Sees von Neuchatel wie ein Silberfaden aus grünem Gelände, und Städte und Dörfer waren an seinem flachwellenden rechten Ufer erkenntlich. Gen Westen strichen die niedrigen Höhen Frankreichs, an dessen Grenze der Montd'or Wache hielt. Weiter zurück schaute der Noirmont mit finsterer Miene nach dem gesegneten Lande französischer Begehrlichkeit.

Alle diese Herrlichkeit der Natur, die heute im hellen Sonnenschein funkelte, morgen eine ernste Miene machte, oder in ein Meer wallender Nebel versank, gehörte dem Blick des jungen Sennen, und er durfte die Hoffnung hegen, hier oben in nicht zu ferner Zeit als der Erste schalten und walten zu können; denn der Meister Senne war alt und dachte daran, sich auf einem Stück Land, das er im Thale

besaß, mit seinen Ersparnissen zur Ruhe zu setzen. Aber es war noch nicht Konstantin's Sache, sich um die Zukunft Sorge zu machen.

Die Oze besuchte ihn zuweilen, um die Kräutervorräthe, die er gesammelt, und die Löffel und Quirl, die er in seinen freien Stunden geschnitzt hatte, in Empfang zu nehmen. Sie mußte nach wie vor hart schaffen, wenn das Jahr nicht länger werden sollte als die Brodtage. Für Konstantin hatte sie allerdings nicht mehr zu sorgen; dagegen bedurfte die Großmutter der Pflege; denn es begannen sich bei ihr die Folgen eines langen, umherirrenden Lebens in heftigen Gliederschmerzen einzustellen, die sie oft Wochen und Monate lang an das Haus und das Lager fesselten und zur Arbeit unfähig machten. Von ihrem Sohne wollte die Oze keine Unterstützung annehmen.

So lang ich allein fertig werden kann, laß ich mir nicht helfen, sagte sie, und halt' du's auch so, Konstantin; sei redlich und hilf dir selber!

Sei redlich und hilf dir selber! Das war die Moral, nach der sie ihren Konstantin erzogen hatte. Von dem Christenthum wußte sie eben nicht viel.

Da sie seinen geringen Lohn nicht mit ihm theilen wollte, so schnitzte Konstantin um so fleißiger für sie. Er liebte sie nicht nur, sondern war auch stolz auf sie. Hatte er doch von den Schmugglern, welche in die mütterliche Hütte kamen, die Energie, Umsicht und Kühnheit der Oze oft genug rühmen hören, und in dem Munde dieser entschlossenen Männer, deren Erzählungen von ihren Abenteuern Blitze aus seinen Augen lockten, wog ein solches Lob nicht leicht. Er hatte Geschick zu den Schnitzereien, die immer sauberer und zier-

licher herzustellen er sich Mühe gab, und es freute ihn, wenn ihm die Mutter berichtete, daß die Leute seine Arbeit gelobt hätten. Auch noch einen andern Reiz hatten diese Arbeiten für ihn. Es ließ sich dabei so Vieles sinnen und denken. Die Gedanken schienen ihm ordentlich aus dem Holze entgegen zu quellen, dem er Gestalt zu geben beschäftigt war. Seine Gedanken nahmen freilich meistens keine so bestimmte Gestalt an, wie das Holz unter seinem Messer. Sie glichen den Sommerfäden, die im Winde treiben und hier an einem Strauch, dort an einem Zaun, an dem Hut eines Menschen oder dem Giebel eines Hauses sich anheften und hin und her wehen, bis sie zerreißen. Konstantin konnte es sich ausdenken, in welche Hände das Geräth gelangen würde, an dem er eben schnitzte; wie die Menschen aussähen, die es gebrauchten; wie sie wohnten, was sie thäten und dächten. Er sah sie ganz deutlich vor sich, so daß er sie hätte beschreiben können, wie er als Knabe die Zwerge, Riesen und Feen vor sich und in dem Montd'or, wenn ihn die Morgensonne vergoldete, den funkelnden Palast seiner Märchenprinzen gesehen hatte. Der dürre Zweig, den der Bach mit sich forttrug, führte ihn zu Thal. Sein Geist begleitete die Schmuggler, die er kannte, auf ihrem gefährlichen Wege und ließ sie Abenteuer und Kämpfe bestehen. Er schwang sich mit dem Habicht, der über dem Walde kreiste und dann fortschoß, in die Luft und sah unter sich fremde Thäler und Dörfer und Städte mit vielen Thürmen, Schiffe zogen auf breiten Strömen dahin, und glitzernd und endlos breitete das Meer sich aus. Dieses Schweifen und Schweben seiner Gedanken hatte einen gar verführerischen Reiz für ihn, wie in seinen Knabenjahren die phantastischen Erzählungen der Großmutter. Er

ließ sich lieber und lieber von seinen Einbildungen fortragen; es war ihm wohl bei seinen Träumereien und wiederum weh, und er war oft unruhig und traurig, ohne daß er wußte warum.

Liebe war es nicht, was ihn quälte. Er kümmerte sich um die Mädchen nicht und verstand ihre freundlichen Blicke ebensowenig wie die Absicht ihrer Hänseleien, oder ihre stark zur Schau gestellte Gleichgültigkeit gegen ihn.

Es ging eine Veränderung in seinem Wesen vor, welche die Oze in der Stille bekümmerte. Seine Mienen nahmen einen träumerischen, fast apathischen Ausdruck an. Er ließ die Arme schlaff an dem kräftigen Körper herabhängen, und Gang und Haltung verloren die Anspannung und Energie. Freilich bedurfte es einer oft nur geringfügigen Veranlassung, um das unter der Asche schlummernde Feuer hell auflodern zu lassen. Wenn sein Muth herausgefordert wurde, dann dehnte sich seine breite Brust und seine Muskeln wurden zu Stahl; dann athmete er mit weit geöffneten Nasenlöchern wie ein junger Stier, dann flammten seine schwarzen Augen gleich dem elektrischen Feuer der Gewitterwolke. Aber seine Beschäftigung bot nur selten Gelegenheit zu einer Anspannung seiner Kräfte. Ihre Einförmigkeit und die Einsamkeit auf der Alm begünstigten vielmehr das Sinnen und Träumen.

Was zersinnst du dich denn so? fragte ihn eines Tages die Mutter, als sie auf die Alm kam und ihn, den Kopf in die Hand gestützt, auf der Bank vor der Hütte sitzend fand.

Ja, ich weiß nicht, entgegnete er langsam. Ich möcht' was thun.

Aber du hast ja deine Arbeit.

Freilich, aber das ist immer dasselbe. Ich möcht' was Anderes — ich weiß nicht was.

Ich möcht' fort, Mutter.

Die arme Oze erschrak tödtlich. Sie war so glücklich, daß er festen Fuß im Leben gefaßt, wenn auch nicht in der Weise, wie sie einst gehofft hatte, und nun wollte er Alles aufgeben und fort, um dem Ungewissen in der Fremde nachzujagen! Sie stellte ihm vor, daß er es nirgends besser haben könnte, als zu Hause. Die Welt sei überall so gut und so schlecht wie daheim.

Daheim, murmelte Konstantin nach einer Weile. Aber ich bin nirgends daheim.

O, Konstantin, rief die Oze, bist du nicht hier geboren und drunten in der Kirche von Valorbe getauft und zum Christen gemacht, und hast du nicht hier dein Geschäft und dein Brod?

Ihre bekümmerten Mienen machten einen tiefern Eindruck auf ihn als ihre Gründe. Sie klagte nicht, wie unglücklich sie sein würde, wenn er wegginge, aber in ihren traurig auf ihn gerichteten Augen stand es geschrieben.

Na, ich geh' noch nicht, Mutter! sagte er endlich und blickte mit einem Seufzer den Wolken nach, die gen Süden zogen.

Das war ein schwacher Trost für die Oze, und als sie zu Hause mit ihrer Mutter von Konstantin sprach, äußerte diese:

Wer unstät geboren ist, der bleibt auch unstät.

Sie erzählte aus ihrem Leben, wie sie es zuweilen an einem Orte gar gut getroffen, aber dennoch nicht auszudauern

vermocht hätte. Zuletzt hätte sie sich wie in einem Gefängniß gefühlt, so daß sie wieder hätte zum Wanderstab greifen müssen, um frei zu werden.

Ich wär' auch von hier schon längst wieder fortgezogen, schloß sie, wenn du nicht so eigensinnig wärst. So gut wie hier können wir es überall haben.

So sprach sie, während sie sich vor rheumatischen Schmerzen kaum von dem Stuhl zu erheben vermochte, auf dem sie saß.

5.

Aus dem weißen Roß tönten Trompete und Klarinette, und dazwischen schnurrte und brummte die Baßgeige. Es gab Tanz im Wirthshause, denn es war Sonntag vor Fastnacht, und wie in Valorbe, so feierte man heute im ganzen Kanton das Fest der „Brandons", das heißt das Fest der Feuerbrände. Schon Tags zuvor war in den Wäldern manche Föhre den Axtstreichen der Dorfbuben erlegen und jubelnd nach den hervorragendsten Punkten des Gebirges geschleppt worden, wo sie, in Theer getaucht, wieder aufgerichtet und große Scheiterhaufen herumgebaut wurden. Alle Kinderaugen schauten voll Ungeduld wieder und wieder nach der Sonne, die heute gar nicht untergehen wollte, während im weißen Rosse die erwachsene Jugend tanzte und trank. Die niedrige Wirthsstube war trotz der geöffneten Fenster voll Staub und Tabaksqualm. Die Klarinette quakte, die Baßgeige machte schrumm! schrumm! und von Zeit zu Zeit schmetterte die Pistontrompete lustig und hochmüthig darein. Der Fußboden dröhnte von dem Gestampf der Tanzenden,

und dazwischen schlugen Jauchzer hell auf und übertönten selbst die Musik. Ueberall Lärmen und Lachen und eifriges Pochen mit den geleerten Schoppen auf dem Tische. Auch an der Würze rasch auflodernden und ebenso rasch wieder verrauchenden Streites fehlte es nicht. Namentlich erregte die Bevorzugung der kräftigen Eisenarbeiter von la Dernière seitens der Mädel manchen Neid und manche Eifersucht. Die Wangen glühten, die Augen blitzten und lachten. Die Lebenslust schlug schäumende Wellen. Vor dem Wirthshause tanzten die Kinder, und dann und wann trat ein erhitztes Paar in die Hausthüre und athmete in tiefen Zügen die kühle Luft ein.

Konstantin schaute von draußen durch eines der offenen Fenster dem Tanze zu. Er hatte beide Ellbogen auf dem Fensterkopf und das Kinn auf die Hände gestützt, und im Munde hatte er eine kurze Thonpfeife, die schon längst nicht mehr brannte. Tanzen konnte er nicht und er hatte auch unter den Mädchen keine Bekanntschaften. Im Grunde hielt ihn aber nur die Blödigkeit fern, und seine Augen folgten nicht den lustigen Burschen, sondern den Mädchen, wie sie in dem Staube und Rauch der schwülen Stube sich drehten. Die langen Spitzen der baretartigen Hauben von schwarzer Seide flatterten um manches hübsche Gesicht.

Er war nicht der einzige Einsame in der Lust, die ihn seltsam traurig machte. Da drinnen in der Stube saß Eine, die war ebenso allein. Nur dann und wann wechselte sie ein flüchtiges Wort mit ihren Nachbarinnen. Aber kein Bursche zog sie zum Tanze auf, obgleich sie hübscher war wie Manche, die sich fortwährend auf dem Plane drehte. Sie saß mit übereinander geschlagenen Armen nachlässig auf ihrem Stuhle und sah spöttisch und finster der Lust zu. Konstantin schaute

wiederholt nach ihr hin. Er wußte, warum keiner der Burschen mit ihr tanzen mochte. Es war Germaine Corsant. Die Zeit hatte den Fleck nicht ausgelöscht, der auf dem Namen ihres Vaters ruhte, und es war natürlich, daß auch sie darunter zu leiden hatte. Aber sie that auch nichts, um die Meinung des Dorfes gegen sich zu entwaffnen. Im Gegentheil, die Schärfe ihrer Zunge, von der Konstantin einst auf der Alm einen kleinen Vorgeschmack erhalten hatte, gab der ihres Vaters nichts nach. Weibliche Milde und Sanftmuth schienen ihrem Wesen völlig fremd. Niemand im Dorfe entging ihrem bittern Spotte; aber es konnte sich Niemand beklagen, daß sie hinter seinem Rücken schlecht von ihm redete, denn sie schnellte ihre scharfen Pfeile Auge in Auge ab. Es schien ihr Freude zu machen, wenn sie sich den Leuten in Wort und Benehmen recht höhnisch und voll Verachtung zeigen konnte. Keine Seele im Dorfe mochte sie leiden, selbst Diejenigen nicht, die nicht besser waren als sie. Indessen bewirkte die Abneigung, welche die Burschen für sie an den Tag legten, daß die Mädchen ihr eine äußerliche Freundlichkeit bewiesen, wenn sie mit ihr zusammentrafen. Sie fürchteten ihre Hübschheit und litten lieber von ihrer Zunge, als daß sie jene durch offene Feindseligkeit herausgefordert hätten. Diese Furcht war für das starke Geschlecht eben nicht sehr schmeichelhaft; aber die Mädchen mochten instinktmäßig ahnen, daß die Abneigung der Burschen gegen Germaine schwerlich Stand halten dürfte, wenn sie es sich vornahm, ihnen die Köpfe zu verdrehen. Es war also besser, Germaine eine gewisse Freundlichkeit zu zeigen, und war sie zugegen, so konnten selbst Diejenigen darauf rechnen, als liebenswürdig zu erscheinen, die von dieser höch-

sten weiblichen Tugend in den Augen der Männer nur einen geringen Theil besaßen. Germaine dachte nicht daran, den jungen Männern gefallen zu wollen. War sie schneidig und bitter gegen Alle, so mischte sich in ihr Benehmen gegen die jungen Burschen noch dazu eine unverhohlene Geringschätzung. Warum kam sie denn aber zum Tanze? Sie fehlte nie bei den öffentlichen Vergnügungen, obgleich sie wußte, daß sie von den Burschen unbeachtet bleiben würde. Diese meinten, sie käme nur, um sich über sie und Alle lustig zu machen. Gewiß ist, daß sie es that, und gewiß, daß die absichtliche Vernachlässigung, deren Gegenstand sie war, nicht besänftigend auf ihr schneidiges Wesen wirkte.

Seit der Begegnung auf der Alm hatte sich Konstantin nicht weiter um sie bekümmert, und sie war seitdem ein hübsches Mädchen geworden. Ihre kleine, ebenmäßige Gestalt verdunkelte manche Dorfgrazie, die sie um mehr als Kopfeslänge überragte. Ihr Gesicht war mehr rund als länglich und von einer blassen, bräunlich angehauchten Farbe. Die Stirn, von der das Haar zurückgestrichen und am Hinterkopfe in dicken Flechten um einen Kamm mit blanker Metalleinfassung gewunden war, wölbte sich energisch über den glänzenden, nußbraunen Augen, deren dunkle Brauen fast ineinanderflossen. Die Nase war ein wenig stumpf, und von dem vorschwellenden Munde bemerkte Konstantin, daß er klein und hübsch war. Die kurzen Ohrläppchen zierten einfache, goldene Ringe. Ihr Kleid war von dunkler Farbe. Ihr rother Mund wäre noch hübscher gewesen, wenn ihn nicht ein Ausdruck des Hohns umspielt hätte. Konstantin bemerkte, wie dieser sich allmählich steigerte und ebenso wieder verschwand, während sich eine Falte zwischen ihren Brauen

vertiefte, Augen und Stirn sich verfinsterten, und die Lippen sich fest zusammenpreßten. Dann richtete sie den Oberkörper stolz auf, und wie sie wieder in ihre nachlässige Haltung zurücksank, begann es auch wieder verächtlich um ihren Mund zu zucken.

Sie schien es endlich zu fühlen, daß ein fremdes Auge auf ihr ruhte; sie wendete den Kopf und ihre Blicke begegneten denen Konstantins, welcher schnell wegsah. Einige Minuten später wanderten seine Augen wieder in der Richtung, wo Germaine saß, und wieder wandte sie den Kopf und sah ihn an. Er wurde roth und schaute eifrigst nach der entgegengesetzten Seite. Aber Germaine mußte eine magnetische Kraft auf ihn ausüben; denn schließlich richteten sich seine Blicke wieder auf sie und trafen die ihrigen, wie sie gerade auf das Fenster zuschritt, an dem er stand. Er prallte zurück und ergriff die Flucht, und es war ihm, als vernehme er ein höhnisches Lachen hinter sich her.

Die Dämmerung brach herein, und wie das Blau des Himmels in Grau sich verwandelte, leuchtete es auf den schroffen Klippen, dem Eisenhammer gegenüber, wie ein Stern auf, der größer und größer wurde. Ein lauter Jubelruf begrüßte das goldene Aufflammen des ersten Brandon. Im weißen Rosse verstummte die Musik. Die Tänzer und Tänzerinnen eilten aus der Wirthsstube ins Freie, und nur die Alten blieben bei ihren Schoppen sitzen. Und Flamme um Flamme loderte von den Höhen empor, die das schmale Thal einschlossen. Auf allen Vorsprüngen, die von dem Thale aus sichtbar waren, in der Tiefe und Höhe, nah und fern, entzündete sich goldenes Licht. Selbst von dem Gipfel der Dent de Vaulion leuchtete ein Feuer. Der Nordwind,

welcher über das Gebirge strich, drückte die Flammen bald nieder, daß sie erloschen schienen, bald jagte er sie hoch auf, daß die Umrisse der nächsten Felsen deutlich zu erkennen waren, so wie die Buben, welche um die Feuerbrände herumtanzten, jubelten und schrieen, mit schweren Ketten rasselten und Puffer und Pistolen abfeuerten. Durch die Feuer und das Lärmen, von dem die Berge widerhallten, sollten die bösen Luftgeister vertrieben werden. Es war der Winter, den man verjagte; sein unheimliches Reich war zu Ende, und schon spürte man in der Luft die ersten Vorboten des Frühlings. Manches Feuer brannte auch unsichtbar mitten im Gebirge. Konstantins Großmutter hatte ein solches vor ihrer Hütte angezündet und ließ ihre beiden Ziegen darüber springen. Mancher Bauer that im Walde dasselbe mit seinen Rindern. Das heilige Feuer sollte alles Böse aus den Thieren austreiben und sie feien gegen Krankheit und Unglück.

Die Trompete im weißen Roß ließ sich wieder vernehmen, die Klarinette stimmte einen Schottischen an. Es war schwer, diesen Lockungen zu widerstehen. Ein Pärchen nach dem andern ließ sich von ihnen verführen. Man hatte sich an den Frühlingsfeuern satt gesehen, man hatte sich abgekühlt, und in manchen Herzen war draußen in der Dunkelheit der Brandon der Liebe lodernd aufgegangen, und ein Tanz schien das beste Mittel, die Flamme zu löschen, die schon aus den Augen hell herausschlug.

Konstantin schlenderte durch das Dorf. Es wisperte und flüsterte in manchem Schatten und huschte verdächtig um die Ecken der Häuser, wie er vorüberkam; aber er achtete nicht darauf. Er dachte der Zeit, da er auch sein Feuer auf den Bergen angezündet hatte. Waghalsig, wie er als Bube ge-

wesen war, hatte er sich für seinen Brandon stets Plätze ausgesucht, wohin sich so leicht kein anderer Bube wagte. Er suchte diese Stellen, wie er auf dem Platz bei der Kirche stand: nur an einzelnen brannte ein Feuer. Um seinen Mund spielte ein zufriedenes Lächeln, aber es verschwand bald wieder. Eines der Feuer, welche mit den Sternen und gleich ihnen durch die Nacht leuchteten, fesselte seine Aufmerksamkeit. Es brannte tiefer als die übrigen und schien über der Orbe zu schweben, deren Rauschen sich in die ferne Tanzmusik mischte. Hinter dem Feuer erhob sich eine nackte Felswand, die sich droben in der Dunkelheit verlor. Neben dem Feuer hockten zwei baarhäuptige Buben auf dem Boden und hinter ihnen gähnte es wie der offene Rachen eines riesigen Löwen.

Das sind muthige Jungen! sagte Konstantin zu sich selbst. Er kannte die Stelle wohl, aber es war ihm nie eingefallen, dort ein Fastnachtsfeuer anzuzünden, nicht als ob es besonders gefährlich gewesen wäre, zu ihr zu gelangen. Sie war im Gegentheil viel leichter zugänglich als manche andere. Der Ort galt jedoch für nicht geheuer, und jener Löwenrachen — wenigstens erschien er der Einbildung Konstantins in der Beleuchtung des Feuers als ein solcher — bildete den Eingang zu den Feengrotten. Wie es in dem Innern der Grotten beschaffen war, wußte Niemand zu sagen, und Konstantin selbst hatte sich als Knabe, und zwar bei Tage, nie viel weiter als über die Schwelle hineingewagt.

Es gingen manche hübsche, aber noch mehr grausige Sagen von den gespensterhaften Bewohnern der Grotten um. Nicht weit von der Stelle, wo Konstantin stand, brei-

tete eine Platane ihre nackten Aeste, von denen noch die stacheligen Früchte des vorigen Jahres an langen Fäden herabhingen, nach allen Richtungen hin weit aus. Darunter befand sich eine Bank. Konstantin näherte sich ihr in Gedanken an die Geschichten, welche von den Höhlen im Schwange wären. Erst jetzt bemerkte er, daß schon Jemand auf der Bank saß, und eine Stimme, deren Altklang sein Ohr angenehm berührte, fragte ihn, was er wolle?

Ich will nichts, antwortete Konstantin.

Warum bist du mir denn nachgekommen? lautete die neue Frage.

Die Gestalt erhob sich und Konstantin erkannte Germaine Corsant. Er trat einen Schritt zurück.

Warum antwortest du nicht? fragte sie fast mit Heftigkeit. Ich hab's schon bemerkt, daß du mich im Wirthshaus immer angegafft hast, und jetzt schleichst mir gar nach. Was willst von mir?

Kannst schon denken, daß ich dir zuletzt nachgehen würd', versetzte er unmuthig.

Ja, ich kann's mir denken, sagte sie und warf den Kopf in den Nacken, und darum leid' ich's von dir nicht, daß du mich so angaffst, wie du gethan hast. Von dir nicht. Du kannst mir das Messer in die Brust stoßen, aber mich nicht anglotzen, als wär' ich ein Wunderthier. Ich weiß, was du denkst, aber ich kann dir die Gedanken nicht ausreißen.

Ich versteh' nicht, was du meinst, erwiederte Konstantin, von ihrer Leidenschaftlichkeit betroffen und verwirrt. Ich hab' nichts Böses gedacht.

Du lügst! rief sie. Meinst, ich hätt' vergessen, was du mir droben auf der Sommerweid' gesagt hast?

Geh, entgegnete er, ich hab' noch mein Lebtag nicht gelogen.

Sie trat nah an ihn heran und blickte ihm prüfend in das Gesicht. Es überlief ihn heiß.

Du weißt aber, was die Leute von uns reden? fragte sie nach einer Weile.

Er nickte.

Ah, sie können nicht so schlecht von mir reden, wie ich von ihnen denke, rief sie mit blitzenden Augen. Ich wollt', ich könnt's ihnen so ganz sagen und zeigen.

Konstantin wandte sich von ihr ab. Es that ihm weh, sie so reden zu hören. Er wollte gehen und blieb doch.

Warum sagst jetzt wieder nichts? fragte sie, da er stumm blieb.

Ich weiß nicht, was wir Beide überhaupt mit einander zu reden haben, äußerte er finster. Aber ja, doch; ich hab' mich noch nie darum gekümmert, was die Leute von mir halten. Freuen wollt' ich mich aber nicht darüber, wenn sie von mir schlecht sprächen. Ich verdient's, wenn ich's thät'.

Du weißt nicht, wie die Menschen sind, entgegnete sie mit wogender Brust. Sie sind's nicht werth, daß sich Einer über ihr Gered' ärgert. Und ich ärgere mich auch nicht. Mir ist's gleich, was sie Alle von mir halten und auch du. Ich kümmere mich keinen Strohhalm darum. Ich lach' über sie und über dich, und ich veracht' euch Alle. Einem hinter dem Rücken die Ehr' abschneiden, das ist Alles, was Ihr könnt, und ich sag' dir — ich sag' dir — —

Sie stockte und kämpfte mit sich. Konstantin wartete gespannt, daß sie fortfahre. Da es nicht geschah, sagte er mit einem traurigen Tone:

Du hast keine Ursach', über mich zu lachen, du gewiß nicht. Und weil du mich einmal zur Red' gestellt hast: ich wollt', ich hätt' nicht gesehen, was ich gesehen hab'; aber die Ehr' hat Euch Keiner abgeschnitten. Die Ehr' —

Die Ehr' habt ihr euch selbst abgeschnitten, wollte er sagen; allein er brach ab.

Ich will dein Mitleid nicht, rief Germaine wieder heftig. Und es ist nicht wahr, was die Leute von dem Vater sagen. Das Gericht hat keine Schuld an ihm gefunden.

Sie athmete tief auf: es war heraus, was sie zuvor nicht über ihre Lippen zu bringen vermocht hatte.

Konstantin schüttelte den Kopf, und Germaine rief höhnisch auflachend:

Für Euch müßt' eine Kuh den Mund aufthun, wie der Esel in der heiligen Schrift. — Du bist ebenso schlecht, wie sie Alle, und ich wollt', ich wüßt' was, das ich dir anthun könnt'. Ich sag's dir, nimm dich in Acht vor mir. Du hast mir einen Stein vor die Füße gerollt; sieh zu, daß du nicht selbst darüber stolperst!

Damit ließ sie ihn stehen.

Corsant saß beim Abendbrod, als sie nach Hause kam. Vor ihm stand ein saftiger Schinken, der Rest der Festspeise des heutigen Mittags, wozu noch Sauerkraut gehört hatte, und Brod, Käse und Wein. Es war bewunderungswürdig, wie geschickt Corsant dünne, große Scheiben von der Schinkenkeule abzulösen verstand. Er hatte den Rock ausgezogen und die Serviette unter das doppelte Kinn gebunden.

Na, bist schon wieder da? begrüßte er die Tochter. Du bist ja noch ganz roth vom Tanz.

Du weißt, daß ich nicht getanzt hab', erwiederte Germaine.

Was, wieder nicht? rief Corsant mit ironischem Erstaunen. Na, ich hätt' geschworen, wie ich dich so erhitzt sah, daß du diesmal dein Stück durchgezwungen hast.

Germaine, welche sich ihm gegenüber an den Tisch gesetzt hatte, sah ihn finster an.

Er lachte laut.

Vater, sagte sie fast drohend, lach' nicht.

Er nickte spöttisch, indem er ein Stück Schinken zum Munde führte.

Iß was! murmelte er kauend.

Die Tochter gab seiner Aufforderung aber keine Folge. Sie stützte den Kopf in die Hand und starrte auf den leeren Teller, der vor ihr stand. Es mochten keine angenehmen Gedanken sein, die sie beschäftigten; denn ihre feingeschweiften Brauen waren zusammengezogen und wieder stand auf ihrer jugendlichen Stirn die tiefe Falte.

Der Vater betrachtete sie, während er mit Behagen aß und trank. Zuweilen schüttelte er unmerklich mit dem Kopfe. Er war noch stärker geworden, seit er den Hof erstanden hatte und seine scharfgebogene Nase zwischen den feisten Wangen noch röther von der Blume des Weins. Der Hof erholte sich unter ihm langsam von seinem Verfall, was um so mehr sagen wollte, als Corsant gegen seinen Magen keineswegs unzärtlicher geworden war, und er selbst für höhern Lohn kein ordentliches Gesinde erhalten konnte. Es ging namentlich anfangs nur zu ihm, wen Niemand anders mochte. Wenn sich jedoch die Knechte und Mägde einbildeten, in seinen Diensten ein faules und lüderliches Leben

führen zu können, so irrten sie gründlichst. Er regierte sie mit eiserner Hand. Da gab es denn häufigen Wechsel des Gesindes auf dem Hofe, und Lärmen und Streit waren an der Tagesordnung. Er selbst arbeitete nicht viel mit; aber er verstand die Anordnung, und was nicht weniger werth war, die Erträge seines Hofes im günstigsten Augenblicke loszuschlagen. Die Speculation war sein Steckenpferd. Die Leute im Dorfe mußten zugeben, daß er ein tüchtiger Wirth sei, allein ihre Meinung über seinen Charakter änderte sich nicht. Es half ihm auch nichts, daß er an den Sonntagen regelmäßig zur Kirche ging und seiner Zunge nicht mehr so frei über Andere die Zügel schießen ließ, wie er denn überhaupt bemüht war, eine gewisse Würde an den Tag zu legen. Er blieb ein Ausgestoßener.

Ich will dir was sagen, Germaine, begann er endlich, nachdem er den letzten Bissen mit einem vollen Glase hinuntergespült hatte. Es ist Alles Schnickschnack, was du treibst. Spotte über die Menschen, so viel du willst, sie verdienen es. Aber du wirst sie doch nicht zwingen, daß sie mit dir tanzen.

Ich will gar nicht tanzen! sagte Germaine und hob den Kopf auf.

Pah, du willst ihnen zeigen, daß du dir aus ihnen nichts machst, entgegnete der Vater. Du bist klüger wie sie, aber wie du es anfängst, das ist dumm. Siehst denn nicht ein, daß du trotz Allem im Nachtheil bist, wenn du so verlassen dasitzest, während die dümmste Gans vor deinen Augen herumhüpft? Die albernste Dirn triumphirt dann über dich.

Eine lebhafte Röthe überzog Germaine's Wangen, während Corsant sich frisch einschenkte und fortfuhr:

Es gibt nur ein Mittel, wenn die Menschen deine Verachtung bis ins innerste Herz hinein fühlen sollen: sie müssen dich beneiden. Dazu haben sie bis jetzt keine Ursach'. Aber sie sollen schon Ursach' finden. Du mußt heirathen, Geld mußt du heirathen, viel Geld, und dann sieh zu, was sie für Gesichter schneiden, wenn du ihnen zeigst, daß sie alle für dich nicht da sind.

Die Lippen des Mädchens kräuselten sich leicht.

Heirathen mußt du! wiederholte der Vater und schlug mit der fleischigen Hand auf den Tisch.

Es will mich Keiner, murmelte Germaine nach einer Weile düster.

Pah, rief er, Valorbe ist nicht die Welt. Du bist schon hübsch genug, ohne Geld bist auch nicht, da findet sich leicht Einer, der noch mehr hat wie du. Ich will's schon fertig machen. Geduld, Geduld, wir kriegen sie noch unter! Die Dummköpfe, sie haben sich eingebild't, mir könnten sie den Daumen auf's Aug' drücken. Ja, da müßt' Einer früher aufstehen. Ich weiß, was es heißt, nichts haben. Wie ich noch ein kleiner Bub' war, bin ich oft mit hungrigem Magen auf meinen Strohsack gekrochen und den Spott über meinen lahmen Fuß hatt' ich als Zukost. Jetzt werd' ich ihnen zeigen, was es heißt, mehr haben als sie. Den hinkenden Teufel nannten sie mich. Aber der hinkende Teufel hatte mehr Witz wie sie und er sah's bald, daß die Klugen die Welt regieren. Ich hab' ihnen den hinkenden Teufel eingetränkt und die dummen Teufel merkten's nicht einmal, wenn ich sie beim Kragen hatt'. Es hat mir Mancher dienen müssen, der sich einbildete, ich sei nur dazu da, für ihn die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Es war ihnen nicht

sauber genug, das Geld, das sie doch gar zu gern in ihrer Tasche gehabt hätten. Dummköpfe, das Geld hat ja keinen Geruch, und ich sag' dir's, der Tag wird kommen, wo sie mir wegen meines Geldes schön thun werden, als ob ich ein Mädchen wär', das sie freien möchten.

Er holte sich aus dem Wandschranke eine frische Flasche und, wie er sich einschenkte, sagte er:

Ohne Presse gibt's keinen Wein, und der Kluge preßt die Dummen aus, dazu sind sie in der Welt. Der Wein und das Geld erfreuen des Menschen Herz. Der hinkende Teufel war nicht dazu geboren, ein armer Teufel zu bleiben. Ha, ha, ha! Und du hast's auch gelernt, dir die Butter nicht vom Brode nehmen zu lassen. Möcht' aber die Butterbrode nicht essen, die du den Andern streichst. Bestreust sie zu dick mit Salz.

Er lachte wieder, während die Brust seiner Tochter hoch aufschwoll.

Versalz' nur deinem Mann nicht die Suppe, fuhr er fort. Wärst nicht so scharf — aber es gefällt mir, daß du so bist — dann hätt' sich wohl auch hier im Dorfe ein Mann für dich gefunden. Denn die Menschen sind so erbärmliche Hundsfötter, daß sie für Geld zu Allem fähig sind. Aber es soll dich Keiner von ihnen kriegen. Nach außen hin sollst du heirathen. Dann ist der Neid um so größer, weil sich die Menschen Alles noch einmal so prächtig vorstellen, was sie nicht beständig vor der Nase haben. Fort sollst von hier.

Ja fort, murmelte Germaine, fort, fort von hier.

Ho! ho! schau Einer das kleine Frauenzimmer an! lachte er. Hast's wirklich so eilig?

Ja, Vater! Bald oder nie, rief sie mit glühenden Wangen, stand auf und ging in ihre Kammer.

Fort! wiederholte Germaine in ihrer Stube und trat an das Fenster und blickte hinaus in die Nacht. Noch brannten hier und da auf den Höhen einzelne Feuer. Ihr Auge blieb an einem derselben haften, und sie spann den Gedanken fort, der in jenem Ausruf lag. Endlich schüttelte sie den Kopf. Das Feuer war verloschen, an dem ihr Blick gehangen. Sie trat von dem Fenster zurück und setzte sich auf den Stuhl vor ihrem Bette. Sie saß und sann, die Hände im Schooß gefaltet und den Kopf auf den Busen gesenkt. Das Licht, welches sie mit heraufgebracht hatte, warf seinen Schein auf ihr Gesicht. Kein Hohn, kein Trotz, keine Verachtung war mehr darin zu lesen, nichts als eine unendliche, ergreifende, eine hoffnungslose Traurigkeit.

6.

Konstantin ging ärgerlich nach Haus. Wie kam Germaine dazu, ihm solche Dinge zu sagen? Sie Beide hatten doch am wenigsten mit einander zu schaffen, und er hatte sich nie um sie gekümmert. Daß sie nicht freundlich gegen ihn gesinnt sein konnte, war natürlich; aber er hatte ihr persönlich nichts in den Weg gelegt. Ueber ihre Drohung lachte er, und doch lag etwas darin, das ihm zugleich schmeichelte und weh that. Dann wieder reute es ihn, daß er gutmüthig gegen sie gewesen war. Die Leute hatten in ihrem Urtheil über sie recht. So wie sie spricht Keine, die gut ist. Aber was ging sie ihn überhaupt an? Er wollte nicht mehr an sie denken.

Nein, er dachte nicht mehr an sie. Aber war es nicht wunderlich, daß gerade sie ihm in den Weg kam? Es ist kurios, meinte er.

Seit dem Tode Offenge's hatte er es vermieden, seine Schritte nach dessen ehemaligem Hause zu lenken, wenn er in der Dämmerstunde durch das Dorf schlenderte. Am Montag stand er in der Abenddämmerung plötzlich vor dem Hause, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen sei. Das Wohnhaus war frisch geweißt, Thüren und Fensterläden neu angestrichen worden. Das bemerkte er, und nun fiel ihm ein, wo er sei. Rasch drückte er sich an dem Hause vorüber. Es war nur gut, dachte er, daß ihn Niemand bemerkt hatte. Er wartete, bis es völlig dunkel geworden war, bevor er zurückkehrte. Er war in der verdrießlichsten Stimmung. Germaine hatte ihn schon gestern in dem Verdacht gehabt, daß er ihr nachgeschlichen sei. Sie mußte darin bestärkt werden, wenn sie ihn gesehen hatte. Ja, das sollte ihm noch einfallen, daß er ihr zu Gefallen ginge.

Er ging nicht wieder an dem Hofe Corsant's vorüber. Aber an Germaine dachte er trotzdem. Er wehrte sich dagegen und lenkte seine Gedanken gewaltsam auf andere Gegenstände; er suchte alle mögliche Arbeit hervor, selbst unnütze; doch plötzlich schauten ihn Germaine's Augen an, oder er sah sie vor sich, wie in der Wirthsstube, wie unter der entlaubten Platane neben der Kirche. Er vermied es, die Wege zu gehen, auf denen er ihr möglicherweise begegnen konnte. Dennoch sehnte er sich danach, ihr zu begegnen, und wenn er sie zufällig traf, schlug sein Herz schnell auf und er ward feuerroth. Ihr Anblick that ihm wunderbar wohl, obgleich sie den Kopf mit trotzigem Hochmuth in

den Nacken warf, sobald sie seiner ansichtig wurde, und hinterher grollte er mit sich selber, daß ihm diese Begegnung lieb war. Einige Male schien es ihm, als ob Germaine stehen bleiben und ihn anreden wollte; allein er ging rasch vorüber, mit rascheren Schritten als gewöhnlich. Sie hatten Beide nichts mit einander zu reden, war sie doch Corsant's Tochter; und nachher dachte er sich aus, was sie ihm wohl hatte sagen wollen?

Seine Sehnsucht nach der Fremde und die damit zusammenhängende Unbefriedigung an seiner Beschäftigung waren vor der neuen Empfindung verstummt, der er, ohne ihren Namen zu wissen, ja zu ahnen, den Eingang in sein Herz wehren wollte. Wenn früher seine Gedanken wie Schmetterlinge umhergegaukelt waren, so wollten sie jetzt von dem einen Gegenstande nicht lassen, und glichen den Zweigen der Trauerweide, die sich im Winde wiegen. Sie kehrten immer wieder zu Germaine zurück, und er war froh, daß die Zeit der Sommerweide zur Hand war. Auf der Alm würde er nicht mehr an das Mädchen denken.

Der Frühling hatte seinen Hochzeitseinzug in das Orbethal gehalten. Die Apfel- und Pflaumenbäume standen in voller Blüthe, die Schwalben nisteten unter allen Dächern, und im Bergwalde, dessen Föhren, mit ihren jungen hellgrünen Schossen, kerzenbesteckten Weihnachtsbäumen glichen, schlugen, pfiffen und trillerten die Vögel im tausendstimmigen Concert. Konstantin lauschte auf den Gesang, der von allen Zweigen, aus allen Büschen jubelte, als er eines Sonntags Morgens das Gebirge nach der elterlichen Hütte hinaufstieg. Er ging langsam und es schien ihm, als ob die Vögel noch in keinem Jahre so schön gesungen hätten.

Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und versuchte, ob er noch der Kunst seiner Knabenjahre Meister war, die Stimmen der Vögel nachzuahmen. Er machte den Gesang der Goldammer, den Schlag verschiedener Finken nach, und es freute ihn, als ihm die Thierchen antworteten. Zuletzt lachte er wie eine Eule. Da rauschten die Vögel in dichten Schaaren aus allen Büschen auf und suchten schreiend den am Tage blinden Feind, um über ihn herzufallen. Zugleich hatte der unheimliche Ruf noch jemand Anderes aufgescheucht. Konstantin blickte in das erschreckte Gesicht Germaine's, und wenn er über ihr plötzliches Erscheinen betroffen war, so war er es noch mehr über die Thränen, die an ihren Wimpern hingen.

Sie schauten sich Beide wohl eine Sekunde lang stumm an.

Ich konnt' mir's denken, daß du der Unhold warst, unterbrach sie zuerst das Schweigen. Wo es Unglück gibt, da hast du gewiß die Hände im Spiel.

Konstantin stotterte befangen wie ein Schulbube, der bei einem schlimmen Streich ertappt worden ist.

Sie wandte sich ab. Er aber stand noch immer wie festgebannt. Ihre Thränen machten ihm weh um das Herz.

Warum gehst nicht? herrschte sie ihn ungeduldig an.

Du hast geweint! sagte er mitleidig.

Ja, vor Lachen über deinen schönen Spaß, spottete sie.

Er schüttelte den Kopf, und sie rief, indem sie hastig die Augen trocknete:

Was geht's dich an? Soll dich wohl erst um Erlaubniß fragen, ob ich lachen oder weinen darf?

Nein, mich geht's nichts an, seufzte er.

Und jetzt sollst auch sehen, wie ich lache, fuhr sie fort.

Aber es gelang ihr nicht, den Worten die That folgen zu lassen. Sie brach auf's Neue in Thränen aus.

Ach du mein Gott! stammelte er beklommen.

Sie beherrschte sich gewaltsam.

Jetzt ist's gut! rief sie. Es soll Keiner sagen können, daß er die Germaine Corsant weinen gesehen hat, selbst nicht aus Schreck über deinen albernen Spaß. So geh' doch!

Sie stampfte ungeduldig mit dem Fuße, während sie ihr Taschentuch mit den Händen krampfhaft zusammendrehte.

Ja wir Beide sind wie Feuer und Wasser zusammen! sagte er, indem er langsam seinen Weg fortsetzte.

Er mußte immer an ihre Thränen denken. Worüber konnte sie denn weinen an dem wunderschönen Morgen und so mutterseelenallein im Walde?

Es ist ein Elend, seufzte er endlich aus tiefstem Herzen. Dabei streckte er die Hand nach einem Fichtenast in seiner Nähe aus und zerbrach ihn.

Zu Hause erzählte die Großmutter, sie hätte eben einen Besuch gehabt; Konstantin sollte rathen, wer es gewesen? Er war gerade nicht sehr in der Stimmung, Räthsel zu lösen, und die Großmutter sagte zu seiner großen Ueberraschung:

Na, dem Corsant seine Germaine war's. Es ist im Haus' gestohlen worden, und ich sollt' in den Karten nachsehen, ob's ein Hausdieb oder ein Fremder sei. — Ein Hausdieb ist's.

Konstantin hatte im Dorfe nichts von einem Diebstahl gehört.

Nein, sagte die Großmutter, sie haben's geheim gehalten, um dem Thäter besser auf die Spur zu kommen. Was es

gewesen, wollte sie auch nicht sagen. Ich müßt's ja in den Karten lesen können, meinte das schnippische Ding. Na, dacht' ich, jetzt will ich's dir geben. Freilich, sagt' ich, und legt' meine Karten. Geld war's, und da stehen auch Briefe, Papiere, sagt' ich. Da wurd' sie doch so gelb, wie die Wand dort.

Großmutter, rief Konstantin unwillig, das hätt'st nicht thun sollen. Was kann sie denn dafür, daß ihr Vater einmal ein schlechter Kerl gewesen ist?

Ja, ich hab's der Mutter auch nachher vorgestellt, bemerkte die Oze.

Die Alte, welche ihren Streich mit einem selbstzufriedenen Lachen erzählt hatte, sagte jetzt aufbrausend zu Konstantin:

So ist's recht; du mußt sie in Schutz nehmen. Aber dir könnt' Einer das volle Glas vom Mund reißen, und du wärst's auch zufrieden.

Na, Großmutter, besänftigte sie der Enkel, ich möcht's doch Keinem rathen, und die Germaine hat mir nichts gethan.

Meinst? versetzte die Alte. Ein Wink der Tochter verschloß ihr den Mund.

Ich versteh' nicht, was sie mir gethan haben soll? äußerte Konstantin mit einiger Verlegenheit. Denn er glaubte, die Großmutter erriethe, daß ihm die Germaine nicht so gleichgültig sei wie die übrigen Mädchen. Ablenkend fragte er, was weiter geschehen sei.

Na, nahm die Großmutter mit unverkennbarem Triumph wieder das Wort, sie sagte eine ganze Weile nichts, so hatte sie's getroffen. Dann machte sie ein höhnisches Gesicht und

sagte, das sei Alles Unsinn, davon sei gar nicht die Red'. Schon gut, sagt' ich, aber da steht's. Sie gab mir Geld und wollte gehen. Nachher aber kehrt' sie wieder um und wollt' noch wissen, ob der Dieb herauskommen würd'. Ja, sagt' ich, wie ich nachgesehen hatt'; ein Sonntagskind wird's an den Tag bringen. Sie stand noch eine Weile, dann zuckte sie mit den Schultern und ging.

Sie hat dir nicht geglaubt, sagte Konstantin, weil nichts davon in den Karten stand.

Ja doch, es hat in den Karten gestanden, versetzte die Großmutter, wenn auch heut nicht. Ein Sonntagskind wird's an den Tag bringen, und das bist du.

Ich weiß nicht, Großmutter, warum du mich in die Sache hineinmisch'st? rief Konstantin mit finsterm Gesicht. Ich will nichts damit zu thun haben, und du sollst mich aus dem Spiel lassen. Was gehen mich der Corsant und die Germaine an?

Ha, ha, sie gehen dich mehr an, als du denkst! versetzte die Alte.

Sie sollen mich aber nichts angehen, rief er heftig. Und sie hat recht: es ist Alles Unsinn mit deinen Karten.

Damit ging er aus der Hütte, deren Thür er ärgerlich hinter sich zuwarf. Er wollte nicht an das Mädchen denken, und nun brachte ihn selbst die Großmutter mit ihr in Verbindung! Er strich zwischen den Felsen herum und zuletzt zürnte er wieder der Großmutter, daß sie mit ihrer nur zu deutlichen Anspielung Germaine gekränkt hatte. Da fiel ihm ein, daß er es damals auf der Alm noch schlimmer gemacht hatte als die Großmutter. Er sah Germaine's geisterbleiches Gesicht von damals vor sich, und jetzt glaubte er ihre

Aufregung und ihre Thränen vorhin im Walde zu verstehen. Ein Gefühl des Mitleids überkam ihn, und er meinte, sie sei am Ende doch nicht so schlechten Herzens, wie die Leute sie beschuldigten. Aber was half das? Ihr Vater blieb, der er war.

Er war den Tag über still und zerstreut. Mutter und Großmutter ließen ihn gewähren. Sein Wesen war für sie nichts Neues und die Oze nur froh, daß er nicht mehr davon sprach, in die Fremde zu gehen. Gegen Abend saß sie neben ihm vor der Hüttenthür. Um den Scheitel des Baulion leuchtete der letzte Goldglanz des Tages. In dem kleinen Thale war es schon dämmerig; die Vögel hatten bereits ihre Nester aufgesucht, und nur dann und wann ließ sich noch ein schüchterner Lockruf vernehmen. Das Gurgeln, mit dem der Bach unweit der Hütte aus dem Becken überfloß, in welches er von der Felswand herabtropfte, klang eintönig durch den stillen Frieden der Natur. Die Oze ordnete Kräuter zum Trocknen in Bündel. Konstantin hatte den Kopf in die Hände gestützt und seine Augen ruhten schon seit geraumer Zeit auf der Münze, welche er auf der Brust trug und die aus dem Hemde hervorgeglitten war.

Ich möcht' nur wissen, sagte er endlich, ohne seine Stellung zu verändern, was die Großmutter damit meint, daß mich der Corsant mehr angeht, als ich denk'?

Die Oze antwortete nicht. Ihre Brust hob sich und die Hand, welche eben einen Faden um ein Kräuterbündel schlang, zitterte.

Was soll er mir denn gethan haben? fragte er nach einer Weile. — Mutter, weißt du's?

Er richtete den Kopf auf und nach der Mutter hin.

Sie war sichtlich verlegen, er bemerkte es und fragte dringender:

Was ist's, Mutter?

Sie kämpfte mit sich. Endlich strich sie die Kräuter, welche auf ihrem Schooße lagen, in den neben ihr stehenden Korb, legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte mit schwankender Stimme:

Einmal mußt du's doch erfahren, ob jetzt, ob später. — Konstantin, fuhr sie, tief Athem schöpfend, fort und eine dunklere Röthe färbte ihre braunen Wangen, du hast mich einmal gefragt, es sind jetzt viele Jahre her, wer dein Vater sei?

Ja, entgegnete er gespannt, sie hatten mich in der Schul' damit geneckt, daß ich's nicht wußt'. Da fragt' ich dich, und du sagtest, ich sollt' nicht fragen; er kümmere sich nicht um mich.

Er ist todt, Konstantin, nahm die Mutter wieder das Wort. Aber du hast ihn gekannt. Er hat dir einmal das Geldstück geschenkt, das du noch am Hals' trägst, und du hast an seinem Grab gestanden. — Der Corsant — der Corsant wohnt auf deines Vaters Hof.

Konstantin schnellte empor und starrte die Mutter mit weitgeöffneten Augen an. Ein unverständlicher Laut rang sich aus seiner Brust.

Ja, Konstantin, sagte die Oze leise, dein Vater war's, von dem du die Mörderfaust abgehalten hast, aber das Leben hast du ihm nicht retten können.

Er? rief Konstantin endlich. Corsant?

Seine breite Brust arbeitete gewaltig.

Ja, der Corsant, wiederholte die Mutter. Aber es wird

ihm nicht gedeihen; denn das Unkraut schießt auf wie das Kraut, aber es trägt keine Frucht. Er sitzt in deines Vaters Hauf', aber die Mauern werden auf ihn fallen und ihn zerschmettern. Gott wird ihn treffen, nicht du, Konstantin.

Er hörte kaum auf das, was sie sagte. Es schwirrte ihm betäubend im Kopfe.

Sein Mörder! stöhnte er, und nach einer Weile setzte er mit einem plötzlichen Ruck seines ganzen Körpers hinzu: Und er hat sich nie um uns — um dich gekümmert?

Sein Meineid ist wie ein Abgrund zwischen uns gewesen, entgegnete die Oze. Ich hab' nie was von ihm gewollt; aber ich hab' meinen Zorn in sein Grab gelegt, Konstantin. Wie der Tod so plötzlich über ihn gekommen ist, da hab' ich ihm vergeben.

Ihre Augen wurden feucht.

Konstantin hatte sich wieder zu ihr gesetzt. Sein Athem ging schwer, und seine Augen starrten wie ohne Sehkraft hinaus.

O, ich denk's nimmer aus! rief er plötzlich und sprang abermals auf. Gute Nacht, Mutter!

Konstantin! rief diese besorgt und hielt ihn am Arm zurück, geh' jetzt nicht! Es gibt ein Unglück, wenn du jetzt dem Corsant begegnest.

Dem Corsant? fragte er, und eine lebhafte Röthe überflammte seine Wangen. Sie verschwand ebenso schnell, wie sie gekommen war. Er wurde bleich, seine Augen glühten. O, Mutter, stöhnte er, warum hast du mir's nicht früher gesagt, wer mein Vater war?

Er eilte fort. Das Grauen des Morgens fand ihn an dem Grabe seines Vaters. Von seinem Sohne hatte der

Todte nichts wissen wollen und an diesem Corsant hatte er gehangen, als wäre er mit Ketten an ihn geschmiedet gewesen! Das war das bittere Gefühl, welches in der Brust Konstantin's wühlte. Er würde den Vater geliebt haben; er erinnerte sich, wie ihn sein Herz zu diesem hingezogen hatte; aber er war von ihm zurückgewiesen worden. Wodurch hatte er diese Lieblosigkeit verdient? Doch die Mutter hatte dem Todten vergeben, durfte der Sohn ihm über das Grab hinaus zürnen? Konstantin rief sich in das Gedächtniß zurück, was er von ihm wußte. Er hatte die Leute in Valorbe manches Gute von ihm sprechen hören; gehört auch, wie sie seine Schwäche bedauert, daß er sich nicht von Corsant frei zu machen im Stande wäre, und er fühlte heraus, daß dieser schlechte Geselle des Vaters Strafe gewesen sein müßte. Eine Stimme rief in ihm: er, Corsant, ist es gewesen, der zwischen dir und deinem Vater gestanden hat. Er schaute sich um, als ob eine fremde Stimme zu ihm gesprochen hätte, und als er Niemand sah, preßte er die geballten Fäuste gegen seine Stirn und ächzte: Er und immer er!

Erschöpft von dem Sturm in seiner Seele, der ihn so lange umhergetrieben hatte, verließ er den Kirchhof.

7.

Die häusliche Einrichtung der Sennhütte für den Sommer war beendet. Unter dem großen Kessel, der an einer eisernen Kette von der niedrigen Decke herabhing, brannte wieder das erste Feuer, und die Heerde tummelte sich muthwillig auf den kräuterreichen Matten umher. Konstantin athmete erleichtert

auf, als er die erste Sonne hinter den waldigen Höhen Frankreichs versinken sah. Ihm war es, als ob alle Unruhe, aller Widerstreit und alle Qual der letzten Zeit in der Tiefe zurückgeblieben. Täuschung! Das Bild Germaine's hatte sich seinem jungen Herzen, das die Liebe noch nicht kannte, zu tief eingeprägt, und sein erster Gedanke am nächsten Morgen gehörte wieder ihr. Er mußte von neuem mit dem hübschen Geschöpf um seine Seele zu ringen beginnen. Die Tochter Corsants durfte er nicht lieben. Das war es, was ihm bei der Eröffnung der Mutter zuerst klar geworden war. Der Grabhügel seines Vaters thürmte sich zu einem unübersteiglichen Wall zwischen ihm und Germaine auf. Seine Liebe war ein Frevel gegen den Vater. Es gab Augenblicke, in denen er wünschte, daß die Mutter ihm nicht das Geheimniß seiner Geburt entdeckt hätte. Doch er schüttelte diese Schwäche, durch die nichts mehr gut gemacht werden konnte, rasch wieder von sich ab. Und wenn Germaine noch zehnmal hübscher gewesen wäre und wenn er sie noch tausendmal mehr geliebt hätte, sie sollte sein Herz nicht besitzen und beherrschen.

Wie aber sollte er sich ihrer erwehren? Ihre hübsche Gestalt, ihr rother Mund, ihre schimmernden Augen spotteten seines Liebestrotzes. Und es war nur ihr Abbild, welches ihm auf der Alm überall vorschwebte. Welch ein Ende sollte das nehmen? Es mußte ein Ende nehmen, bevor er wieder zu Thal ging. Er durfte sie nicht mit den Gefühlen wiedersehen, die sie in ihm entzündet hatte.

Sein Zustand war ein fieberhafter. Bald lag es ihm schwer wie Blei in allen Gliedern, bald schoß ihm das Blut siedend durch die Adern. Doch die Alm war ja nicht das

Ende der Welt, und er nicht an die Scholle gefesselt. Er sah die Ferne bläulich dämmern. Sie schien ihm zu winken. Er wollte fortgehen. Alle diese Berge, welche er von droben überschaute, sollten sich zwischen ihn und Germaine lagern. Die Mutter würde freilich Widerspruch gegen seine Entfernung erheben, allein er nützte ihr durch sein Bleiben nichts. Sie konnte ihm ja mit der Großmutter folgen, sobald er anderwärts ein Unterkommen als Senne gefunden hatte. Eine Heimath gaben sie nicht auf; sie hatten keine, und Konstantin kannte jetzt genug von dem Leben, um nicht zu wissen, daß er, selbst wenn er die Geldmittel dazu besäße, nimmer in der Gemeinde von Valorbe aufgenommen werden würde, so lange Mutter und Großmutter noch lebten. Ja, wenn sein Vater nicht todt wäre! War es Selbstsucht, so war sie verzeihlich, wenn er jetzt dachte, wie anders sein und der Mutter Leben sich gestaltet, welche Zukunft er vor sich sehen würde, hätte der Vater sich seiner angenommen.

Armuth und Noth war sein und der Mutter Loos; was ihm rechtmäßig hätte gehören sollen, bereicherte die Gemeinde, in der er ein Fremder war, und auf des Vaters Hof wirthschaftete Corsant. O, es lag genug in dieser Vorstellung, die Bitterkeit gegen den Vater in seiner Brust neu aufschwellen zu lassen und den Zorn gegen Corsant aufzustacheln, der ihn um Alles gebracht hatte, und nun auch seine Liebe vergiftete.

Allein Konstantin war nicht habsüchtig, und bei der Vorstellung, wie begütert er unter andern Umständen hätte sein können, regte sich auf der andern Seite ein gewisser Stolz in ihm, daß er trotz seiner Armuth fest auf den eigenen Füßen stand. Er fühlte seine Arbeitskraft wie einen

sichern Boden unter sich und er wiederholte sich den Spruch der Mutter: Sei redlich und hilf dir selbst!

Er brauchte das Geld des Vaters nicht; aber er mußte fort aus Corsant's und Germaine's Nähe.

In keinem Sommer hatte er für die Mutter so wenig geschnitzt, wie in diesem. Sobald er sein Messer zur Hand nahm, stand Germaine vor ihm. Er gewann es über sich, die Arbeit bei Seite zu werfen, um der Verführung zu entfliehen. Sein Entschluß, Valorbe zu verlassen, befestigte sich mehr und mehr, und mit der Erstarkung seiner sittlichen Kraft kam auch ein männlicherer Kern in seine äußere Haltung. Sie streifte allmählich die frühere Schlaffheit ab, und wenn er auch in sich gekehrt blieb, so war er doch weniger träumerisch als traurig. Es war freilich traurig genug für den armen Burschen, daß er aus dem Schiffbruch seines Herzens nicht einmal das Bild seines Mädchens retten konnte.

Ja, wenn Germaine selbst gut gewesen wäre, dann hätte ein ehrlicher Bursche wenigstens an sie gern zurückdenken können. Aber es zeugte Alles gegen sie, und es war ja auch kein Wunder, wenn sie nicht gut war. In welcher Schule war sie nicht herangewachsen? Konnte sie die Welt mit andern Augen ansehen, als denen ihres Vaters? anders über sie denken als er, den sie von frühester Kindheit an in der leichtfertigsten und verächtlichsten Weise über seine Nebenmenschen hatte urtheilen hören? Und mußte es ihr nicht scheinen, als wenn er damit im Rechte war? suchte sie Konstantin bei sich zu entschuldigen. Hatte er doch offen seine Reue darüber ausgesprochen, daß ihn der Zorn gegen Offenge übermannt und er dadurch vielleicht die mittelbare

Ursache von dessen Tode geworden war; das Gericht hatte den Verdacht des Diebstahls, in dem er stand, nicht begründet gefunden, und trotzdem behandelten ihn die Menschen, als ob er wirklich ein Verbrecher wäre. Aber die Geringschätzung und der Hohn, mit denen die Tochter der öffentlichen Meinung Trotz bot, und gegen ihn selbst so unumwunden, leidenschaftlich und verletzend herausgefahren war, konnten in keiner guten Gemüthsart gedeihen.

Inzwischen rückte die Zeit näher und näher, wo das Geläute der Heerden auf den Matten verstummen, die Sennhütten wieder leer stehen sollten. Die Rinder zerstreuten sich weiter und weiter, um ihr tägliches Futter zu suchen, die Ferne zeichnete ihre Umrisse Morgens und Abends weniger bestimmt am Horizont. Nebel wallten in der Tiefe oft bis zum Mittag, und die Tage wurden häufiger, wo Hirten und Heerden in einer grauen, feuchten Wolke athmeten.

Konstantin wurde es immer beklommener zu Muth, und traurig schaute er manches Mal über die Berge hin, die er nicht mehr befahren sollte. Die Höhen, die Thäler waren ihm alle wie liebe Bekannte. Er war ja unter ihnen groß geworden, er kannte sie mit ihren Namen und Eigenthümlichkeiten wie Keiner im Gebirge, und er suchte sich ihre Züge noch recht tief in die Seele zu prägen. An sie durfte er zurückdenken. Aufmerksamer als sonst hörte er auf das harmonische Läuten der Kuhglocken, und wenn die Sennen von Weide zu Weide über die Thäler hinüber einander zuriefen und zujauchzten, so dachte er bei sich: das ist Der und Der, und das hast du nun auch bald zum letzten Male gehört. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn er nur

gleich über die Berge hätte fortwandern können, statt noch einmal in das Dorf hinabzusteigen.

Mag's werden, wie es will, ich geh'! sagte er am Morgen des Abzugs von der Alm zu sich selbst.

Der Himmel schien ihm den Abschied droben erleichtern zu wollen. Es war ein Nebel, daß man keinen Schritt weit sehen konnte. Konstantin war das Wetter ganz recht, und schweigend schritt er der Heerde voraus durch die Dunstmassen, die schwer an Wald und Felsen hingen. Auch die Thiere kletterten stumm an den Abhängen hin und die Runsen hinunter, deren Geröll von der Feuchtigkeit schlüpfrig geworden war. Dann und wann klangen die Glocken gedämpft durch den Nebel, aus dem einzelne Thiergestalten, Föhren und Felsblöcke phantastisch auftauchten und wieder verschwanden. Tiefer unten im Walde wurde der Nebel dünner. Die Feuchtigkeit tropfte von allen Zweigen und die Tropfen raschelten in den Büschen.

Ich will nur gleich mal zu meinen Leuten hinunterspringen und sehen, was sie schaffen, sagte Konstantin, welcher an einer Waldecke die Heerde an sich hatte vorüberschreiten lassen, zu seinem Gefährten.

Schon gut, brauchst dich nicht zu eilen, entgegnete dieser. Ist jetzt hell genug, daß ich mit dem Handbuben fertig werden kann.

Konstantin stieg nach der elterlichen Hütte hinunter. Es war ihm nur darauf angekommen, dem Einzuge der Heerde in das Dorf auszuweichen. Er fürchtete unter den dabei versammelten Menschen Germaine zu begegnen. So ließ er es sich denn gesagt sein und eilte in der That nicht, von Hause wieder aufzubrechen. Er trocknete sich gemächlich vor

dem Feuer, während der Nebel draußen von dem Walde und den Höhen allmählich aufgetrunken wurde.

Endlich mußte er seinen Heimweg doch fortsetzen. Von seiner Absicht, Valorbe zu verlassen, hatte er kein Wort fallen lassen. Die Mutter war so froh gewesen, ihn wieder zu sehen, daß er nicht davon hatte reden mögen. Nun fiel ihm ein, daß er ihr den Grund, warum er fort wollte, unmöglich sagen könnte.

Als er das Dorf vor sich liegen sah, wurde ihm das Herz wieder beklommen. Auf der Brücke stand der alte Gaudin und schaute über das Geländer ins Wasser. Er nickte Konstantin freundlich zu, und dieser knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Mitten darin aber überkam ihn die Scham über seine Feigheit, und kurz abbrechend schritt er entschlossen weiter. Manches Grüß Gott! hieß ihn im Dorfe willkommen. Da kam ein berner Wägelein die Hauptstraße rasch heraufgefahren, und wie Konstantin bei Seite trat, blickte er gerade in das Gesicht Germaine's, die neben ihrem Vater auf dem Wagen saß. Auch sie sah ihn an und nach einer Weile kehrte sie sich noch einmal nach ihm um. Er stand noch auf derselben Stelle. Ihr Anblick hatte ihn wie ein Blitz gelähmt. Endlich ermannte er sich.

Vor dem weißen Roß begegnete er seinem Gefährten von der Alm mit Louchard und noch einigen Sennen, die schon Tags zuvor zu Thal gekommen waren. Sie forderten Konstantin auf, mit ihnen herein zu kommen. Sie wollten sich nach der langen Entbehrung auf den einsamen Bergen nun auch einmal gütlich thun. Konstantin folgte ihnen mechanisch. Er trank schweigend seinen Schoppen und noch einen. Die Andern ließen ihn gewähren; sie wußten schon,

daß er kein gesprächiger Geselle war. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch und sprang auf.

He, was gibt's? riefen die Sennen verwundert.

Es ist mir zu heiß hier, murmelte er, seine Zeche bezahlend, und verließ die Stube.

Ja, ja, sagte Louchard, wenn man so Monate lang droben gehaus't hat, da ist es Einem überall zu eng zwischen den vier Wänden.

Der Obersenne Konstantin's aber meinte kopfschüttelnd: Gib Acht, der hintersinnet sich noch.

Konstantin selbst war es fast um seinen Verstand bange. Er war kein Trinker, und der Wein hatte Feuer in sein Blut gegossen. Germaine's Bild brannte in seiner Seele.

Da möcht' Einer ja das Haar sich ausraufen! grollte er gegen sich selbst, indem er sich unter der Platane neben der Kirche auf die Bank warf.

Germaine! Germaine! rief es immerfort in ihm.

Mittlerweile wurde es auf dem Kirchenplatze lebendiger. Dem trüben Tage war ein klarer Abend gefolgt. Nach und nach kamen die Mädchen daher geschritten, und die Bursche folgten. Paarweise und auch in langen Reihen untergefaßt, spazierten die Mädchen an der Kirche auf und ab, während die Bursche in Gruppen bei einander standen und unter sich scherzten und lachten. Es dauerte aber nicht lange, so schlich Dieser und Jener an die Mädchen heran, und Lachen und Scherzen wurden allgemein. Konstantin achtete nicht viel auf das Treiben um ihn her. Er saß mit finsterm Gesicht da. Doch war das nicht Germaine, die dort Arm in Arm mit Voraçon's Charlotte auf- und abging? Sie war es, und sie hätte sich keine größere und langnäsigere Gefährtin

auswählen können, als des wackern Schneiders älteste Tochter. Konstantin hegte eine alte, tiefe Abneigung gegen das ganze Geschlecht der Voraçon, und es war ihm daher nicht recht, daß Germaine mit der häßlichen Charlotte vertraut war. Aber freilich, freilich! murrte er in sich hinein, während seine Augen das Paar unausgesetzt verfolgten. Germaine schien von seinem Dasein nichts zu wissen; Charlotte bemerkte jedoch seine Aufmerksamkeit und bezog sie auf sich. Es mußte eine merkwürdige Kraft in Konstantin's schwarzen Augen liegen; denn Charlotte verlor plötzlich unter ihnen alle Natürlichkeit in ihrer Haltung. Sie begann zu tänzeln, sie wiegte sich in den Hüften, schielte nach der Platane und lachte überlaut, sobald sie in deren Nähe kam.

Mit wem thust du denn auf einmal so schön? fragte sie Germaine verwundert.

O, ich thu' gar nicht schön, entgegnete Charlotte und schielte nach der Platane hinüber.

So so, der ist's? spöttelte Germaine, welche ihren Blick überraschte. Für deinen Vater war er nicht gut genug zum Lehrjungen und du angelst nach ihm. Ich denk', du mußt ein paar Jahre älter sein als er.

Ich denk' gar nicht an ihn, versetzte die gekränkte Charlotte. Wo ist er denn?

Wer? fragte Germaine boshaft.

Charlotte wurde feuerroth.

In demselben Augenblicke fing eine Gruppe von jungen Burschen, welche in Konstantin's Nähe standen, gar kunstgerecht zu singen an. Denn auch Valorbe besaß sein Sängerkränzchen, wie fast jedes größere Dorf in der Schweiz. Bald hatte ein dichter Kreis von Zuhörern die Sänger umschlossen.

Sie trugen ein Liedchen vor, welches die Mädchen auf neckische Weise warnte, dem Lockvogel Gehör zu geben, wie er auch pfeife. Wie wohl wäre nicht der Maus im Keller, dem Fischlein im Wasser, dem Vogel in der Luft, wenn sie sich nicht durch den Speck in der Falle, die Würmer an der Angel, die Beeren auf der Leimruthe verführen und fangen ließen!

Ja, flieh, flieh! dachte Konstantin mit dem Kehrreim des Liedes seufzend, und erhob sich, um fortzugehen, während die Zuhörer bravo riefen und klatschten und lachten. Da standen Charlotte und Germaine keine zwei Schritte von ihm, und die Augen der Letzteren sahen ihn mit finsterem Ausdruck an.

Willkommen daheim! sagte Charlotte mit freundlich gespitztem Munde.

Konstantin überhörte es; um so deutlicher vernahm er dagegen Germaine's Aeußerung:

Der hat ja kein Heim!

Pfui, Germaine, rief Charlotte, wie kannst du ihm so was vorwerfen?

Das ist kein Vorwurf, versetzte Konstantin, indem er näher trat. Denn wofür Einer nichts kann, das kann man Einem auch nicht vorwerfen. Und weh thut's nur, weil sie's gewollt hat, daß es weh thun soll.

Hat's dir weh gethan? fragte Germaine mit unverkennbarer Schadenfreude in ihren Mienen.

Konstantin sah sie mit einem langen traurigen Blick an, dem sie vergeblich Trotz zu bieten versuchte, und entfernte sich, ohne ein Wort zu reden.

Schau, was der sich einbild't, rief Germaine, indem der Aerger über ihre Verlegenheit ihre Wangen röthete.

Charlotte war nicht minder ärgerlich, aber auf Konstantin, der sie keines Blickes gewürdigt hatte. Sie zuckte die magern Schultern und sagte mit wegwerfender Miene:

Man bemerkt's eben, daß seine Mutter eine Landstreicherin ist.

Aber sie sagen, er sei stolzer auf sie, als wenn sie eine Schneidersfrau wär', lachte Germaine laut auf. Wär' ich an deiner Stell', ich ließ mir von seiner Großmutter Karten legen, damit ich mir nicht nach dem Unrechten die Augen aus dem Kopf guckte.

8.

Konstantin sagte sich wiederholt den Kehrreim des Liedes vor, welches die Bursche gesungen, aber es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß er die Lehre beherzigt und dem Lockvogel sein Ohr verschlossen hätte. Der Anblick Germaine's hatte seinen Vorsatz erschüttert, den er so mühsam auf der Alm gefaßt, und je öfter er sie wiedersah, je schwankender wurde er. Er sah sie an allen schönen Abenden auf dem Kirchenplatze. Gewöhnlich war er einer der Ersten dort, und unruhig und aufgeregt, immer nur mit der Frage beschäftigt, ob sie kommen werde oder nicht, trieb er sich auf dem Platze umher, bis er ihrer ansichtig wurde. Und er sprach auch wiederholt mit ihr. Wie das geschah, hätte er nicht zu sagen gewußt. Genug, sie standen plötzlich Auge in Auge einander gegenüber. Germaine sagte ihm meistens Dinge, die ihm weh thaten, und schien sich zu freuen, wenn sie ihn schmerzten. Einmal loderte bei ihren Stichen der

Zorn in ihm auf. Sie suchte seinen blitzenden Augen Trotz zu bieten, vermochte es jedoch nicht und senkte den Kopf.

Du bist ganz schlecht, zürnte er und ging davon. Als er sich nach einiger Zeit nach ihr umsah, stand sie noch, wie er sie verlassen hatte. Er ging auf und ab, und endlich blieb er wieder bei ihr stehen. Sie sah scheu zu ihm auf, und an diesem Abend reizte sie ihn nicht mehr. Es war etwas Weiches und Trauriges in ihrem Wesen. Um so schärfer war sie den nächsten Abend.

Konstantin war der unglücklichste Mensch im ganzen Dorfe. Abends sagte er sich: das war das letzte Mal, daß du sie gesehen hast! Und am nächsten Tage zählte er voll Ungeduld die Stunden bis zur Dämmerung. Seine Schwäche brannte ihn wie Feuer, und er schalt sich selbst einen Feigling, einen elenden Kerl. Seine Kameraden bemerkten, daß er zuweilen mit Germaine sprach. Er war der Einzige, welcher es that, und sie neckten ihn deshalb eben nicht fein. Das machte ihn vollends wild, und eines Sonntags auf der Kegelbahn faßte er denjenigen, der es am Aergsten trieb, und schleuderte ihn über die Kugelrinne auf die Landstraße, wo er in eine Pfütze fiel. Da hatte Konstantin vor den Neckereien der Bursche zwar Ruhe, doch es blieb davon ein Stachel in seiner Brust zurück. Er meinte, die Bursche dächten gering von ihm, weil er seine Neigung auf Germaine geworfen; und hatten sie damit nicht recht? Sonst hatte er die Sonntagsnachmittage bei seiner Mutter zugebracht. Jetzt war er schon wieder über vier Wochen in Valorbe und erst einmal oben gewesen. Er wollte keine Gelegenheit verpassen, Germaine wenigstens zu sehen, und er schämte sich auch seiner Schwachheit vor der Mutter.

Und was wollte er denn eigentlich von dem Mädchen? Es konnte ja aus der Sache nimmer etwas werden, selbst wenn ihn Germaine geliebt hätte. Aber es war nur zu deutlich, daß sie ihm unhold war. Konnten Beide doch nicht zusammen kommen, ohne daß sie dem Gespräch eine feindliche Wendung gab, und eines Tages erklärte sie ihm, daß es Keinen auf der Welt gäbe, den sie lieber tausend Meilen weit von sich sähe als ihn.

Sei nur still, seufzte er, ich geh' ganz fort von hier.

Ah, ist das wahr? rief sie mit hellaufleuchtenden Augen.

Ja, doch! Aber was hast du davon?

Sie sah ihn mit erglühenden Wangen und wogender Brust an und ließ ihn ohne Antwort stehen.

Das war einer der unglücklichsten Abende für ihn. Germaine haßte ihn. Aber warum that sie es? Und wenn sie ihn haßte, warum vermied sie ihn nicht? Er konnte das Räthsel nicht lösen. Seitdem war Germaine weniger schneidig gegen ihn; dafür mitunter ausgelassen lustig, was ihm weher that als ihre Feindseligkeiten; denn sie sagte es ihm offen, daß sie sich über seine Entfernung von Valorbe freue.

Doch die Platane auf dem Kirchenplatz wurde allmählich kahl. Der Spätherbst brauste mit Sturm und Regen durch das Thal, und die Sonne wollte gar nicht mehr zum Vorschein kommen. Mit den Versammlungen bei der Kirche war es vorüber. Nur Konstantin konnte es nicht lassen, sich dort in der Dämmerstunde einzufinden, und man sah ihn mitten im Regen hin- und herstampfen. Er dachte immer: sie kommt vielleicht doch! Natürlich kam sie nicht. Kein Wunder, wenn sein seltsames Wesen die Leute der Ansicht seines

Obersennen geneigt machte, daß es in seinem Kopfe nicht recht richtig sei.

Eines Abends forderten ihn seine Kameraden auf, mit ihnen zu dem Schulmeister zu kommen, wo die Mädchen in Gemeinschaft mit dem Aushülsen der Nüsse beschäftigt waren. Konstantin war in einer Hinsicht ein brauchbarer Gesellschafter. Er wußte, wenn die Andern keinen bessern Zeitvertreib hatten und ihn aufforderten, allerlei Geschichten zu erzählen.

Konstantin ging mit, denn vielleicht war ja auch Germaine dort. Das war in der That der Fall. Es wurde gar munter, wie die Bursche in die Stube kamen. Die Mädchen wurden wegen ihrer Finger geneckt, die von der Arbeit braun gefärbt waren, und sie rächten sich für die Neckereien, indem sie mit den Hülsen nach den Burschen warfen. Es war ein lustiges Bombardement. Konstantin hatte sich auf den Ofen gesetzt und betrachtete, seine Pfeife rauchend, weniger das fröhliche Treiben als Germaine. Auch ihm ward manche Nußschale absichtlich an den Kopf geworfen, aber er achtete zum geheimen Verdruß der Schützinnen nicht auf die Angriffe.

Bist du ein Bursche! sagte der Schulmeister, der seine Freude an dem Kampfe hatte, zu ihm. Wehr' dich doch! Ich glaube, wenn es ein Stier wäre, der auf dich losginge, du hättest ihn schon bei den Hörnern.

Ja, antwortete Konstantin gelassen.

Der Schulmeister lachte laut auf. Man fragte, was es gäbe, der Schulmeister berichtete, und Konstantin genoß das Vergnügen, die ganze Versammlung auf seine Kosten in ein schallendes Gelächter ausbrechen zu hören. Germaine lachte

am lautesten. Konstantin wurde bis unter das Stirnhaar roth und erhob sich, um fortzugehen. Der Schulmeister hielt ihn zurück. Das Gefecht wurde nicht wieder aufgenommen, und der Schulmeister sagte: Jetzt kommt die Reihe an den Sänger. Wer erzählt etwas?

Niemand antwortete, aber Aller Augen richteten sich auf Konstantin.

Fang' an! sagte der Schulmeister zu ihm.

Konstantin besann sich eine Weile, strich sich das Haar aus der Stirn und sagte:

Na, wenn es denn sein muß!

Es wurde still in der Stube, und er begann von einem jungen Burschen, Namens Lukas, zu erzählen, der vor vielen, vielen Jahren in dem Eisenhammer la Dernière Geselle gewesen war.

Ach, die Geschichte kennen wir schon, riefen Einige; Andere: Nein, nein!

Ja, doch! hieß es wieder dagegen. Das ist die Geschichte von dem Lukas, der die weißen Frauen in den Feengrotten aufgesucht hat.

Ach, von den weißen Frauen! rief die andere Partei. Erzähl', erzähl'! Wer die Geschichte kennt, der braucht ja nicht zuzuhören.

Fahre nur fort! sagte der Schulmeister, der sich inzwischen seine Pfeife angezündet hatte, und Konstantin nahm den Faden seiner Erzählung wieder auf. Die Augen auf Germaine geheftet, berichtete er, wie der unerschrockene Geselle sich eines Tages auf den Weg gemacht habe, um die Feen von Angesicht zu Angesicht zu schauen; wie es in den Grotten von Gold und Edelsteinen geflimmert habe, und

wie Lukas zuletzt in der prächtigsten Grotte von allen die Feen habe tanzen sehen; die seien so schön gewesen, wie nichts auf der Welt.

Und wie der Lukas noch so dastand, erzählte Konstantin, da nahm ihn die schönste von den weißen Frauen bei der Hand — denn ihr müßt wissen, daß sie alle ganz weiß gekleidet waren wie in Nebel, wenn der Vollmond darauf scheint — die nahm also den Lukas gar freundlich bei der Hand, und er mußte sich zu ihr setzen und mit ihr essen und trinken, während die Uebrigen um sie herumtanzten und sangen. Was da Alles auf dem Tisch stand und wovon der Lukas essen und trinken mußte, das ist nicht zu sagen. Die Schüsseln und Teller waren alle von Gold und Silber, und die Flaschen sahen aus, als wenn sie von Glas wären, aber es war kein Glas, sondern ganz durchsichtiger Bergkrystall. Zuletzt war der Lukas mit der schönen Fee allein in der Grotte, aber aus der Ferne tönte immerfort eine ganz leise Musik. Und wie der Lukas endlich fortging, da gab ihm die Fee gar prächtige Geschenke und bat ihn, daß er alle Tage um dieselbe Stunde wiederkommen möchte. Aber er mußte versprechen, daß er keiner Menschenseele sagen wollte, was er gesehen habe. Das versprach denn auch der Lukas mit Mund und Hand. Von Stund an konnte er an gar nichts mehr denken, als an die wunderschöne Fee, und alle Tage, die Gott werden ließ, war er um die verabredete Zeit bei ihr, und wenn er wieder fortging, hatte er jedesmal die Taschen voll Gold und Edelsteine. Da gab's keinen glücklicheren Burschen im ganzen Orbethal als den Lukas. Aber jetzt fiel's ihm ein, daß er noch nie die Füße von seiner schönen Fee gesehen hätt'. Sie trug immer so lange

Kleider, daß er nichts davon zu Gesicht bekam, und er dachte, wenn er sie so gehen und tanzen sah, die Füße müßten das hübscheste von Allem sein. Da ließ es ihm keine Ruh' mehr; es mocht' biegen oder brechen, ihre Füße mußt' er zu sehen kriegen, und er sann Tag und Nacht darüber nach, wie er das anstellen sollte. Zuletzt meinte er, er wollte einmal früher zu ihr gehen, als sie ihm gesagt hatte, daß er kommen sollte; und das that er denn auch. Als er in die Grotte kam, wo die schöne Fee wohnte, da lag sie und schlief, und im Schlaf hatte sich ihr langes, silberweißes Kleid ein wenig verschoben, und Lukas konnte ihre Füße sehen. Das waren aber zwei platte, häßliche Gänsefüße. Wie die der Lukas sah, da war's ihm auf einmal so grauselig und mit seiner Lieb' war's aus. Er lief weg, ohne daß die Fee aufwachte und kam auch nie wieder. Jetzt meint' er auch, er dürft' von dem reden, was er in den Feengrotten gesehen und erlebt hatte. Als er aber seinen Kameraden davon erzählte, da lachten sie ihn aus, und als er ihnen die kostbaren Geschenke vorweisen wollte, die er von der schönen Fee mit den Gänsefüßen erhalten hatte, da waren sie nichts als Sand und Scherben und rostige Eisenstückchen.

Na, der Lukas war doch dumm, rief einer der Bursche, als Konstantin geendet hatte. Was kommt's bei den Weibern auf die Füße an? Wenn sie nur im Kopf keine Gänse sind.

Ein allgemeines Gelächter löste die Spannung, in welche die Erzählung die Zuhörer versetzt hatte, und eines von den Mädchen sagte:

Der Lukas sollt' sich was schämen, so neugierig zu sein! Da heißt's immer, wir seien neugierig. Aber so neugierig

wie die Mannsleute sind wir noch lang nicht, und den Mund halten, das können wir auch besser wie sie.

Aber was ist denn aus der schönen Fee geworden? fragten Mehrere zugleich.

Ja, die Fee hat seitdem Keiner mehr gesehen, so oft es auch Einer versucht hat, antwortete Konstantin.

Da hat Einer gut versuchen, bemerkte ein Bursche. Wer kein Sonntagskind ist, der kriegt sie doch nicht zu sehen.

Das ist eitel Thorheit, nahm jetzt der Schulmeister das Wort und er ereiferte sich ein wenig gegen den unausrottbaren Aberglauben. Der Konstanlin da ist ja auch ein Sonntagskind, sagte er, und ich wette, daß ihm noch nie Geister und Gespenster zu Gesicht gekommen sind.

Germaine richtete sich plötzlich auf ihrem Sitze hoch auf. Es bemerkte dies jedoch Niemand, denn Alle waren auf die Antwort Konstantin's gespannt. Konstantin bestätigte die Behauptung des Schulmeisters.

Man wollte wissen, ob er denn schon versucht habe, die Bewohnerinnen der Feengrotten aufzusuchen, und als er den Kopf schüttelte, rief Einer:

Wenn ich ein Sonntagskind wär', wie du, ich hätt' längst zugesehen, ob es seine Richtigkeit hat von wegen der Gänsefüße.

Ja, ja, du solltest dein Glück mit den weißen Frauen versuchen, rieth man ihm von verschiedenen Seiten, und die Mädchen meinten, es wäre gar zu schön, wenn er ihnen aus eigener Erfahrung beschreiben könnte, wie die Feen und ihre Grotten beschaffen seien.

Er hat nur Muth mit seinen Kühen und Ochsen! sagte Germaine spöttisch.

Wenn du das meinst, entgegnete Konstantin, indem er aufstand, dann will ich dir beweisen, daß ich vor den Feen keine Angst habe.

Ja, beweis' es, rief Germaine eifrig, und von allen Seiten wurde ihre Herausforderung unterstützt.

Konstantin erklärte sich bereit, das Abenteuer zu bestehen.

Nun aber legte sich der Schulmeister in das Mittel, redete nachdrücklich gegen Konstantin's Erbieten, und, um die Aufmerksamkeit von dem Gegenstande abzulenken, begann er selbst eine unheimliche Geschichte zu erzählen, die seinen Zuhörern die Haare zu Berge steigen machte. Die Mädchen rückten unwillkürlich enger zusammen, und mancher Bursche hatte vor Staunen und Grausen den Mund offen. Germaine saß mit finstern Mienen auf ihrem Stuhl, die Arme über einander geschlagen, und von Zeit zu Zeit warf sie einen raschen Blick zu Konstantin hinüber.

Als die Geschichte zu Ende, war es Zeit nach Haus zu gehen. Aber der Schulmeister hatte Allen ein solches Grausen verursacht, daß Niemand allein gehen wollte, sondern Jeder gern einen Umweg machte, um nur in Gesellschaft an die eigene Hausthür zu gelangen. Nur Germaine schlug den nächsten Heimweg ein, und Konstantin schlenderte an ihrer Seite hin.

O, ich brauch' deine Gesellschaft nicht, sagte sie, als sie eine Strecke von den Andern entfernt waren. Ich fürcht' mich nicht. Aber dir war's ganz recht, glaub' ich, daß der Schulmeister dich nicht zu den weißen Frauen gehen lassen wollt'.

Ich kann's dir auch jetzt noch beweisen, daß ich mich nicht fürcht', versetzte er gekränkt.

Jetzt gleich, auch in der Nacht? fragte sie schnell.

Meinetwegen auch um Mitternacht, sagte er unmuthig.

Gut, ich halt' dich beim Wort, rief sie. Wenn's Zwölf schlägt, bist du dort. Ich will schon aufpassen. Ich kann den Eingang zu den Höhlen von meiner Schlafkammer aus sehen.

Schon gut, entgegnete er.

Aber meine Schuld ist's nicht, wenn dir nichts Gutes begegnet, sagte Germaine nach einer Weile zögernd.

Ich brauch' ja nicht zu gehen, wenn ich nicht will, bemerkte er trotzig.

Sobald Germaine zu Hause war, stellte sie sich an ihr Kammerfenster. Kaum daß sie sich Zeit nahm, ihr Tuch bei Seite zu legen. Voll Ungeduld schaute sie nach den Bergen hinüber. Endlich blitzte jenseits der Orbe ein Licht auf. Germaine's Herz klopfte schneller. Das Licht stieg höher an dem Uferrande hinauf, verschwand bald hinter den Bäumen und kam dann wieder zum Vorschein. Jetzt stand es still. Nun war es verschwunden. Germaine stieß einen lauten, fast wild triumphirenden Ruf aus. Einige Sekunden später schlug es auf dem Kirchthum des Dorfes Mitternacht.

9.

Eine gut verschlossene Stalllaterne in der Hand und eine Büchse mit Zündhölzchen in der Westentasche, so ausgerüstet hatte Konstantin sich auf den Weg gemacht. Es war eine kalte Nacht. Der Wind brauste mit der Orbe um die Wette und jagte große, schwarze Wolken vor sich her.

Vor dem Eingang in die Höhle blieb Konstantin einen Augenblick stehen und hielt seine Laterne hoch in die Höhe, damit sie von Germaine bemerkt würde.

In Gottes Namen denn! murmelte er und kletterte über das Geröll hinab, welches das ursprüngliche Portal der Höhle bis zu zwei Drittheilen seiner Höhe wie mit einem Walle verschloß. Ein flachgewölbter, weiter Saal nahm ihn auf. Hierher hatte er sich schon als Knabe gewagt, und er war auf die wunderlichen Tropfsteingebilde vorbereitet, auf welche jetzt das Licht seiner Laterne fiel. Aber sie nahmen sich doch anders und unheimlicher aus, als in dem Dämmerlicht des Tages. Er beleuchtete jeden Stalaktiten genau, um davon Bericht erstatten zu können. Auf einmal begann es in der Höhle zu summen und zu tönen. War das die ferne Musik der Feen? Konstantin lauschte, und wie muthig er auch war, es rieselte ihm doch ein wenig kalt über den Rücken. Aber er faßte sich bald; denn er erinnerte sich, ähnliche Töne schon gehört zu haben, wenn sich das Glockengeläute von Valorbe an den Felsen brach. Er zählte die zitternden Anschwellungen der Töne.

Mitternacht! sagte er zu sich selbst und schritt weiter.

Eine niedrige Oeffnung in dem Hintergrunde der Höhle führte zu einer zweiten Wölbung. Konstantin leuchtete erst hinein, bevor er sie betrat. Sie war kleiner als die erste und der Boden abschüssig, aber eben. Auch hier fehlte es nicht an den bräunlichen Wundergebilden des Sinters, und die feuchten Wände glitzerten wie schwarzer Marmor. Konstantin ging langsam weiter. Der harte Boden klang unter seinen Schritten. Höhle reihte sich an Höhle. Einige waren so niedrig, daß Konstantin sich nicht aufzurichten vermochte,

während die Decken anderer dem Auge unerreichbar blieben, und von dem Gewölbe wiederum anderer drohten riesige Blöcke auf den nächtlichen Wanderer herabzustürzen. Große Hallen und weite Säle, zuweilen durch schmale auf- oder absteigende Gänge verbunden, wechselten mit kleinen Gemächern, Rotunden und Kapellen. Ueberall sickerte es von den Decken in langsamen Tropfen, und überall trafen Konstantin's Blicke auf deren glitzernde Gebilde, der unausgesetzten Arbeit von Jahrtausenden. Säulenstumpfe, Gestalten von Thieren und Menschen, Fratzen und phantastische Gebilde, die Konstantin mit nichts zu vergleichen wußte, standen umher oder hingen von den Gewölben herab, tauchten in dem Licht der Laterne auf und verschwanden wieder in der Nacht. Konstantin's aufgeregte Einbildungskraft schien es, als ob der Tropfstein immer wildere, abenteuerlichere Formen annähme, je weiter er auf seiner Wanderung kam. Langbemähnte Löwenköpfe blickten ihn finster an, glitzernde Schlangen bäumten sich auf. Gnomen kauerten am Boden und Affen schnitten ihm von der Decke herab Gesichter.

Jetzt befand er sich in einem breiten Gange. Ein Riß, der diesen quer durchspaltete, gebot ihm plötzlich Halt. Er leuchtete hinunter, aber er entdeckte keinen Grund. Er leuchtete in die Höhe. Der Spalt schien kaum vier Fuß breit zu sein und jenseits verlor sich der Gang in der Dunkelheit. Konstantin überlegte, ob er umkehren oder seine Wanderung fortsetzen sollte. Er wagte den Sprung und gelangte glücklich über den Abgrund.

Je weiter er kam, je schmäler und niedriger wurde der Gang. Zuletzt mußte er auf Händen und Füßen kriechen. Die Laterne schob er dabei vorsichtig vor sich her. Das

war eine um so beschwerlichere Fahrt, als der Schlott, in dem er steckte, sich bergab senkte. Endlich durfte er sich wieder aufrichten. Soviel ihm das unzulängliche Licht zu erkennen gestattete, befand er sich in einem hochgewölbten Raum, der dem Schiff einer Kirche glich. Diese Aehnlichkeit wurde durch einige Steinblöcke vergrößert, die seitwärts in der Gestalt von Altären über einander geschichtet lagen. Plötzlich stutzte Konstantin. Er hatte eine weiße Frau gesehen. Sein Herz klopfte schwer und schnell, und ein kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Endlich ermannte er sich und hob von Neuem die Laterne in die Höhe, und von Neuem ließ er den zitternden Arm sinken. Es war keine Täuschung! Etwa zehn Schritte vor ihm stand, jetzt von der Dunkelheit wieder verhüllt, die weiße Frau. Er stellte die Laterne auf den Boden und trocknete sich mit dem Aermel seines Rockes den Schweiß von der Stirn.

Alle guten Geister! murmelte er aus trockener Kehle.

Das Stoßgebet belebte seinen Muth. Mit festem Arm leuchtete er abermals vor sich hin. Da stand sie wieder, eine hohe, weibliche Gestalt, in einen langen herabwallenden Schleier gehüllt, und schaute ihn an, mit über der Brust gekreuzten Armen. Es war ein Tropfsteingebilde. Mit hochgehobener Laterne schritt Konstantin darauf zu. Da stolperte er über eine Unebenheit des Bodens und fiel, die Laterne flog ihm aus der Hand und erlosch. Schnell erhob er sich wieder und tappte nach der Laterne. Noch hatte er die Richtung im Ohr, wo sie klirrend auf die Erde gefallen war. Er fand sie auch bald und griff in die Westentasche nach der Zündhölzenbüchse. Sie war fort. Er durchsuchte alle seine Kleidertaschen. Sie war nicht da. Er begann auf

dem Boden zu suchen. Aber da, wo er sich eben befand, war er nicht gefallen. Wo war er gefallen? Die Stelle mußte in der Nähe sein, und er war mehr betroffen als erschreckt. Auf den Knien liegend, betastete er jeden Zollbreit des Bodens mit den Händen. Er kam an Stalaktiten und kroch tastend um sie herum. Die Büchse fand sich nicht. Jetzt durchschoß ihn die Frage, ob es denn auch gewiß sei, daß er die Büchse bei dem Fall verloren habe? Konnte sie ihm nicht bei dem Sprunge über den Abgrund, ja schon bei dem Hinabklettern in die erste Höhle aus der Tasche gefallen sein? Wenn das der Fall war, so war er verloren. Er konnte den Weg, den er gekommen, vielleicht zurücktasten. Aber der Abgrund, der dazwischen lag, wie sollte er in der undurchdringlichen Finsterniß über ihn hinwegkommen? Das Blut stieg ihm siedend heiß zu Kopf. Doch ermannte er sich wieder. Es schien ihm wahrscheinlicher, daß er das Feuerzeug bei dem Falle verloren hatte, und er begann von Neuem zu suchen. Fort und fort kroch und tastete er auf dem kalten, feuchten Steinboden umher. Es war vergebens, und die Ermüdung zwang ihn endlich inne zu halten. Die ganze Furchtbarkeit seiner Lage drang auf ihn ein. Der Abgrund hielt ihn gefangen in der schwarzen Nacht. Er war ein Lebendigbegrabener. Sein Haar sträubte sich empor. Er saß und starrte in die Finsterniß, und keinen Laut vernahm er, als den eigenen schweren Athem und das Fallen der Tropfen von der Decke.

War es nicht besser, auf dem Rückwege in dem Abgrunde zu zerschellen, als in dieser gräßlichen Einsamkeit den Tod in jedem herabsickernden Tropfen langsam heranschleichen zu hören? Er wollte aufspringen, aber seine Glieder waren

schwer und steif, und ihn fror. Vorsichtig mit vorgestreckten Händen suchte er die Wand der Höhle zu erreichen. Es gelang ihm, nachdem er verschiedene Male gegen Tropfsteinbildungen gestoßen war. Er tastete an der Wand hin. Plötzlich griff er ins Leere. Er fühlte umher, er breitete die Arme aus und überzeugte sich, daß er vor einer schmalen Oeffnung stand, deren Höhe er nicht abzureichen vermochte. Er wagte sich in die Oeffnung hinein und fühlte seinen Weg weiter, mit dem rechten Fuße erst den Boden untersuchend, ob er nicht abermals den Rand einer Kluft vor sich hätte.

So tastete er fort; ob in gerader Richtung, ob im Kreise umher, das wußte er nicht. Er tastete weiter mit sinkender Hoffnung, bis seine Kräfte erschöpft waren. Tiefaufstöhnend, mit zitternden Gliedern, setzte er sich auf den Boden. Seine verzweifelte Lage kam über ihn mit allen ihren Schrecken. Die Erschöpfung seiner körperlichen Kräfte schwächte seinen moralischen Widerstand. Die Hoffnung verließ ihn, das Tageslicht je wieder zu sehen. Er war verloren, begraben in der ewigen Nacht, begraben für die Sonne, die Mutter, Germaine. Nie, nie sah er sie wieder.

Plötzlich richtete er sich mit halbem Leibe auf und rief

Weiße Frau! weiße Frau! Komm' und hilf mir! Konstantin Oze, das Sonntagskind, ruft dich!

Er bohrte mit seinen Augen in die Finsterniß und lauschte mit der höchsten Anspannung.

Nichts zeigte sich, und nur den langsam gemessenen Fall der Tropfen vernahm er.

Er schlug eine verächtliche Lache auf; doch mitten darin brach er ab. Es fiel ihm die weibliche Gestalt in dem

Felsensaale ein, wo seine Laterne erloschen war. Vielleicht war sie kein Steinbild gewesen, sondern wirklich eine von den Feen, welche die Grotten bewohnten, und sein Schicksal war die Strafe für sein unberufenes Eindringen in ihre Wohnung. Alle jene Gestalten, die er in den verschiedenen Grotten gesehen, waren wohl nicht, was sie schienen. Hatte es ihn doch manchmal gedünkt, daß sie sich bewegten. Ja, sie lebten und bewegten sich. Er sah die Löwen aufstehen und ihre wilden Mähnen schütteln, die Schlangen über den Boden hinglitzern, die Zwerge, die Bären, die Affen sich recken und regen, und sie alle drängten sich hinter der weißen Frau her, die ihnen durch die Hallen und Gänge voranschritt, und der unheimliche Zug kam dem Orte näher und näher, wo er entkräftet niedergesunken war. Er sah das grausige Gewimmel die Grotten und Schachte füllen und gegen sich heranschwellen. Tausend wilde, feurige, höhnische Augen glühten und funkelten ihm entgegen.

Gerechter Gott! stöhnte er, die Hände vor das Gesicht schlagend. Mutter, Mutter!

Da war der Spuk verschwunden, und statt dessen sah er die Mutter zu sich herankommen. Das Herz wurde ihm leichter und leichter. Ja, Mutter, murmelte er, du bist gut, du hilfst mir! Und das finstere Grab, in das er eingeschlossen war, that sich auf. Er sah die heimathliche Hütte und das Thal und den Wald, und die Sonnenstrahlen glitzerten durch die Zweige und die Vögel sangen. Hand in Hand saß er mit der Mutter vor der Hütte und sie erzählte ihm von seinem verstorbenen Vater. Aber nein, die Mutter war es nicht; sondern Germaine saß an seiner Seite, und ihr Wesen war nicht spöttisch wie sonst. Sie sah ihn gar

hell und lieb mit ihren nußbraunen Augen an und gab ihm gute, schöne Worte. Was sagte sie? — Ja, was sagte sie denn? — — Er konnte es nicht verstehen; denn die Großmutter streckte den Kopf zur Hüttenthür heraus und rief ihn zum Essen. — Ah, wie das schmeckte! Germaine saß ihm gegenüber und lachte ihn an mit ihrem rothen Munde und nickte ihm zu und sagte: Iß, Konstantin. Wie wunderbar sein Name von ihren Lippen klang! Konstantin! — Konstantin!

Er fuhr auf. Die alte, schwarze Nacht war um ihn her, und er mußte sich erst besinnen, wo er sich befand. Aber hatte er denn nur geträumt? Ihm war's, als hörte er jetzt wirklich seinen Namen aus weiter, weiter Ferne rufen. Er horchte. Alles war still. Da blitzte plötzlich ein Stern in der Finsterniß auf und schwebte zu ihm heran, und jetzt vernahm er deutlich seinen Namen. Die Stimme ging von dem Stern aus, und es war Konstantin, als kenne er sie. Aber er sah keine Gestalt, und ein unheimliches Gefühl fesselte seine Zunge. Näher und näher schwankte der Stern, und wieder tönte sein Name von den unsichtbaren Lippen. Er klang dumpf und ängstlich. Da raffte sich Konstantin vom Boden auf.

Hier! rief er. Germaine!

Ein lauter, freudiger Aufschrei. Der Stern flog ihm entgegen und Germaine lag an seiner Brust.

Konstantin sagte kein Wort; er hielt Germaine umschlungen, welche an allen Gliedern zitterte, und er wußte nicht, ob es Wirklichkeit sei oder Traum. Germaine richtete sich von seiner Brust auf und rief mit Thränen in den Augen, indem sie ihre Laterne auf den Boden stellte:

Gott sei ewig Dank, daß ich dich gefunden hab'! — Vergib mir, Konstantin, vergib! O mein Gott, die Angst, die ich ausgestanden hab', wie du immer nicht wiederkamst! Und meine Schlechtigkeit war schuld daran.

Konstantin war noch immer stumm.

Wie war denn das? Hier unten, tief im Eingeweide der Erde, in seinem Grabe war Germaine bei ihm, er hatte sie in seinen Armen gehalten, und sie stand vor ihm, sie sprach zu ihm, sie bat ihn mit Thränen in den Augen um Verzeihung! Das Alles verwirrte ihn, machte ihn sprachlos. Dann aber ging es wie ein Riß durch das dumpfe Chaos seiner Sinne, und seine Seele schwoll in den Worten über:

Germaine! — du — du bist mir gut?

Er ergriff die flehend gegen ihn ausgestreckten Hände des Mädchens; er zog sie an sich.

Und du bist mir nicht bös', Konstantin? fragte sie, zu ihm aufblickend.

Er preßte sie an seine Brust.

Ah, nun ist's gut, sagte er leise, indem er sie losließ.

Er fing an zu zittern, und sich auf die Erde setzend, sagte er kaum hörbar:

Ah, nun kann ich sterben!

Um Christi Barmherzigkeit willen, Konstantin, rief Germaine erschrocken, und warf sich neben ihm auf die Kniee; was red'st vom Sterben?

Konstantin schaute ihr wie verklärt in das ängstliche Gesicht und sagte:

Mir ist so wundersam leicht, als ob ich flöge. — O, Germaine, die Erde liegt auf uns mit ihren Felsen, aber mir ist leicht — leicht!

Er nahm ihren hübschen Kopf zwischen seine Hände, die ihrigen schlangen sich um seinen Hals, und Mund ruhte auf Mund.

Du hast mir das Grab aufgethan, sagte er endlich.

Nein, nein! rief sie sich aufrichtend. Das ist nicht die Germaine, die du kennst. Die Germaine, die du kennst, ist so schlecht, wie du's nicht glaubst; die hat dich oft fort in den Tod gewünscht.

Ja, die hätt' ich auch nimmer wiedergesehen ohne dich! entgegnete er heiter. Er erzählte, welches Mißgeschick ihm begegnet war, wie er in der Finsterniß umhergeirrt und endlich verzweifelt und erschöpft an dieser Stelle sich niedergeworfen hatte.

Germaine hörte ihm erschüttert zu. O Gott, o Gott, rief sie mit erneuter Reue, als er geendet hatte, vergib mir doch meine Schlechtigkeit. Siehst, hier lieg' ich auf den Knien vor dir und bitt' dich, verzeih' mir!

Es war ja mein freier Wille, daß ich herging, versetzte er, indem er sie umfaßte und mit sich emporhob, indem er selbst aufstand.

Aber ich hab' dich dazu gereizt, entgegnete sie.

Und das war gut, rief er freudig und stark, sonst hätt' ich jetzt deine Lieb' nicht. Deine Lieb' hat mir's Leben wiedergeschenkt, und ich will's werth halten. — Siehst, Germaine, es war gar grausig hier unten, aber zuletzt dacht' ich: was liegt am Leben? Die Germaine hat dich doch nicht lieb, und wenn sie dich auch lieb hätt' —

Er brach betroffen ab.

Red' weiter! sagte Germaine; aber er schwieg und als sie ihm ängstlich in das Gesicht hat, wendete er den Blick ab.

Was hast denn? fragte sie besorgt.

Nein, rief er, sich aufrichtend, es hat kein Anderer mit unserer Lieb' was zu schaffen, als du und ich. Du kannst nichts dafür, und ich sag's dir, da es doch einmal gesagt sein muß — wenn du allein wärst auf der Welt, und du gar Niemand hätt'st als mich —

Mein Vater! stammelte sie erblassend.

Ja, ich dacht' an deinen Vater, gestand er, und zögernd setzte er hinzu: Auch an meinen Vater dacht' ich.

O, Konstantin, rief sie, Gott ist mein Zeuge, wenn du auch deinen Vater nie gekannt hast —

Ich hab' ihn gekannt, unterbrach er sie mit dumpfer Stimme. Auch du hast ihn gekannt. Es war der Offenge.

Germaine stieß einen gellenden Schrei aus; einen Schrei des Entsetzens, daß Konstantin das Mark gefror. Erschrocken fragte er, was ihr sei? Er erhielt keine Antwort. Geisterbleich, mit weit geöffneten Augen starrte sie ihn an, und als er beschwichtigend ihre Hand fassen wollte, fuhr sie wie vor einer Schlange zurück.

Sein Vater! stammelte sie. Gottes Barmherzigkeit, sein Vater! wiederholte sie stöhnend und schlug voll Verzweiflung die Hände vor das Gesicht.

So red' doch nur ein Wort, weshalb du so erschrocken bist? bat er. Ich versteh's ja gar nicht!

Sie schluchzte leidenschaftlich.

Er bat dringender.

Frag' mich nicht, sagte sie endlich. Ich darf's dir nimmer sagen.

Gut, entgegnete er, ich will's auch nicht wissen. Sei nur wieder ruhig! Ich lieb' dich doch!

Sie rang die Hände und nach einer Weile sagte sie, ihre Aufregung gewaltsam bekämpfend, mit zitternder Stimme:

Ich lieb' dich auch! Aber du hast recht. Was du hier in der Finsterniß und Verlassenheit gedacht hast, das ist richtig. Wir sind zwei elende, unglückliche Menschen. Wir dürfen uns nicht lieb haben, und ich darf dir nicht gehören und du darfst mir nicht gehören, so lang noch ein Athemzug in uns ist.

Germaine! bat er.

Nein, Konstantin, versetzte sie; du weißt schon warum.

Er schwieg traurig, und sie weinte leise vor sich hin. Um sie her waren die Schatten, gegen welche das Licht der Laterne nur mühsam ankämpfte, und das geheimnißvolle Klingen der fallenden Tropfen. Konstantin lehnte an einem der Stalaktiten und starrte schwer athmend vor sich hin.

Ja, sagte er endlich und richtete sich auf, es darf nicht sein. — Komm, wir wollen gehen.

Er hielt Germaine die Hand hin.

Sie trocknete sich die Augen und hob die Laterne auf; seine Hand nahm sie nicht.

Gib mir die Hand, Germaine, sagte er. Wir sind Beide schuldlos an dem, was droben zwischen uns ist. Aber hier unten ist nichts zwischen uns; hier bist du mein und ich bin dein, wie's meine Gedanken immer sein werden.

Sie willfahrte ihm. Ihre Hand zitterte. Er behielt sie in der seinigen und sie gingen. Keines von Beiden achtete auf die Gestalten, über die der flüchtige Schein der Laterne hinglitt. Schweigend in traurigem Sinnen schritten sie durch die Gänge und Grotten. Endlich fragte er sie, wie sie über die Kluft hinübergekommen sei? Sie wußte von keiner Kluft.

Und der Saal, in dem die verschleierte Frau steht? fragte er.

Sie hatte keine solche Gestalt gesehen.

Konstantin staunte. Er nahm Germaine die Laterne ab und leuchtete umher. Sie befanden sich in der Höhle, aus welcher er in den durchklüfteten Gang gerathen war. Er erkannte sie an den Tropfsteingebilden der Decke wieder, die er in keiner andern Höhle so groß und seltsam gefunden hatte. Er fand auch die Spalte, durch die er sich entfernt hatte.

Ja, sagte er, das ist wunderbar. Dir haben wohl die Feen den Weg gezeigt? Wärst du in jenen Gang gerathen, du hättest umkehren müssen.

Nein, entgegnete sie, meine Angst hätt' mich nimmer ruhen lassen. Ich wär' nicht fortgegangen, bis ich dich gefunden hätt'.

Allmählich wurde die Dunkelheit vor den beiden Wanderern weniger undurchdringlich. Die Nacht lüpfte leise ihren schwarzen Schleier. Die Umrisse der Gesteine wurden erkenntlich und traten nach und nach bestimmter hervor. Wie Konstantin und Germaine die Vorhalle des unterirdischen Labyrinths betraten, schwebte an der Decke ein bläulicher Schimmer hin. Er senkte sich tiefer und tiefer und ward gesättigter und voller, bis er gleich den Wellen eines klaren See's die Tropfsteingebilde umspielte. Als Konstantin das Auge nach dem Eingange hinwandte, sah er die aus dem Thale aufragenden Wipfel der Föhren von der Sonne vergoldet.

Geblendet von dem Glanze der Mittagssonne standen sie vor der Höhle. Er nahm den Hut ab und seine Lippen

bewegten sich im Gebet. — Wie wohl seinen von dem kalten Höhlendunst erstarrten Gliedern die Wärme that, wie froh sein Auge auf das heimathliche Thal schaute!

Und just dir dank' ich's, daß ich das Alles wiederseh'! rief er mit leuchtenden Augen.

Ein Lächeln glitt über Germaine's blasses, trauriges Gesicht.

Als sie in das Dorf kamen, liefen die Leute von allen Seiten herbei. Man hatte Konstantin vermißt, und da man wußte, daß er am Abend vorher Germaine begleitet, so hatte man in deren Hause nachgefragt und auch deren unbegreifliches Verschwinden erfahren. Die Leute wollten wissen, wo sie gewesen waren, und die Laterne, welche Konstantin in der Hand hatte, sein bleiches Gesicht, seine zerrissenen und beschmutzten Kleider reizten die Neugierde noch mehr. Konstantin behauptete, seiner Begleiterin nur eben vor der Brücke begegnet zu sein und, um die Aufmerksamkeit völlig von ihr abzulenken, gestand er, daß er in Folge einer Wette in der Feengrotte gewesen sei. Er erreichte seinen Zweck und Germaine schlüpfte eilig davon.

Und hast die Feen wirklich gesehen? fragte man von allen Seiten.

Eine, scherzte er. Aber so gut, wie dem Lukas, ist's mir nicht geworden. Zu essen und zu trinken hat's nichts gesetzt und darum hab' ich auch einen wahren Wolfshunger. Nachher mehr.

Er zog den Schwarm mit sich bis vor seine Hausthür, wo er lachend gute Nacht wünschte und verschwand.

10.

Germaine's erste Frage zu Hause galt dem Vater. Sie hörte kaum auf die Magd, welche geschwätzig berichtete, in welcher Unruhe man um ihretwillen gewesen sei, und daß jämmtliche Dienstleute ausgeschickt worden wären, um sie zu suchen. Der Vater war nicht daheim. Germaine erwartete ihn in seiner Stube. Welche Umwandlung hatte plötzlich in ihren Gefühlen für Konstantin stattgefunden! Ihre langjährige Feindschaft gegen ihn, in die sich stets eine geheime Furcht gemischt hatte, war spurlos in ihrem Herzen ausgelöscht. Es war ein Wunder, aber das Wunder war Thatsache: sie liebte Konstantin. Doch sie hatte in diesem Augenblicke Wichtigeres zu denken, als sich den Umschlag ihrer Empfindungen klar zu machen.

Corsant kam bald nach Haus. Er hatte bereits erfahren, wo Konstantin gewesen war, und sein Scharfsinn rieth einen unwillkommenen Zusammenhang zwischen dessen Abenteuer und dem Verschwinden seiner Tochter.

So? bist also wieder da? fragte er mit einem finster spöttischen Gesicht. Hast dir auch die Feengrotten besehen?

Ja, Vater, versetzte sie. Ich war schuld, daß der Oze sein Leben auf's Spiel setzte, und ich mußt' gut machen, was ich versehen hatt'.

Ich wollt', er hätt' das Genick dabei gebrochen, der fürwitzige Taugenichts, grollte der Vater. Zum Teufel, was hast du mit dem Burschen zu schaffen? Und gerade mit ihm!

Eben deshalb, Vater, wollt' ich mit dir reden! sagte sie mit einem leisen Beben in der Stimme. Ich hab' zum

Theil an ihm gut zu machen gesucht, was ich verschuldet hab'; thu' du's auch!

Corsant hatte sich mißmuthig auf einen Stuhl vor dem Kaminfeuer niedergelassen, jetzt fuhr er auf und blickte Germaine durchdringend an.

Bist du toll? fragte er gedehnt.

Nein, ich bin's nicht, versetzte sie. Aber es läßt mir jetzt keine Ruh' mehr. Ich weiß nicht, wie es auf einmal gekommen ist, aber, Vater — ich und der Konstantin — Vater, ich lieb' den Konstantin.

Eine helle Röthe überflog ihre Wangen.

Corsant stieß ein schallendes Hohngelächter aus. Dann rief er:

Und willst ihn heirathen? — Geh' zu Bett. Du hast die Nacht nicht geschlafen; nachher wirst wieder vernünftig sein.

Sie schüttelte traurig den Kopf und sagte:

Ich will den Konstantin nicht heirathen. Das geht ja nie und nimmermehr. Aber ich lieb' ihn, Vater! Es ist nicht anders und es wird nicht anders, als bis sie mich hinlegen zum ewigen Schlaf. — Ich wollt', es wär' so weit. Ich hab's oft gewünscht. Aber es ist nicht zu ändern. Ich hab' den Konstantin lieb und er mich, und du mußt dein Unrecht an ihm gut machen — um meinetwillen, Vater!

Soll mich Gott strafen, rief dieser, wenn ich weiß, was du meinst.

Besinn' dich doch, Vater! erwiederte sie. Du kannst ja nicht vergessen haben, daß es nicht dem Konstantin seine Schuld ist, wenn er nichts hat.

Die Augen von Vater und Tochter begegneten sich in einem langen, prüfenden, vielsagenden Blick. Germaine stieg

dabei das Blut in das Gesicht, und ihr Busen hob sich schwer. Corsant wandte sich ab, griff nach der Feuerzange, und unter den Kaminbränden stochernd murrte er:

Lass' die alten Geschichten in Ruh'!

Ich kann nicht! seufzte Germaine. Sie trat nahe zu ihrem Vater heran und fuhr mit scheuer, gedämpfter Stimme fort:

In jener Nacht, Vater, als du die Papiere verbranntest, und ich's nicht hindern konnt', da sagtest du, du wüßtest nicht, wer der Konstantin sei. — Ich will's ja gern glauben, daß du es nicht weißt. — Aber ich weiß es jetzt, Vater. Er selbst hat es mir gesagt, daß er dem Offenge sein Sohn ist.

Corsant zuckte zusammen. Aber er sagte kein Wort, sondern fuhr fort, mit der Zange in der Glut zu wühlen.

Germaine schöpfte tief Athem.

Gott weiß, was ich all' die Jahr' her um das ausgehalten hab', was du gethan hast, Vater! sagte sie mit zitternder Stimme, und des Vaters Schulter leise mit ihrer Hand berührend fuhr sie fort: Aber was ich für den Konstantin im Herzen trag', das leidet das Unrecht nicht länger, was du ihm gethan hast, und ich trag's nicht länger, darum zu wissen und stumm zu sein. Es brennt mir wie ewiges Feuer auf der Seel', und du mußt's gut machen, du mußt!

Wieder entstand eine Pause. Die Mienen Corsant's wurden immer finsterer. Endlich wollte er sprechen, aber er mußte sich erst räuspern, um die Worte heraus zu bekommen.

Weiß es der Konstantin? fragte er, ohne die Tochter anzublicken.

Diese verneinte mit Lebhaftigkeit.

Aber du wirst's ihm sagen? fragte er scheu und stockend.

Um Gottes willen, Vater, wie kannst du nur so etwas denken? Nie, nie! Aber ich muß zu Grunde gehn, wenn es so bleibt! Und mit den flehendsten Ausdrücken beschwor sie ihn, sein Unrecht zu sühnen. Es wäre ja gleichgültig, was die Menschen von ihnen dächten, wenn nur die Schuld von ihnen genommen würde.

Corsant schaute noch immer düster in das Feuer. Seine Haltung wurde jedoch fester und fester. Noch schwieg er einige Sekunden, dann sagte er, in die Glut schlagend, daß die Funken wie ein goldner Regen weit umhersprühten, mit rauher Entschiedenheit:

So bleibt's denn, wie es ist! Ich bin kein solcher Narr, um wegzuwerfen, was ich einmal festhab'. Der Kluge allein hat recht, und ich will recht behalten.

Germaine stand vor Entsetzen still.

Nicht einen Centime geb' ich heraus, fuhr der Vater fort und stand auf. Und wenn ich wollt', es geht nicht, ich kann nicht mehr zurück. Was geschehn ist, ist geschehn. Schlag's dir aus dem Sinn.

Vater, Vater! stammelte Germaine mit blassen Mienen, ist das dein letztes Wort?

Ja, zum Teufel, rief er auffahrend.

Betäubt schwankte Germaine auf ihre Kammer. Sie hatte kaum noch so viel Kraft, den nächsten Stuhl zu erreichen, auf dem sie zitternd niedersank. Die Strahlen der Nachmittagssonne spielten über die gewürfelte Decke ihres Bettes hin und Germaine starrte darauf und zählte mechanisch wieder und wieder die überglänzten Würfel. Es war öde und leer in ihrem Kopfe und Herzen. Endlich entrang sich ihr ein dumpfer Schrei, der Krampf ihres Wesens

löste sich, und weinend und schluchzend warf sie sich über ihre Lagerstätte.

Die Unglückliche! Nicht das Beispiel und die Spottreden des Vaters stachelten sie gegen die Dorfgenossen auf. Es war das Wissen um seine Schuld und ihre Verzweiflung darüber, welche sie trieben, die Nichtachtung und Zurückweisung der Menschen durch leidenschaftlichen Trotz und zur Schau getragene Verachtung zu überbieten, als könnte sie auf diese Weise den Verdacht entkräften, in welchem ihr Vater stand. Daß ihr eigener guter Ruf darüber zu Grunde ging, beachtete sie nicht. Es lag ihr nichts daran.

Ja, sie wußte um die Schuld des Vaters. Es war an jenem Abend gewesen, an dem das plötzliche Dazwischentreten Konstantin's vielleicht ein noch größeres Verbrechen verhindert hatte. Germaine hatte die Heimkehr des Vaters erwartet. Die Stunde, um welche nach den Vorschriften der Polizei das weiße Roß geschlossen wurde, war längst vorüber, und der Vater kam nicht. Die Befürchtung, daß ihm etwas zugestoßen wäre, veranlaßte Germaine, ihn aufzusuchen. Denn sie liebte den Elenden — vielleicht um so mehr, je schärfer sie mit ihrem, durch eine freudlose, liebesarme Kindheit frühzeitig entwickelten Verstande seine Schwächen und die Schattenseiten seines Charakters durchschaute. Ihre Mutter hatte sie kaum gekannt. Das rohe Benehmen des Vaters hatte die schwächliche Frau schon wenige Jahre nach Germaine's Geburt in das Grab gestreckt.

Im weißen Rosse fand Germaine bereits alles finster und still. Da dachte sie an den Freund ihres Vaters und eilte nach dessen Hause. Es brannte noch Licht in der untern Stube, und Germaine trat auf die Stufen vor der

Hausthür, um von dort aus einen Blick in die Stube zu werfen und zu sehen, ob ihr Vater bei Offenge wäre. Er war dort; er stand vor dem Schranke, auf dessen Klappe das Licht brannte, und suchte und wühlte unter den Papieren und in den Schiebladen, und Germaine sah, wie er Verschiedenes zu sich steckte. Das Bett mit den blutbefleckten Vorhängen, in dem Offenge mit offenen Augen dalag, wurde sie von ihrem Standpunkt aus glücklicherweise nicht gewahr.

Als der Vater nach Hause kam, lag sie auf ihrem Lager. Wie sie dahin gekommen, sie wußte es nicht. Er zündete Licht an, und sie hörte, wie er sich einen Stuhl an den Tisch rückte und dann ein Geräusch und Klimpern, als ob Geld gezählt würde. Dieser Ton lockte sie aus ihrem Bette und sie trat in den Rahmen ihrer Kammerthür. Es lag viel Geld auf dem Tische in Banknoten, Rollen und einzelnen Geldstücken. Germaine's Blicke hefteten sich mit Entsetzen darauf. Der Vater bemerkte sie nicht, obwohl er mit dem Gesicht ihr zugekehrt saß. Er hatte aufgehört, seinen Raub zu zählen, und las in einem Schriftstück. Jetzt hielt er es über die Flamme des Lichts. Da bemerkte er die weiße Gestalt auf der Schwelle und das Papier entfiel seiner zitternden Hand.

Vater, Vater, jammerte Germaine, was hast du gethan?

Er erholte sich von seinem Schrecken und fuhr roh gegen sie auf, wie es seine gewöhnliche Art war. Sie aber ließ sich nicht einschüchtern; sie trat näher und sagte ihm, wessen sie Zeuge gewesen.

Einen Augenblick saß er wie vernichtet. Er konnte seine That nicht leugnen, und er suchte sie zu rechtfertigen. Er sagte Germaine, daß Offenge im Sterben liege, und wer

hätte ein größeres Recht auf dessen Dankbarkeit, als er, sein langjähriger Freund? Und sollte der Hof und Alles an einen ganz Fremden fallen, und er leer ausgehen? Das ihm ursprünglich bestimmte Legat war widerrufen, und er war kein solcher Narr, noch obendrein die Summen zurückzuzahlen, die er zu verschiedenen Zeiten von Offenge geliehen hatte. Wenn der Offenge für alle seine Freundschaft, für die vielen Gefälligkeiten und Dienste, die er jenem geleistet, so undankbar sein konnte, so war er im Rechte, wenn er sich selbst dafür bezahlt machte. Er beging keinen Diebstahl, denn Offenge hatte keine natürlichen Erben, Niemand stand dem Sterbenden näher als er, und er war es seinem Kinde schuldig, daß er sich von einem Fremden nicht ausplündern ließ.

Und dieser Fremde war Konstantin Oze! Sein Name stand in dem Schriftstück, welches Corsant bei dem Erblicken seiner Tochter entfallen war. Er hob es auf und zeigte ihr zum Beweise, daß er nicht log, daß das ihm bestimmte Legat durchstrichen war. Warum war es durchstrichen, wenn nicht aus Heimtücke gegen ihn, der es stets ehrlich mit Offenge gemeint hatte? War es nicht die ausgeklügeltste Bosheit, daß ihm der Sohn der Landstreicherin vorgezogen wurde, der mit Offenge in gar keinem Verhältniß stand? Und wieder hielt er das Testament an das Licht und stieß Germaine zurück, welche ihn an der Ausführung seines Vorhabens hindern wollte. Sie war von seinen Sophismen keineswegs überredet; sie fühlte nur, daß ihr Vater im Begriffe stand, etwas Schreckliches zu begehen, und sie strebte, ihm das brennende Papier zu entreißen, welches er, sie selber mit ehernem Griffe festhaltend, in den Kamin schleuderte.

Dem Testamente nach warf er die Schuldscheine über seine von Offenge entliehenen Gelder. Germaine rang vergebens, sich von ihm zu befreien, während die Flammen die Papiere verzehrten. Erst als von ihnen nichts mehr übrig war denn ein Häuflein schwarzer Asche, ließ er die verzweifelte Tochter frei.

Sie war damals noch ein halbes Kind, und wenn sie das Verbrechen des Vaters auch entsetzte, so vermochte sie dessen ganze Bedeutung und Tragweite doch erst nach und nach zu erkennen, wie sie die bürgerlichen Verhältnisse richtiger würdigen lernte, und so steigerte die Zeit ihre Qual über das Geschehene. Und mit diesem Gefühl in der Brust mußte sie in dem Hause schaffen und walten, welches von Rechts wegen einem Andern gehörte. Hier fortwährend an das Unrecht ihres Vaters erinnert, wer kann schildern, was sie litt? wer die brennenden Thränen zählen, die sie vergoß? Wie oft wünschte sie nicht, daß Konstantin sie auf der Alm von ihrem verzweifelten Beginnen nicht abgehalten hätte! Und sie mußte ihr schweres Leid vor allen Augen verbergen, um nicht den Verdacht der Leute zu verstärken und zur Anklägerin des Vaters zu werden, der sich das unrecht erworbene Hab und Gut wohl bekommen ließ. Er hatte ja das Ziel seiner Wünsche erreicht; er war nun ein Bauer in demselben Dorfe, in dem er als Sohn eines armen Holzfällers geboren war, und wenn er beim Glase saß, so erzählte er gern, wie schlecht er es in seiner Jugend gehabt, und wie er wegen seiner Lahmheit allgemein, selbst von den eigenen Eltern verspottet worden sei. Wollte er auf diese mittelbare Weise vor Germaine die krummen Wege beschönigen, durch die er sich heraufgewunden hatte, und seinen Krieg gegen die

Menschen rechtfertigen? Jedenfalls waren die Armuth und der Spott über sein Gebrechen für ihn, der seine geistige Ueberlegenheit bald bemerkt, zum stärksten Antriebe und die Grundlage seiner Weltanschauung geworden. Er hatte entbehrt, und er wollte genießen; er war verspottet und verachtet worden, und er dürstete nach Vergeltung. Er war überzeugt, daß sein wachsender Wohlstand die Leute zwingen würde, ihm die äußere Ehre zu gewähren, die sie ihm so hartnäckig verweigerten.

Seine That in den Augen Germaine's zu mildern, gelang ihm nicht. Aber ihre eigene harte Jugend, das eigene Unglück setzten sie in den Stand, mit ihm zu empfinden, und das Mitleid und sein freundlicheres Wesen gegen sie machten ihr sein Unrecht um so schmerzlicher. Sein Benehmen gegen sie wurde in der That weniger roh, seit ihm der Besuch des weißen Rosses verboten war, und wenn ihn seine Geschäfte nach Orbe führten, so brachte er ihr jedesmal ein Geschenk mit, allerdings zugleich in der selbstsüchtigen Absicht, damit sie in ihrer äußern Erscheinung den Leuten seinen zunehmenden Wohlstand beweise. In ihrem Kasten lagen seidenes Zeug und Bänder und mancherlei anderer Schmuck. Aber sie trug nichts davon. Man sah sie in der Kirche wie auf dem Tanzplatze nie anders als in dem landesüblichen, dunkelbraunen Rock von mailänder Tuch, und die kleinen, goldenen Ohrringe, die sie trug, stammten noch von ihrer Mutter her. Die Geschenke des Vaters hätten sie auf dem Leibe wie Feuer gebrannt; waren sie doch mit unrecht erworbenem Gelde gekauft.

Die schreckliche Nacht blieb der Armen allgegenwärtig, und wie sie ihr die Ruhe raubte und sie mit Angst und

Jammer erfüllte, so zog sie sie mit geheimnißvoller Gewalt zu Konstantin hin. Ihre Gedanken waren immer mit ihm beschäftigt, sie beobachtete ihn unausgesetzt, sie fürchtete ihn und grollte ihm zugleich. Er war der Geschädigte, und ihm mußte daher eben so viel daran liegen, das begangene Unrecht zu entdecken als ihr, es zu verheimlichen. Sie grollte ihm, daß er sie auf der Alm von der Ausführung ihres wahnsinnigen Beginnens abgehalten hatte. Ohne ihn wäre ihr längst wohl. Sie grollte ihm, weil die Schuld ihres Vaters gegen ihn sie grenzenlos elend machte, und es gab Augenblicke, in denen sie sich vorstellte, daß sich der Verdacht nimmermehr auf ihren Vater gelenkt haben würde, wenn Konstantin an dem verhängnißvollen Abende nicht Offenge zu Hülfe gekommen wäre. Was ohne seine Dazwischenkunft wahrscheinlich geschehen wäre, wagte sie nicht zu denken.

Ihre Unruhe und Aufregung hatten sie endlich zu seiner Großmutter getrieben, deren geheimnißvolle Künste oft genug in Valorbe in Anspruch genommen wurden. Sie befragte das Orakel unter einem falschen Vorwande, und nun erfuhr sie in der Stube des Schulmeisters, daß Konstantin selbst ein Sonntagskind sei. Durch ihn also sollte schließlich doch ihre Furcht in Erfüllung gehen, der Schleier hinweggerissen werden von dem so lange verhehlten Unrecht. Sie dachte nichts Anderes mehr als dies und die Folgen für ihren Vater, und als sie Konstantin in dem Eingang der Feengrotten verschwinden sah, da war es ihr für einen Augenblick lang so leicht, als ob jetzt Alles gut sei und die Felsen in ihrem dunklen Schooße die Schuld begraben hätten. Sie war an ihrem Kammerfenster stehen geblieben, um ihrer

Sache gewiß zu sein. Als aber Stunde nach Stunde verrann, ohne daß sich der Schein seiner Laterne außerhalb des Berges gezeigt hätte, da ergriff sie die Unruhe, die Angst, die Reue, und die Qual des Gewissens trieb sie endlich wie eine Verzweifelte fort zu seiner Rettung.

Doch nein, nicht die Qual des Gewissens allein. Als sie Konstantin fand, da brach das neue Gefühl hervor, welches, ihr unbewußt, schon längst in ihren Groll und ihre Furcht sich eingemischt hatte. Sie liebte Konstantin, und nun mußte sie erfahren, in welchen nahen Beziehungen er zu dem Manne stand, den ihr Vater beraubt hatte!

Wenn sie geglaubt, daß sie das Schwerste gelitten, was ein Menschenherz ertragen könne, so hatte sie geirrt. Sie litt es erst jetzt, da sie Konstantin liebte, da sie wußte, wessen Sohn er sei und ihr Vater sich weigerte, sein doppelt großes Unrecht gegen ihn zu sühnen.

11.

Konstantin that einen langen, tiefen Schlaf, und als er erwachte, dauerte es eine geraume Weile, bis er sich klar wurde, daß er sein Abenteuer in der Feengrotte nicht nur geträumt hatte, und daß vor Allem Germaine's Liebe zu ihm kein Traum sei. Es war eine Heiterkeit in ihm, wie er sie schon lange nicht mehr gekannt hatte, und obgleich es schon gegen neun Uhr Abends war, so stand er doch noch auf und schlenderte durch das Dorf. Wie er die Lichter aus den Fenstern schimmern sah, da begriff er nicht, wie es die Menschen in den dumpfen Stuben aushalten könnten, und

wo die Lichter in den Häusern schon ausgelöscht waren, da begriff er wieder nicht, daß die Menschen in einer so schönen Nacht schlafen konnten. Die Nacht war sternklar, und er fühlte ihre Kälte nicht. Ihm war es ganz frühlingswarm in der Brust, und er mußte sich Gewalt anthun, daß er nicht laut aufjodelte. Weiterhin traf er den Nachtwächter. Er blieb bei ihm stehen und plauderte eine Zeit lang mit ihm. Der Wächter meinte, ihm müsse etwas besonders Gutes widerfahren sein, da er so lustig und übermüthig, wie es sonst nicht seine Art wäre.

Es ist heut auch mein Geburtstag, antwortete Konstantin und ging weiter.

In dem Hause Corsant's war es dunkel bis auf ein Fenster im westlichen Giebel. Konstantin schloß aus dessen Lage, daß dort Germaine's Kammer sein müßte; sie hatte ja an ihrem Fenster aufpassen wollen, ob er wirklich in die Feengrotten gehen würde. Zwischen dem Hause und dem Zaun, welcher auf dieser Seite den Baumgarten von der Landstraße trennte, stand eine alte Kastanie. Nachdem Konstantin eine Weile hinaufgeschaut hatte, schwang er sich so geräuschlos als möglich auf den Zaun und von dort auf den untersten Ast der Kastanie, welcher sich weit nach der Landstraße hinstreckte. Er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, dem Mädchen noch eine gute Nacht zu wünschen, und so kletterte er in dem kahlen Geäst höher und höher hinauf, bis er sich dem Kammerfenster gegenüber befand. Es war in der That Germaine's Stube, in die er schaute, und er sah die Geliebte vor der Kommode sitzen, auf der ein Licht brannte. Sie las, und ihre Hände ruhten zusammengefaltet auf dem untern Rande des Buches. Das Buch war das

Neue Testament. Ihr gequältes Herz suchte Trost und Ermuthigung in der Leidensgeschichte des Erlösers. Konstantin dachte an nichts, als daß er geliebt würde, und lachte bei der Vorstellung in sich hinein, daß Germaine nicht wüßte, wie nahe er ihr sei. Eine Zeit lang hielt er sich ganz still, an dem Anblick des Mädchens sich weidend, dann begann er erst leise und anschwellend lauter und lauter den prächtigsten Finkenschlag nachzuahmen, den er wußte.

Germaine erhob den Kopf und blickte mit verwundertem Lauschen nach dem Fenster. Finkenschlag in so später Jahreszeit und Stunde? Konstantin schwieg, und nach einigen Sekunden wiederholte er sein Kunststück. Germaine eilte an das Fenster, welches sie leise öffnete. Ihr Herz sagte ihr, wer der Sänger sei.

Ich bin's, Germaine, flüsterte Konstantin und rutschte auf seinem Aste dem Hause so nahe als möglich war.

Germaine winkte ihm erschrocken über seine Waghalsigkeit mit der Hand fort.

Ich wollt' dir blos gute Nacht sagen, flüsterte er von neuem.

Gute Nacht, gute Nacht! antwortete sie ebenso leise.

Er war jedoch nicht damit zufrieden gestellt.

Ist's denn wirklich wahr, daß du mich lieb hast? fragte er.

Ach, Konstantin, entgegnete sie mit schmerzlichem Ausdruck, was hilft's uns? Hast du vergessen, was ich dir in der Höhle sagte?

Kein Wort hab' ich vergessen, flüsterte er zurück. Sag's doch, daß du mich lieb hast.

Sie seufzte.

Ich bitt' dich schön, Germaine! bat er innig. Ich hab' nichts auf der Welt so lieb als dich.

Ach, Konstantin, warum mußt gerad' an mich dein Herz hängen? antwortete sie mit zitternder Stimme. Es giebt so viele Mädchen, die besser sind als ich, und mit denen du glücklich sein könnt'st. Wir Beide können es nimmer.

Nein, Germaine, es giebt keine bessere als du bist, versetzte er. Jetzt weiß ich's, und ich bitt' es dir tausendmal ab, daß ich je anders von dir gedacht hab'. Ich kann mit Keiner glücklich sein als mit dir.

Ihre Thränen begannen zu fließen, aber er sah es nicht.

Ich wollt', es wär' so! flüsterte sie aus gepreßtem Herzen. — Gute Nacht!

Und morgen? fragte er.

Sie mußte ihm versprechen, daß sie Abends auf den Kirchhof kommen würde. Er wußte keinen andern Ort vorzuschlagen, wo sie unbelauscht wären, und erst als sie zugesagt hatte, trat er den Rückweg an. Sie blieb am offenen Fenster, bis er wieder auf der Landstraße stand.

Es wird nimmer gut, seufzte sie, indem sie das Fenster schloß und die Hände auf das wunde, hoffnungslose Herz preßte.

Sie war am nächsten Abend früher an dem verabredeten Orte als er. Die Trauerstätte hatte in ihrer Stimmung für sie nichts Unheimliches. Sie wünschte, der Winter breitete seine weiße Decke auch erst über ihren Grabhügel.

Konstantin fand sie an dem Grabe seines Vaters, welches eine kleine Tafel von Gußeisen bezeichnete. Corsant hatte dieselbe gestiftet. Es war ein Einspruch gegen den

Verdacht der Valorber. Konstantin freute sich, daß er Germaine gerade an dieser Stelle traf und sagte:

Schau, es ist mir immer wie ein Dorn in der Brust gewesen, seit ich weiß, daß er mein Vater ist, daß er sich so gar nicht um mich gekümmert hat, daß er mich gar nicht lieb gehabt hat. Jetzt ist aber auch das gut, da du mich lieb hast.

Germaine fühlte jedes seiner Worte wie einen Stich in ihr Herz. Was hätte sie nicht darum gegeben, ihm zurufen zu können: dein Vater hat dich lieb gehabt! er hat es durch sein Testament bewiesen! Das Wort brannte auf ihren Lippen. O wie schlecht kam sie sich Konstantin gegenüber vor! Sie wagte gar nicht, zu ihm aufzublicken. Endlich stammelte sie:

Ich kann's mir nicht denken, daß er dich nicht lieb gehabt haben soll, Konstantin.

Sie hätte vergehen mögen vor Scham und Jammer, als sie die Worte gesprochen.

Ich mag's schon gern glauben, versetzte er heiter. Ich könnt' jetzt nichts Schlechtes von Einem glauben.

Germaine zog ihn sanft von dem Grabe fort. Alles, was er sagte, fiel brennend auf ihre Seele.

Seine klare Stimmung dauerte immer fort. Germaine's Liebe hatte alle Verwirrung in seiner Seele gelöst. Sie liebte ihn, und jetzt glaubte er, daß sie gut sei, und wenn er Valorbe verließ, so durfte er mit seinem ganzen Herzen an sie zurückdenken. Fortgehen wollte und mußte er. Er hatte den ganzen Tag über sein Verhältniß zu Germaine nachgesonnen. Die Trennung von ihr fiel ihm freilich schwer; aber er sah sie für keine ewige mehr an. Blieb er im

Dorfe, so war es doch ein elendes Leben, selbst wenn Corsant seine Einwilligung zu ihrer Verbindung gab. Es konnte ihm ja nicht fehlen, meinte er, sich anderwärts ein Nest für sie Beide zu bauen, wo man von Germaine's Vater und dem auf ihm ruhenden Verdachte nichts wußte. Für Germaine selbst war es besser, wenn sie von Valorbe fortkäme. Ach, das sollte ein schönes Leben werden!

Er trug Germaine seinen Plan vor. Das Glück, welches er für sie Beide von dessen Ausführung hoffte, machte ihn beredtsam, wie er es sonst nicht war. Es gelang ihm, mit seiner Zuversicht auch Germaine zu erfüllen, und eine Zeit lang glänzten ihre Augen ebenfalls freudig. Doch die Sonne des Glückes verschwand nur zu bald wieder hinter schwerem Gewölk. Wohin auch Konstantin ging, sie konnte sein Weib nicht werden. Die Schuld des Vaters, seine Weigerung, sie zu sühnen, trennte sie für immer. Mit dem Gedanken daran gab es für sie keine glückliche Stunde an Konstantin's Seite. Sie schüttelte traurig den Kopf und seufzte:

Es geht nicht, Konstantin.

O, es geht Manches, versetzte er zuversichtlich, was Einer denkt, daß es in alle Ewigkeit nicht möglich ist. Wenn du deinen Vater meinst, so wär's nicht der Erste, der zuletzt doch ja gesagt hat.

Er wird nie ja sagen, antwortete Germaine. Aber das ist's nicht. Weiß Gott, ich hab' dich lieb, daß ich mein Herzblut für dich hingeben möcht', Tropfen für Tropfen, aber deine Frau kann ich nimmer sein.

Konstantin wollte den Grund wissen.

Ja, wenn ich ihn dir sagen könnt', seufzte sie, und

bat ihn, ihr zu versprechen, daß er sie nie wieder danach fragen wolle.

Du hast lauter Geheimnisse, rief er unmuthig. Ich hab' nichts in meinen Gedanken, was ich dir nicht sagen möcht', und dich soll ich nach nichts fragen. Wenn du mich wirklich lieb hätt'st, wie ich dich, dann würd'st du mir auch Alles sagen.

Sie rang in Thränen ausbrechend die Hände.

Ich kann's ja nicht, denn es ist nicht meine Sach'. Aber ich lieb' dich, ich lieb' dich.

Da er still blieb, nahm sie etwas Schnee von dem nächsten Grabhügel, wusch sich damit die Hände, und die Rechte zu den Sternen aufhebend, rief sie:

Ich schwör's dir, Konstantin, so wahr meine Hand hier rein ist, daß ich nichts mehr lieb hab' auf der Welt als dich.

Ich glaub's ja schon, versetzte er erschüttert, und nach einer Weile fragte er: Was soll denn aber werden?

Ich weiß nicht, erwiederte sie verzagt.

Stumm gingen sie in dem Hauptgange des Kirchhofs hin und her, zu beiden Seiten die Reihen der beschneiten Gräber mit ihren Kreuzen und Denksteinen.

Und giebt's kein Mittel es anders zu machen? fragte er endlich.

Keins! seufzte sie.

Aber Konstantin gab sich damit nicht zufrieden. Es war ja gar zu grausam, wenn das Hinderniß, welches sie trennte, nicht zu beseitigen war. Er ließ seine Hoffnungen nicht so schnell sinken.

Denk' doch nur darüber nach! sagte er noch, als sie schieden.

Sie trafen sich Abend für Abend. Der Brauch der Mädchen, sich zum Spinnen und anderen Winterarbeiten heute bei dieser, morgen bei jener Freundin zu versammeln, machte die Abwesenheit Germaine's von Hause nicht auffällig. Sie stellte sich indessen nur dann in den Stuben ein, wenn das Wetter den Aufenthalt im Freien unmöglich machte. Konstantin kam dann später mit den andern Burschen nach und begleitete Germaine heim. Sonst wanderten Beide unter den Sternen auf dem Kirchhof, in dem Gebirge, an welches sich das Dorf lehnte, und auf der Landstraße außerhalb Valorbe umher. Es waren Spaziergänge, voll eines traurigen Glückes. Germaine's Gedanken waren unabläßig darauf gerichtet, eine Lösung für sie Alle zu suchen; doch es wollte sich kein Ausweg finden lassen. Zuweilen überkam sie die Versuchung, Konstantin Alles zu gestehen. Er hatte ein so gutes Herz, klagte nie über sein Loos und liebte sie. Er würde ihrem Vater verzeihen und dann war ja Alles gut, sollte sie auch für sich selber nichts gewinnen, als daß sie der schweren Last ledig würde, die ihre Seele erdrückte. Allein es war nicht ihr Geheimniß, sie konnte die Schuld des Vaters nicht aufdecken, und voll Verzweiflung blieb sie stumm.

Die Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe machte Beiden die Herzen schwer und schwerer, und dennoch mochten sie den bittern Kelch nicht von den Lippen setzen. Germaine war von Beiden die unglücklichere. Ihre Liebe zu Konstantin gewann mit jedem Tage an Gewalt. Sie empfand die seinige mit einer schauernden Wonne. Hier war ein Glück über allem Elende wie ein blühender, duftender Frühlingstag, in dem sie sich heilig fühlte, als stände sie in einer Kirche.

Wenn Konstantin ihr ins Auge sah, wenn er sie an seine Brust zog und küßte, dann war es ihr, als ob sie ein neuer Mensch wäre und so rein und gut, wie sie zu sein wünschte. Wie glücklich hätten sie sein können! Bei der Läuterung ihres Wesens durch die Liebe empfand sie es mit namenloser Qual, daß sie schuldig sei. Hatte sie bisher das Unrecht des Vaters nur um seinetwillen schmerzlich gefühlt, so erkannte sie jetzt, daß sie seine Mitschuldige sei, mitschuldig gegen denjenigen, welchen sie liebte, indem sie gegen Konstantin schwieg. Sie kannte alle seine Gedanken, sie las in seiner Seele wie in einem Buche, er schlug alle Blätter seines Wesens vor ihr auf, von seinen frühesten Erinnerungen bis auf diese Stunde, und sie trug gegen den Offenen, Ahnungslosen heimlich so Schweres auf der Seele! Kam sie heim, so fiel sie sich in der Einsamkeit ihrer Kammer mit den schwersten Vorwürfen an. Sie schalt sich falsch, seiner Liebe unwerth und zerwühlte sich in wilder Leidenschaftlichkeit das Haar. Das Rauschen der Orbe, die unweit ihrem Fenster vorüberfloß, erfüllte sie mit unheimlichen, schwarzen Phantasien. Ach, wie sollte das enden? War ein anderes Ende möglich als der Tod?

Corsant vermied es während dieser ganzen Zeit so viel als möglich mit seiner Tochter allein zu sein. Er war fortwährend finster, mürrisch und reizbar. Seine alte Rohheit trat wieder hervor, und seine Leute hatten einen schweren Stand mit ihm. Auch jetzt bereute er die That nicht. Sie war nicht wieder gut zu machen. Er konnte seine Schuld nicht eingestehen und vermochte von dem Besitz sich nicht wieder zu trennen. Ihm graute vor dem Rückfall in die Armuth, aus der er sich emporgewunden hatte. Und war der

gegenwärtig blühende Zustand des Hofes nicht seine Arbeit? Wenn er die Vergangenheit mit ein paar tausend Franken wett machen konnte, darauf wollte er es nicht ansehen. Aber unter welchem Vorwande sollte er Konstantin das Geld darbieten. Unter welchem Vorwande es auch geschah, er wußte, daß Konstantin zu stolz war, um von ihm etwas anzunehmen, und ein solches Angebot mußte auch dessen Verdacht erregen. Vielleicht wußte Konstantin schon mehr, als er sollte?

Die Saat, welche er ausgestreut, hatte langer Zeit bedurft, um aufzugehen. Jetzt schoß sie in die Höhe, jetzt reifte sie, und er erntete ihre bittere, seine Tage und Nächte vergiftende Frucht. Er nahm seine Zuflucht zu Kirschwasser und Wein. Er berauschte sich, um die Gedanken los zu werden und schlafen zu können. Seine Weinträume waren noch häßlicher als die Wirklichkeit.

Ohne die Liebe seiner Tochter zu Konstantin wäre Alles gut, meinte er. Ihr Schweigen über jenen war weit davon entfernt, ihn zu beruhigen. Wer stand ihm dafür, daß sie reinen Mund hielt? Es war ihm früher nie der Gedanke gekommen, daß ihn Germaine verrathen könnte; jetzt begann er es zu fürchten; jetzt begann er der eigenen Tochter zu mißtrauen, und er beargwohnte jeden ihrer Gänge außer dem Hause. Er hätte sie am Liebsten unter Schloß und Riegel gehalten; doch sagte er sich, daß er nicht ihre Liebe durch Widerspruch reizen dürfte, wenn sie schweigen sollte. Aber getrennt mußte das Paar werden. Wenn er Konstantin aus Valorbe entfernen könnte? Er war ja ein Heimathloser, mit dem man nicht große Umstände zu machen brauchte. Hätte er, Corsant, bei der Gemeinde in größerem Ansehen gestanden, es wäre ein Leichtes gewesen, den Burschen sammt

den beiden Frauen auszuweisen. Wie die Sachen standen, war jedoch eher zu fürchten, daß die Gemeinde Konstantin gegen ihn in Schutz nehmen würde. Aber fortgeschafft mußte dieser werden; ging es nicht auf die eine Weise, so mußte es auf die andere gehen.

Wenn der Bursche nur nicht so viel Glück gehabt hätte! Ein Anderer hätte zehnmal den Hals gebrochen, wo er mit gesunden Knochen davon kam! Corsant knirschte mit den Zähnen, daß Konstantin in der Höhle nicht umgekommen war. Es wäre ihm in seiner Wildheit recht gewesen, wenn die Felsen auf ihn sammt seiner Tochter herabgestürzt wären und Beide begraben hätten.

Er besann sich auf Geschichten von Leuten, welche im Schwindel von steilen Felswänden gestürzt, von Andern, welche von Steinen erschlagen worden, die zufällig im Gebirge herabgefallen waren. Es konnte auch eine Hand einen Menschen unversehens in den Abgrund stoßen, einen Stein auf ihn herabfallen lassen.

Corsant schauderte und trank, um diese umheimlichen Phantasien zu verscheuchen. Es war sein dickes, träges Blut, welches ihm solche Gedanken eingab. Gewiß, er war krank, er hatte das Fieber. Er wollte sich die Ader schlagen lassen. Aber er konnte kein Blut sehen. Es wurde ihm schwach dabei zu Muth. Und woher stammte der Flecken auf dem Fußboden dort, in der Nähe des Kamins? Er vermochte die Augen nicht von dem Flecken wegzuwenden.

Wie sie im Dorfe triumphiren würden, wenn sie erführen, daß ihr Verdacht gegründet sei! Und der Konstantin erst! O, wie er den Burschen haßte! Er sah seine Augen drohend auf sich gerichtet. Er rang mit ihm in seinen

Gedanken, seinen Träumen. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, und er erwachte jedesmal in Schweiß gebadet. Hatte er es wirklich gethan, oder war seine That nur ein Traum? Und wenn er es gethan hätte in der Stille der Nacht, wie er es geträumt, und man fand den Konstantin mit zerschmettertem Gebein in einem Abgrund, wer würde ihm die Schuld beimessen? Was hatte er mit dem Konstantin zu schaffen? Und die Todten sind stumm, die fordern kein Erbe wieder.

Merkwürdig, er hatte sonst einen so gesunden, festen Schlaf, und jetzt Nacht für Nacht diese Träume! Ihm graute vor der Nacht und dem Schlaf, und er fühlte sich am Morgen so schwach, daß er erst trinken mußte, um seinen zitternden Gliedern Festigkeit zu geben. Und die Erinnerung an seine Träume verfolgte ihn auch den Tag über. Was hatte er sonst nicht Alles beim Glase zu vergessen vermocht! Aber diese Erinnerungen, diese Traumbilder wollten sich nicht vergessen lassen, und Sinnen und Traum schlangen sich in einander, bildeten sich aus einander, verfolgten und hetzten ihn allgegenwärtig. Unstät und wie ein Irrer hinkte er im Hause umher. Das Blut brannte wie Feuer in seinen Adern, und er fand nirgends Ruhe. Er fürchtete, daß er wahnsinnig würde. Er mußte Ruhe und Schlaf wiederfinden. Er brütete stundenlang in sich hinein und hinkte dann wieder rastlos umher.

Am Nachmittag des Weihnachtssonntags ging er aus. Es regnete und schneite untermischt. Corsant war innerlich so beschäftigt, daß er nicht darauf achtete. Er hatte sogar seinen Mantel umzunehmen vergessen. Auf seinen dicken Stock gestützt hinkte er nach der Wohnung Konstantin's.

Konstantin war nicht daheim. Er war zu seiner Mutter in das Gebirge gegangen. Corsant schlug denselben Weg ein. Gaudin sah ihn zu seiner Verwunderung eine Zeit lang in tiefen Gedanken auf der Brücke stehen. Endlich ging er weiter in das Gebirge hinauf. Er sah in den wässerigen Schnee tief eingedrückte Fußspuren und er folgte ihnen, auf nichts weiter um sich her achtend, bis zur Schwelle des kleinen Thales, in dem die Hütte der Oze lag. Dort kehrte er wieder um. Langsam ging er zurück. An einer scharfvorspringenden Felsenkante, etwa auf der Hälfte des Weges, blieb er stehen. Er betrachtete sie genau, und nachdem er eine Zeit lang den Pfad hinauf und hinunter geblickt hatte, setzte er sich auf einen der Blöcke, die an dem Fuße der Felswand lagen. Wer von der Hütte der Oze herkam, konnte ihn auf seinem Sitze nicht eher entdecken, als bis er um die Felsenkante bog. Die Hände auf den Knopf seines derben Stockes gestützt saß Corsant regungslos. Man hätte ihn für ein Steinbild halten können, wenn seine runden Augen nicht so unheimlich unter dem Hutrande hervorgeglüht hätten. Der Stein, auf dem er saß, war naß, aber er achtete dessen ebensowenig, wie auf das Gemisch von Schnee und Regen, welches unaufhörlich auf ihn herabschüttete.

Auch Konstantin und die Oze ließen das Wetter unbeachtet. Sie saßen vor dem prasselnden Heerdfeuer, während die Großmutter in der Kammer nebenbei krank im Bette lag. Konstantin hatte sein Versprechen gehalten und Germaine nicht wieder nach dem Hinderniß gefragt, welches sich ihrer Verbindung entgegenstellte. Wenn aber dieses Hinderniß unüberwindlich war, warum sollte er Valorbe verlassen? warum dann auch auf das letzte bittersüße Glück

verzichten, welches Beiden die nächtlichen Zusammenkünfte gewährten? Germaine kämpfte jedoch dagegen. Sie fühlte, daß sie mit einem niederziehenden Gewichte an ihm hing und wollte wenigstens ihn retten. Sie hoffte bei sich, daß er in der Fremde freier aufathmen würde, und vielleicht vergaß er sie. Sie wollte Gott danken, wenn es geschah. Er mußte ihr beipflichten, daß er sich im vergeblichen Warten auf einen günstigen Zufall verzehre. Seine gesunde, kräftige Natur wehrte sich mit einem Rest von Hoffnung gegen den schweren, dumpfen Druck, dem Germaine mit einer Art von Wollust zu erliegen begann. So hatte er sich denn endlich zur Ausführung seines alten Entschlusses aufgerafft, und davon sprach er jetzt mit der Mutter. Auch die Gründe theilte er ihr mit, warum er die Heimath verlassen müsse. Germaine's Name war noch nie zu ihr über seine Lippen gekommen und er wunderte sich, daß er das Alles der Mutter sagen konnte. Es that ihm wohl, daß er es vermochte, und er fühlte sich leichter, als er sein Herz ausgeschüttet hatte.

Die Oze bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze, während er sprach. Wie sie auch auf's neue sein Vorsatz erschreckte, in die Fremde zu gehen, heftiger wühlte in ihrer Brust der Schmerz über die Entdeckung, daß ihr das Herz ihres Sohnes nicht mehr ausschließlich gehöre, und es war für sie das Bitterste, daß seine Neigung gerade auf Germaine gefallen war. Es war der armen Oze, als ob ein zweiter Verrath an ihrem Herzen begangen würde.

Mit einer Heftigkeit, welche Konstantin betroffen machte, hielt sie es ihm vor, daß es gerade Germaine sei, die er liebe. Hatte er denn vergessen, was ihr Vater dem seinigen gethan?

Nein, Mutter, ich hab' nicht vergessen, was die Leut' reden, versetzte er, und darum will ich ja fort.

Und jetzt weiß ich auch, warum sie dir nicht Alles sagen kann, rief sie, indem sie den Kopf aufwarf. Sie weiß von dem, was geschehen ist.

Und wenn's so wär', Mutter, erwiederte Konstantin mit Nachdruck, das würd' uns nicht trennen. Sie ist ja unschuldig.

Aber sie hat dich nicht lieb wie du sie, rief die Mutter mit hervorbrechenden Thränen, sonst würde sie dir Alles sagen. Ich hatt' vor deinem Vater nichts Geheimes.

Sie hat mich lieb, betheuerte Konstantin. Daß sie mich lieb hat, das hat sie geschworen, wie kein Mensch schwört.

Die Oze weinte heftiger, und die Großmutter fragte aus der Kammer, was es gäbe; erhielt aber keine Antwort.

O Konstantin, Konstantin! Hast mich denn gar nicht mehr lieb? schluchzte die Mutter, indem sie ihn umschlang und leidenschaftlich an ihre Brust preßte.

Ja, doch, Mutter! antwortete er bewegt. Ich glaub', ich hab' dich noch mehr lieb, seit ich die Germaine lieb'.

Sie zog ihre Arme zurück und setzte sich wieder auf ihren Platz und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Es wühlte fort und fort in ihrem Herzen.

Mutter, bat Konstantin, indem er seine Hand auf ihre Schulter legte.

Die Oze antwortete nicht, und Beide schwiegen.

Ist's denn wahr, fragte sie endlich dumpf und ohne die Hände von dem Gesicht zu nehmen, daß du ohne die Germaine nicht leben kannst?

Nein, ich kann's nicht, versetzte er aus voller Brust.

Und wieder schwiegen Beide. Zuletzt ließ die Mutter die Arme matt in den Schooß sinken und starrte trostlos in das Feuer.

Konstantin begann von seinen Planen zu reden. Er beabsichtigte, am nächsten Morgen an den See hinunter zu gehen und sich in dem Kanton Neuchatel nach einem Dienst umzusehen. Je weiter von seinem Geburtsort je besser. In jedem Falle kam er noch einmal nach Valorbe, um seine wenigen Habseligkeiten zu holen.

Ja, ja, ich seh', daß du fort mußt! murmelte die Mutter, den Kopf schüttelnd. O, ich hab's mir so anders ausgesonnen!

Ja, ich muß fort, sagte er tröstend, aber du kommst mir nach mit der Großmutter. Es ist ja gleichgültig, wo wir sind; eine Heimath haben wir ja doch nirgends. Und dann hat's auch ein End' mit dem Schleichhandel. Schau, Mutter, es ist doch nicht ganz recht, was du hier treibst. Es liegt mir schon lang schwer auf der Seel'. Du sollst dich nicht mehr in Gefahr bringen, das mußt mir versprechen, und du sollst nichts wie gute Tage bei uns haben und deine eigene Stub'.

Die Hoffnung, daß sich schließlich doch Alles zum Guten wenden müßte, war lebendiger als je in seinem Herzen, und er malte der Mutter aus, was sie alle zusammen für ein schönes Leben führen wollten, während der Wind den Schnee und Regen prasselnd gegen die kleinen Fenster der Hütte peitschte.

Und der Wind wurde immer schärfer, und machte die Feuchtigkeit, von der sich die Kleider Corsant's vollgesogen hatten, gefrieren. Er lauerte noch immer draußen im Walde

an der Felswand. Die Raben, Krähen und Dohlen, welche sich vor dem schlechten Wetter unter das dichteste Gezweige der Bäume geflüchtet hatten, erhoben von Zeit zu Zeit ihren krächzenden Schrei. Es wurde dunkler und dunkler, der Wind stärker und schneidender, allmählich hörte es auf zu schneien. Die graue Himmelsdecke zerriß hier und dort, Sterne funkelten hindurch. Der Mond trat zeitweilig hinter schwer sich fortwälzenden Wolken hervor und warf zitternde Strahlen durch das schwarze Tannengezweig und über die von Corsant abgewendete Seite der Felswand. Das ungewisse wechselnde Licht verlieh den Felsblöcken, dem herabhängenden Geäst der Föhren und den entlaubten Büschen phantastische Gestalten.

Plötzlich hob Corsant lauschend den Kopf. Hatte er nicht Schritte auf dem gefrornen Schnee vernommen? Ja, er täuschte sich nicht. Er wollte aufspringen, aber es gelang ihm nicht. Er mußte seinen Stock zu Hülfe nehmen. Jetzt stand er, jetzt drückte er sich dicht an die Felswand und umfaßte seinen Stock fester. Seine Augen funkelten vor Grimm wie die eines Raubthiers.

Die Schritte kamen näher und näher, und eben trat der Mond aus einer schwarzen Wolke hervor. Die Felswand warf ihren Schatten über den Lauernden. Aber war das nur Einer, der da herankam? Und plötzlich stutzte Corsant. Er hatte sprechen hören. Er unterschied deutlich zwei Stimmen. Nur noch wenige Schritte waren sie von ihm entfernt, und jetzt schritten zwei Gestalten an ihm vorüber, ein Mann und eine Frau, Konstantin und seine Mutter.

Sie konnte sich noch immer nicht von ihrem Sohne trennen und gab ihm das Geleit. Ahnungslos gingen Beide

an Corsant vorüber. Der stand, keiner Bewegung mächtig, und erst, als die Fußtritte von Mutter und Sohn verhallt waren, rang sich ein wilder, fast wahnsinniger Schrei aus seiner Kehle. Er schlug mit seinem Stock gegen die Felswand, daß er zersprang. Dann eilte er quer durch den Wald fort, dabei glitt er wiederholt auf dem gefrornen Schnee aus und fiel. Zuletzt wußte er nicht mehr, wo er war. Das Rauschen der Orbe kam ihm zu Hülfe, und gänzlich erschöpft, mit schmerzenden Gliedern, zitternd vor Frost und kochendem Grimm in der Brust langte er endlich in seinem Hause an.

12.

Konstantin's Abschied von Germaine war kurz und hastig. Ihr Vater war krank, und die Angst um ihn trieb sie schnell wieder an dessen Lager. Konstantin hoffte überdies in wenigen Tagen wieder zurück zu sein. Der schwerste Abschied stand ihnen noch bevor, wenn er ganz abzog von Valorbe.

Corsant war gefährlich erkrankt. Ein hitziges Fieber entwickelte sich rasch. Er phantasirte von schrecklichen Dingen, und zuweilen raste und tobte er, daß seine Knechte ihn kaum im Bette zu erhalten vermochten. Der Name Konstantin's war fast immer auf seinen Lippen, und er war es, mit dem er kämpfte, wenn er sich von den Knechten loszuringen versuchte. Er sprach Dinge, welche Germaine mit Grausen und Entsetzen erfüllten. Wohl ihr, daß sie nicht im Stande war, aus seinen Reden auf die Vorsätze zurückzuschließen, die ihn während der letzten Wochen vor seiner Krankheit

im langsamen Reifen unausgesetzt beschäftigt hatten. Dieses Leiden blieb ihr wenigstens erspart.

Der Arzt, welcher täglich von Orbe herüberkam, gab wenig Hoffnung. Im Dorfe fand Corsant's Krankheit keine Theilnahme. Nur seine Irrreden, die von seinen Wächtern weiter erzählt wurden, erregten Interesse. Man suchte und fand in ihnen einen Beweis, daß er Schweres auf der Seele habe. Germaine wich nicht von seinem Bette, aber seine Kraft war gebrochen, und eines Tages verbreitete sich in Valorbe die Nachricht, daß er ausgelitten habe. Keine Wimper ward um seinetwillen feucht, und bei seinem Begräbnisse bildeten der Pfarrer und die Knechte allein das Trauergefolge.

Germaine's Schmerz um den Verstorbenen war ein aufrichtiger, und sie betete aus inbrünstiger Seele, daß Gott nicht mit ihm ins Gericht gehen möge. Nach der Sorge, Angst und Mühe, welche Corsant's Krankheit verursacht hatte, trat eine plötzliche, große Stille in dem Hause ein, und mit ihr wendeten sich die Gedanken Germaine's wieder lebhafter, ja ausschließlich Konstantin zu. Nun sie durch nichts Anderes mehr zerstreut wurde, fiel es ihr um so schwerer auf das Herz, daß inzwischen Wochen vergangen waren und Konstantin weder heimgekehrt war, noch von sich hatte hören lassen. Er konnte doch nicht unmittelbar den neuen Dienst angetreten haben, oder wenn dieses der Fall war, so hätte er doch wohl geschrieben oder schreiben lassen. Die Sorge um ihn trieb Germaine eines Tages zu seiner Mutter hinauf. Die Oze empfing sie kalt und finster. Sie konnte es noch nicht vergessen, daß Germaine ihr das Herz ihres Sohnes geraubt und ihn in die Fremde getrieben hatte. Dazu kam,

daß auch sie nichts von Konstantin gehört hatte. Aber Germaine war sanft und demüthig, sie klagte sich selbst an, daß sie die Schuld an Konstantin's Entfernung trage, und ihre Unruhe und Betrübniß um ihn vereinigte beide Frauen schneller, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Die Tage schlichen träge dahin, und Konstantin kehrte nicht wieder. Jeden Morgen erhob sich Germaine mit der Hoffnung, daß er heute kommen müßte, und jeden Abend ging die Sonne über einer abermaligen Enttäuschung unter. Was war aus Konstantin geworden? Hatte er sie vergessen? Sie hatte es einst gewünscht; jetzt erfüllte sie die Vorstellung, daß es vielleicht so sei, mit tiefem Weh. Doch mochte es so sein, wenn er nur zurückkehrte, damit sie die Schuld des Vaters durch die Zurückerstattung des Besitzes an dessen rechtmäßigen Eigenthümer auslöschen konnte. Das war ihr sehnlichstes Verlangen, und es war eine Beseligung für sie, daß sie das alte Unrecht gut machen konnte.

Mit Konstantin's Mutter knüpfte sich ein reger Verkehr an. Die Oze sprach bei Germaine vor, so oft sie in das Dorf kam und Germaine ging oft zu ihr hinaus, wo sie auch der Großmutter allmählich willkommen wurde. Diese letztere befragte täglich ihre Orakel über die Wiederkehr ihres Lieblings, und alle Drei hatten an Konstantin einen gemeinschaftlichen Gegenstand der Trauer und der Klage und des Wetteifers in seinem Lobe.

So saßen sie denn auch eines Nachmittags von ihm redend bei dem Heerdfeuer in der Hütte. Da that sich langsam die Thür auf, und Konstantin stand vor ihnen auf der Schwelle. Er stand vor ihnen mit der Miene eines armen Sünders in kläglich abgeschabten Kleidern und zerrissenen

Schuhen. Ein dreifacher Aufschrei begrüßte ihn, und Germaine lag die Erste an seiner Brust.

Als sich die Aufregung gelegt hatte, gestand er, daß er sich vergebens nach einem Dienst umgesehen hätte. Er war überall zu spät gekommen, jeder hatte schon im Herbst sein Gesinde vollständig gemacht, und so war er von Neuchatel nach Freiburg gewandert und von dort nach Montreux hinunter gestiegen und durch das Waadtland heimgekehrt.

Und jetzt brauchen sie auch hier keinen Sennen mehr, schloß er niedergeschlagen. Er war nur heraufgekommen, um die Seinigen noch einmal zu sehen, bevor er wieder in die Welt hinauswanderte. Er hatte gehört, daß es zum Frühjahr Krieg geben würde und er wollte nach Frankreich, um Soldat zu werden. Was blieb ihm auch noch weiter übrig?

Ja, ja, zieh' du nur in den Krieg! spöttelte die Großmutter. Dir kann's nicht fehlen; du wirst noch einmal General.

Die Oze und Germaine schalten die Großmutter, und trösteten den armen Konstantin. Der beste Trost für ihn war die Anwesenheit Germaine's, und er hatte nichts dagegen, auf ihre Vorstellung hin sich seinen verzweifelten Vorsatz noch einige Tage lang zu überlegen.

Daß Corsant todt war, wußte er noch nicht. Er erfuhr es erst, als er Germaine nach Haus begleitete. Die Nachricht verursachte ihm einen freudigen Schreck; aber er schämte sich dessen und sagte nichts. Auch Germaine blieb still. So gingen sie eine Strecke neben einander her. Endlich fing er an:

Ja, es thut mir deinetwegen leid, daß dein Vater todt ist. — — Schau, Germaine, ich kann nicht krumme Wege machen — —

Red' weiter, sagte sie klopfenden Herzens.

Ja, fuhr er zögernd fort, wenn jetzt nichts mehr zwischen uns ist. — — Ich bin jetzt ein ganzer Lump und wenn — — Nachher werden die Leut' sagen, ich hätt' dich von wegen des Geldes geheirath't — und siehst, Germaine, wie lieb ich dich hab', das sollen mir die Leut' nicht nachreden. Ich wollt', du wärst arm!

Ich bin arm, Konstantin, erwiederte sie mit einem tiefen Athemzuge. Ich hab' gar nichts.

Er prallte zurück.

Ja, wie ist denn das? staunte er mit großen Augen.

Germaine athmete schwer und nach einem letzten Kampfe flüsterte sie:

Was ich dir nimmer sagen konnt', jetzt sollst's wissen, Konstantin.

An derselben Stelle, wo am Weihnachtssonntag Corsant auf Konstantin gelauert, erzählte sie mit leiser Stimme und brennenden Wangen das Unrecht, welches ihr Vater durch die Vernichtung des Testaments gegen ihn begangen habe.

Konstantin war keines Wortes mächtig.

Und ist denn Alles wahr? preßte er mühsam heraus.

Ja, es gehört Alles dir, entgegnete sie, und ich hab' gar nichts und will auch nichts, als daß du mir vergiebst.

Ja, wenn du gar nichts hast, rief er und umfaßte sie und hob sie in die Luft und lachte und jauchzte und küßte sie und drehte sich mit ihr wie ein Kreisel herum, wie sie auch schrie und sich sträubte.

Plötzlich setzte er sie wieder hin, schüttelte nachdenklich den Kopf und sagte:

Nein, Germaine, so geht's doch nicht. Du mußt Alles

behalten. Die Leute würden's gleich merken, wie Alles beschaffen ist, wenn du mir den Hof abtrittst. Und es müßt' ja auch gerichtlich geschehen und dann dein Vormund! — Nein, Germaine, ich will deinen Vater im Grab nicht beschimpfen. Es soll Alles mit ihm begraben sein. Aber wenn du einen Sennen brauchen kannst oder einen Großknecht — —

Germaine fiel weinend an seine Brust. Es waren die ersten glücklichen Thränen ihres Lebens.

Es bleibt Alles nur zwischen dir und mir, sagte er, und es weiß es eigentlich auch nur Einer. Denn Mann und Frau sind Eins, und was jetzt die Leute von mir denken mögen, das ist mir schon gleich.

O, mein Gott, stammelte sie mit gefalteten Händen und hob die feuchten Augen gen Himmel.

Die schwere Last war von ihrer Seele genommen, die Schuld gesühnt. Stumm und glücklich gingen Beide weiter.

Die Oze sah ihren heißesten Wunsch erfüllt. Die Gemeinde von Valorbe nahm den erklärten Bräutigam der Germaine Corsant gern unter sich auf, und nach Konstantin's Hochzeit zogen Mutter und Großmutter zu ihm auf seines Vaters Hof. Sie waren nicht mehr heimathlos. Der Großmutter kam es jedoch schwer an, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß das Wanderleben nun wirklich beendet sei. Am Hochzeitsmorgen durchschritt sie sämmtliche Räume des Hauses und die Ställe und murmelte geheimnißvolle Segenssprüche. In die Kirche ging sie nicht mit. Als das junge Paar den Weg dorthin antrat, setzte sie sich mit ihrer Kunkel auf die Hausschwelle und spann, und der Faden riß nicht ein einziges Mal, bis die Neuvermählten wieder vor

ihr standen. Da riß sie den Faden ab. Konstantin und Germaine mußten sich vor ihr die Hände reichen, und sie wand den langen, goldglänzenden Faden darum.

Das ist das Glück, und das Glück hat kein End', bis es der Tod abreißt! sagte sie und trat bei Seite, damit das junge Paar vor Allen zuerst über die Schwelle des Hauses schritt.

Die alte Großmutter hat Recht behalten.

Die Rose von Lavanché.

1.

Wenn man aus dem wilddüstern Thale der Tête noire oder vom Col de Balme her in das Chamounythal tritt und hat den waldigen Engpaß hinter Argentière durchwandert, so fesselt den Blick eine Gruppe von Hütten, welche links an steiler Halde unter Obstbäumen und zwischen grünen Hecken in malerischer Zerstreuung hängen. Das ist Lavanché. Die steile Höhe, an deren Brust das Dorf sich klammert, hat der Gletscher des Bois, von einem Reisenden des vorigen Jahrhunderts unzutreffend genug das Eismeer genannt, bei seinem Hereindrängen in das Thal in vieltausendjähriger Arbeit aufgethürmt. Das erste Haus von Lavanché, wo der mit Geröll überschüttete Weg vom Thale herauf in das Dorf lenkt, ist die Wohnstätte von Michel Devouasson. Der Mann ist ein Wittwer. Eine Hecke von Schlehdornen schlingt ihren grünen Kranz um den mäßigen Obst- und Gemüsegarten. Neben dem Wohnhause, an das sich ein Stallgebäude anlehnt, spinnt ein Brunnen murmelnd seinen nie abreißenden Krystallfaden. Das Haus ist weder eines der stattlichsten noch der neuesten im Dorfe, denn Michel Devouasson kann gerade kein reicher Bauer genannt werden und schon sein Großvater ward unter demselben Dache geboren. Haus und

Hof waren seit dem Großvater stets auf den ältesten Sohn vererbt worden. Die jüngeren Söhne mußten, wie es in den hochgelegenen armen Alpthälern leider im Schwange ist, in die Welt hinaus, um in der Fremde sich ihr Glück zu schmieden; die Töchter traten in Dienst.

Michel Devouasson dachte wie sein Vater und Großvater. Der überkommene Besitz und was er dazu erworben, durfte durch Vertheilung unter seinen Kindern nicht zersplittert werden. Er stand in seinen feudalen Gesinnungen so fest, wie nur ein englischer Lord in den seinigen, und Gefühlsweichheit war überhaupt nicht seine Sache. Er war ein so rauher, knorriger und eiserner Mann, wie die Wettertanne, die der Bise und dem Föhn trotzt. Das Alter hatte ihn nicht sanfter gemacht, noch seine Kraft gebrochen. Trotz seiner grauen Haare wallte sein Savoyerblut noch mit sprudelnder Hitze. Um davon überzeugt zu sein, brauchte man ihm nur in die Augen zu schauen. Sie flimmerten und glitzerten in dem schwarzbraunen Gesicht voll Runzeln wie polirter Stahl in der Sonne.

So hatte er denn auch sein eigenes Fleisch und Blut, ohne daß seine Wimper gezuckt hätte, dem Herkommen geopfert. Er besaß keine Töchter, aber von den drei Söhnen, die ihm seine verstorbene Frau geboren, mußten die beiden jüngern, Ernest und Bennoit, als sie zwölf und dreizehn Jahre zählten, ihr Glück in der Fremde suchen gehen. Der Vater gab ihnen zu den Murmelthieren, die sie sich selbst gefangen, je fünf Franken und seinen Segen. Damit waren sie für alle Zeit abgefunden. Jules, der älteste, blieb als Majoratserbe daheim.

Eines Tages ging es in dem alten Hause sehr munter

her, und vor dem Hause stand fast das ganze Dorf versammelt und suchte einen Blick durch die Fenster in die Stube zu gewinnen. Jules feierte seine Hochzeit. Ein so hübsches Paar wie Jules und Sabine war lange nicht in der alten Kirche zu Argentière getraut worden und es gab viel Neid unter der Mädchen- und Knabenschaft nicht nur des Dorfes allein. Denn Jules, welcher während der Reisezeit täglich als Führer nach Chamouny ging, war mit seinem dicken, schwarzen Lockenhaar und seinen wie Sammt schimmernden Augen nicht minder weit und breit im Thale unter den Mädchen bekannt, als unter den Burschen die Rose von Lavanché, womit Sabine gemeint war. Indessen erregte noch ein anderer Umstand die Theilnahme der Leute an dieser Hochzeitsfeier. Als Michel Devouasson gerade Sabine für seinen Sohn zur Frau wählte, hatten die Leute verwundert die Köpfe geschüttelt. Denn die Braut war eine arme Waise, welche bei ihrem Oheim aufgewachsen war, und Michel Devouasson pflegte alles einen Schnickschnack zu nennen, was sich nicht in Geld ausdrücken ließ. Für die strahlenden Augen, die dunkelrothen Lippen und die Koketterie der Rose von Lavanché war sicher niemand so unempfänglich wie er. Der Oheim war freilich ein wohlhabender Mann und Sabine seine muthmaßliche Erbin; allein er zählte erst vierzig Jahre und war ein Junggeselle. Er konnte noch lange, lange leben und selbst noch heirathen. Er that weder das eine, noch das andere. Ein Nervenfieber raffte ihn plötzlich fort, und da Sabine jetzt ganz allein auf der Welt stand, so wurde ihre Verbindung mit Jules beschleunigt. Vor acht Tagen war der Oheim begraben worden. Die Schatten des Todes fielen in die Hochzeitsfeier hinein.

Die alten Weiber vor dem Hause meinten, aus einer solchen Hochzeit könnte nichts Gutes kommen. Michel Devouasson aber war in so guter Laune, wie man ihn seit dem Tode seiner Frau nicht mehr gesehen hatte. Er nahm die bei solchen Festlichkeiten üblichen Scherze mit einem starken Lachen auf und machte selbst welche. Dabei legte er den Gästen fleißig vor und schenkte ihnen noch fleißiger ein. Er war Hausfrau und Mundschenk zugleich, und die Gäste hatten sich über Mangel an Aufmerksamkeit nicht zu beschweren.

Ihre Lustigkeit wurde immer geräuschvoller. Nur Einer, der übrigens von den andern unbeachtet blieb, hielt sich still. Es war ein noch junger Mann von nur mittler Größe, schmal in den Hüften und nicht sonderlich breit in den Schultern. Er besaß jene Hagerkeit der Glieder, die auf große Kraft schließen läßt, und in der That wetteiferten die Muskeln Martin Balmat's mit der Federkraft des Stahles. Er hatte davon oft genug Beweise geliefert und ihn nannte man zuerst, dann seinen Jugendfreund, Jules Devouasson, wenn man die kühnsten, unerschrockensten und zuverlässigsten Bergführer des Thales bezeichnen wollte. Martin Balmat trieb außerdem das Geschäft eines Wildheuers, Holzfällers und Gemsjägers. Sein schmales Gesicht schien wie aus Erz gegossen, so schwärzlich und unbeweglich war es. Er hatte den Mund, über dem die Nase scharf gewölbt vorsprang, fest geschlossen und seine großen grauen Augen schauten unter der spitz zulaufenden Stirn mit finsterm Ernst auf das Brautpaar, welches Hand in Hand und mit Blicken mehr redend als mit Worten, in einer Ecke dicht bei einander saß. Je länger er das verliebte Paar betrachtete, je unheimlich

finsterer wurden seine Blicke. Jules sah endlich auf und kam zu ihm. Um die Lippen Sabinens zuckte es etwas verächtlich und gleich darauf lächelte sie. Jules erschien sehr zu seinem Vortheile neben dem Freunde. Er war von größerem Wuchse als dieser und seine jugendliche Gestalt bei aller Kräftigkeit ebenmäßig voller, seine Brust breit und gewölbt. Es lag etwas freundlich Offenes in dem kühn geschnittenen Gesicht, und aus seinen schwarzen Augen, von seiner zurückfliehenden Stirn leuchtete das Glück der Liebe.

Komm', du mußt ein Glas mit mir trinken, sagte er, indem er seine Hand Martin zutraulich auf die Schulter legte. Ich glaube, wir haben kaum einmal mit einander angestoßen.

Nein, ich hab' genug, versetzte Martin mit einer rauh klingenden Stimme. Du weißt, ich bin's Trinken nicht gewöhnt.

Ein Glas auf das Wohl meiner Frau kannst schon noch vertragen, rief Jules und schenkte ein.

Das Trinken macht's Keinem wohler, meinte Martin Balmat mit einem eigenthümlichen Ausdruck.

Die Sabine soll leben! sagte Jules und stieß mit Martin an. Siehst du, ich hätt's nimmer geglaubt, daß ich Einer noch so gut werden könnt', wie ihr. Sie wird dir auch gefallen.

Martin lachte. Es klang fast wie der Ruf eines Uhus.

Jules kehrte zu seiner Frau zurück, deren lang bewimperte Augen ihm entgegenstrahlten. Sie war ihm nie so reizend erschienen als diesen Abend unter der Brautkrone von blühenden Orangen in dem üppigen schwarzen Haar. Er umschlang ihre biegsame kräftige Gestalt und seine Lippen streiften den Flaum ihrer Wangen.

Und zur selben Zeit saß auf dem spärlich begrasten Gipfel der roh aufgethürmten Geröllmassen, welche den noch immer in der Arbeit begriffenen Eckpfeiler der Moräne von Lavanché bilden, eine weibliche Gestalt und blickte zum Monde auf, der voll über dem Gletscher des Bois schwebte. Es glitzerten die Eismassen, die gleich einem Strome von mächtiger Breite in gespenstiger Lautlosigkeit zu Thal glitten zwischen der bewaldeten Höhe des Montanvert und den Felsen des Chapeau, tief unter den Füßen der Einsamen. Der Mond umwob die Föhren des Montanvert mit einem grauen Dämmerglanz; er versilberte die granitenen Mauern des Chapeau, die nackt und jäh von dem blinkenden Eisstrom aufragten, und warf sein volles Licht über die weibliche Gestalt, die hart am Rande der schroff zum Eismeer abfallenden Moräne kauerte. Es war ein sanftes, blasses Gesicht, das hier unter Felsen und Eis zu dem bleichen Freunde der Erde aufschaute. Glich sein Leuchten nicht dem Lächeln des Grames, wie es die Lippen der Einsamen krümmte? An ihren Wimpern blinkten Thränen und flimmerten in den Mondstrahlen wie Diamanten — Diamanten, welche der Schmerz aus dem tiefsten Schacht der Seele an das Licht hob. Ihre Hände ruhten mit krampfhaft ineinander geschlungenen Fingern im Schooße. Ohne die fallenden Thränen hätte man sie für eine Statue halten können.

Blanche! rief eine rauhe Stimme, Blanche, bist du da? Eine männliche Gestalt tauchte auf dem Saumpfade auf und trat in das volle Mondlicht hinaus. Es war Martin.

Die Gerufene erhob sich. Sei nicht bös', Bruder, bat sie mit sanfter, trauriger Stimme, ich wußt' nicht — ich wollt' nur einen Augenblick —

Schon gut, komm nur heim; es ist spät, versetzte Martin und wandte sich zum Gehen. Als er aber nach einigen Schritten zurückblickte, war Blanche stehen geblieben, die Augen auf die roh aus Brettern zusammengeschlagene Hütte gerichtet, welche auf dem Gipfel der Moräne im Schatten der Felsen lag. Martin faßte sie bei der Hand und führte sie mit sich den Saumpfad hinunter in das Dorf. Er sprach kein Wort; fester hatte er die Lippen zusammengepreßt; sein Herz war voll bittern Grolls.

Es war ein ärmliches Häuschen, welches die Geschwister bewohnten. Es gehörte Michel Devouasson, von dessen Grundstück es nur ein Grasgarten trennte, in welchem einige verkrüppelte Bäume standen. Vernehmlich drang das Hochzeitsgeräusch in die Stube, welche der Mond erhellte.

Hörst du's? rief Martin bitter. Ja, ich war auch drüben. O, sie sind gar lustig und glücklich!

O Bruder! Bruder! weinte Blanche laut auf und eilte in ihre Kammer. Martin stützte ächzend das Gesicht in die Hände, auf denen die Sehnen wie dicke schwarze Bindfäden hervortraten.

Er hatte seit frühester Jugend kaum ein Stück Brod gegessen, für das er nicht im vollen Sinne des Wortes das Leben eingesetzt. So war es, wie er als Bube im Hochgebirge die Ziegen hütete und so blieb es, sei es, daß er die Gemse jagte oder auf den schmalen Felsenbändern und Vorsprüngen, von Abgründen umgähnt, das Wildgras mähte, oft nach heißem Kampfe mit einem Nebenbuhler, der ihm zuvorgekommen war, oder ihn mit Gewalt verdrängen wollte; sei es, daß er als Führer die Eiswüsten der Gletscherwelt durchwanderte, oder Wildheu und gefälltes Holz Winters zu

Thal schlittete, in sausender Fahrt vorüber an klaffenden Schründen und hinab die Felsenterrassen. Es war ein furchtbar rauhes Dasein, welches in jeder Minute den ganzen Mann forderte. Aber zwei sanfte Augen lachten Martin freundlich an, wenn er unter sein ärmliches Dach zurückkehrte, und sie machten ihn alle Entbehrungen und Mühseligkeiten vergessen. Wenn auf den armen, schlecht bekleideten Buben bei seinen Ziegen das Ungemach des Wetters mit Regen, Schneegestöber und beißender Bise hereinbrach, dann dachte er, wie gut es zur selben Zeit die kleine Blanche daheim hätte, und er lachte in sich hinein und schnitzte ihr ein rohes Spielzeug, oder suchte hübsch und seltsam geformte Steine für sie. Die Sorge, daß sie nicht Noth litte, spannte nach dem Tode der Eltern seine Thatkraft höher. Er war fast bedürfnißlos um der Schwester willen, die lieb und heiter unter dem heimathlichen Schindeldache waltete. Alle Lebenswärme, die er empfand, ging von Blanche aus. Das war jetzt alles dahin! Der einzige Stern, der freundlich in sein rauhes Leben gestrahlt hatte, hatte das Lächeln verlernt im Leid, und tief und tiefer verhüllten ihn die Wolken der Schwermuth. Jetzt erst wußte er, wie lieb er die Schwester immer gehabt. Und es war Jules, der die Schuld davon trug, Jules, mit dem er zusammen aufgewachsen, Jules, den er mit den Geheimnissen und Gefahren der Gebirgswelt vertraut gemacht hatte. Er hätte die Schwester Keinem lieber gegönnt als dem Jugendfreunde; aber dieser hatte sich von Blanche losgesagt, um Sabine zu heirathen.

Ja, knirschte er bei sich, wär' sie nicht des armen Taglöhners Schwester, dann machte sie jetzt da drüben Hochzeit!

Aber das Unrecht und Leid, welches ihr angethan worden,

sollte nicht ungerochen bleiben; das schwur er sich. Er wollte es Jules vergelten, Auge um Auge, Zahn um Zahn!

Während er Jules' Unheil und Verderben brütete, lag Blanche in ihrer Kammer vor dem Bilde der Himmelskönigin auf den Knien, und betete für Jules um Glück und Segen. Sie fand keine Schuld an ihm. Sie hatte es stets gefürchtet, daß ihre Liebe nicht gedeihen könnte. Diese Furcht hatte ihr alle Stunden des Glückes getrübt. Ihr Schatten hatte die Wonne des ersten Kusses gedämpft, und er war gewachsen und gewachsen, bis sie wirklich von einander lassen mußten. Droben bei der Bretterhütte auf der Moräne war es gewesen, wo sie sich zum letzten Male gesprochen, wo sie einander mit schwerem Leid der angelobten Treue entlassen hatten. Das war der geheimnißvolle Zauber, der die arme Blanche immer wieder dort hinauflockte, und dort suchte sie Martin, wenn er sie, wie heute bei seiner Rückkehr von der Hochzeit, nicht daheim fand. Aber die Thränen, die sie dort weinte, erleichterten ihr Leid nicht. Es wuchs vielmehr die Wucht, mit der es auf sie drückte.

2.

Es war kein beneidenswerthes Loos, der Erstgeborene von Michel Devouasson zu sein. Der Alte duldete nichts Freiaufstrebendes in seiner Umgebung und Jules besaß zudem manches von der weichern Gemüthsart der Mutter. Die Hand des Vaters lag seit frühester Jugend niederdrückend auf ihm, so daß er der Legföhre glich, welche die wilden Stürme und gewaltigen Schneelasten des Hochgebirges

am Boden hinzukriechen zwingen. Ein Knecht hatte es besser wie er und er beneidete die Brüder draußen in der Welt um ihre Freiheit. Wo hätte er also den Muth hernehmen sollen, seine Liebe zu Blanche gegen den Vater zu vertheidigen und dessen Willen die Stirn zu bieten, als er ihm befahl, Sabine zu heirathen? Er gehorsamte, wie er es von Kindheit an gewöhnt war.

Sabine war sehr zufrieden, als Michel Devouasson für ihn bei dem Oheim um ihre Hand warb. Zwingen hätte sie sich jedenfalls nicht lassen, denn dazu war sie in dem Hause des gutmüthigen Ohms, der sie nach dem frühen Tode ihrer Eltern zu sich genommen, viel zu eigenwillig aufgewachsen. Martin gefiel ihr besser, als alle Bursche, welche ihr den Hof machten. Er war hübscher als sie alle, und sie war genau so eitel, wie ein hübsches Mädchen sein mußte, um dessen willen es unter der Knabenschaft des Dorfes oft genug zerschlagene Köpfe gab. Es reizte sie, daß Jules für sie keine Augen hatte; er sollte sie lieben, und es war schwer, ihr zu widerstehen. Sie war hübsch und ein wenig kokett und die Neigung zu Jules machte sie wirklich liebenswürdig. Jules wehrte sich; er wollte sie nicht hübsch, nicht liebenswürdig finden. Dennoch wurde das Bild der armen Blanche tiefer und tiefer in den Hintergrund seines Herzens zurückgedrängt. Ihr sanftes Gesicht erblich wie der Mond vor der aufgehenden Sonne, und als der Oheim erkrankte und starb, da zeigte sich, daß Sabine, wie eitel und eigenwillig sie auch sein mochte, ein gutes Herz hatte. An seinem Krankenbette hörte sie auf kokett zu sein, und das Herz trat in seine Rechte. Jules liebte sie.

Ich muß lachen, wenn ich's denk', daß du mich gar nicht

mochtest, sagte Sabine am zweiten Tage nach ihrer Hochzeit zu Jules, als dieser in die Küche herauskam, die zugleich Hausflur war, um ihr zuzusehen, wie sie das Abendbrod bereitete.

Ja, scherzte er, es muß manchmal Einer zu seinem Glück gezwungen werden.

Er war überzeugt, daß die Verbindung mit Sabine ihm vollen Ersatz für seine ganze traurige Vergangenheit bieten würde. Sein Herz richtete sich in der Sonnenwärme des Glücks auf.

Da trat Martin herein, der sich seit dem Hochzeitstage nicht hatte blicken lassen. Er kam von der Jagd und einen stattlichen Gemsbock, den er erlegt hatte, auf den Boden werfend, sagte er: Ich hab' Euch noch nicht angebunden; das ist mein Hochzeitsgeschenk!

Jules dankte ihm herzlich; Sabine that es kühl. Sie machte ein unzufriedenes Gesicht, als ihr Mann den Geber einlud, bei ihnen zu bleiben.

Ich komme schon ein ander Mal, lehnte Martin ab und entfernte sich bald darauf.

Das ist mein bester Freund, sagte Jules. Du hättest wohl lieber zu ihm sein können. Was hast gegen ihn?

Ich weiß nicht, versetzte Sabine. Er gefällt mir eben nicht. Aber jetzt geh' in die Stub', sonst bind' ich dir eine Schürze vor.

Lachend vertrieb sie ihn vom Herde.

Martin Balmat gefiel ihr nicht; vielleicht aus dem Grunde, weil er Blanche's Bruder war. Denn daß zwischen dieser und Jules ein Verhältniß bestanden, hatte ja vor den jungen Leuten im Dorfe nicht verborgen bleiben können, wie

geheim es beide auch getrieben. Es gefiel Sabine nicht, daß ihr Mann den Umgang mit Martin fortsetzte, und ihr Benehmen gegen diesen blieb kühl, fast hochmüthig, während sie auf der anderen Seite etwas darein setzte, ihm zu zeigen, wie lieb sie ihren Mann hatte.

Balmat, der oft, bald täglich ins Haus kam, schien weder das eine noch das andere zu bemerken. Doch die Tändelei und Verliebtheit des jungen Paares wirkten auf ihn wie Salz, welches in eine Wunde gestreut wird. Sein Herz zuckte vor Schmerz und Wuth. Sie durften nicht glücklich sein, während die Schwester vor Gram verging. Ihr Glück wollte er mit seiner Rache zertrümmern; Jules sollte elend werden, wie es Blanche war. Wenn es ihm gelang, Sabine ihrem Manne abwendig zu machen? Wenn es ihm, dem armen Teufel glückte, sich die Gunst der jungen, hübschen Frau, die ihn mit fast geringschätziger Kälte behandelte, zu erobern? Es überlief ihn siedend heiß, wenn er sich einen solchen Triumph seiner Rache vorstellte. Das alles wühlte in seiner Brust, während er äußerlich ruhig mit Jules und Sabine oder dem Alten redete.

Aber die Natur hatte Keinen weniger mit den Gaben ausgestattet, welche die Erfüllung solcher Wünsche erheischte, als ihn. Sein Aeußeres war unscheinbar, sein Wesen ohne Liebenswürdigkeit, seine Stimme rauh wie sein Charakter. Er konnte weder schmeicheln noch heucheln. Nicht einmal für die Schwester, die er liebte, hatte er je ein zärtliches Wort, eine Liebkosung besessen. Womit wollte er also die verwöhnte Sabine gewinnen, deren Mann alle jene Eigenschaften besaß, welche den Frauen gefallen? Sein Benehmen ward unwillkürlich noch rauher, so oft er mit Sabine zu-

sammenkam und seine Zunge in dem wenigen, was er mit ihr redete, so schneidig wie ein Dolch. Er selbst mußte sich zuweilen gestehen, daß er sein Ziel nimmer erreichen würde. Aber dann sah er wieder Sabinens blühende Gestalt, sah ihre großen dunkelbraunen Augen voll Zärtlichkeit schimmern, welche Jules galt, und das Verlangen nach Rache durchflammte ihn mit der Zuversicht des Sieges. Das Einzige, was er besaß, war eine unbeugsame Kraft des Willens und eine Selbstbeherrschung, welche ihm als Gemsjäger zur zweiten Natur geworden war. Es lag eine zwingende Gewalt in dieser Willenskraft und unerschütterlichen Ruhe, trotz der Leidenschaften, die in ihm tobten. Sie verliehen ihm etwas Dämonisches. Kraft dieser Eigenschaften hatte er schon als Bube eine unbestrittene Herrschaft über Jules ausgeübt, und selbst Michel Devouasson unterlag ihrem Einflusse. Von Martin ließ sich der heißblütige Alte widersprechen, und er widersprach diesem nicht nur, sondern er trumpfte ihn oft tüchtig ab und hänselte und höhnte ihn noch oben darein, wenn er aufloderte.

Michel Devouasson hatte den Kopf voll Entwürfe, wie er seine Ländereien vergrößern und zugleich abrunden könnte. Er war Sabinens Vormund, und es verstand sich für ihn von selbst, daß er über das ihr zugefallene Vermögen nach seinem alleinigen Ermessen verfügte. War er doch das Haupt der Familie, und was deren Gliedern gehörte, betrachtete er als das Seinige. Er hielt auf den Verstand Martin Balmat's große Stücke. Den eigenen Sohn fragte er nie um Rath. Wenn Jules eine Ansicht oder einen Einwand gegen die Plane und Absichten des Alten geltend machen wollte, so steckte er sich hinter Martin. Der brachte sie vor und kämpfte sie durch.

Es verdroß Sabine, daß ihr Mann nicht selbst hervortrat. Ich weiß nicht, wozu du einen andern Mund zum reden brauchst? sagte sie eines Tages, als Jules und Martin sich gegen den Alten besprachen. So gut wie der Balmät kannst ihm auch deine Meinung sagen.

Ja, du kennst den Vater noch nicht, wandte Jules ein.

Am Reden ist nichts gelegen, bemerkte Martin mit einem spöttischen Blick auf Jules, der Sabine nicht entging. Es kommt nur darauf an, daß Einer bei dem Alten durchsetzt, was er will. Warum laßt Ihr's Euch denn gefallen, daß Euch der Alte in Eurer Wirthschaft pfeift wie Ihr tanzen sollt?

Mir? versetzte Sabine mit aufglühenden Wangen. Das ist nicht wahr.

Na, dann hab' ich falsch gesehen, meinte Martin trocken.

Er hatte aber nicht falsch gesehen. Es verhielt sich in der That so. Sabine hatte es bisher nur nicht recht beachtet. Sie war zu sehr mit ihrem Glück beschäftigt, alles Uebrige ihr gleichgültig gewesen. Jetzt wollte sie zeigen, daß sie nur gefällig gewesen war; sie wollte es Jules und Martin beweisen, daß auch sie mit dem Schwiegervater fertig zu werden wüßte. Er ist ja auch nur ein Mann, dachte sie bei sich voll Zuversicht auf die Macht, die sie auf alle jungen Bursche ausgeübt hatte, und die Herrschaft im Hause gebührte ihr ja von Rechtswegen.

Michel Devouasson machte ein erstauntes Gesicht, das man fast drollig hätte nennen können, als die kleine Frau ihren eigenen Kopf aufsetzen wollte. Sie ließ ihn brummen und murren und that, was ihr gut dünkte. Aber Michel Devouasson war einmal gewohnt in alles dareinzureden und

auch in Küche und Keller alles anzuordnen. Da brach das Gewitter mit nachdrücklichen Schlägen los. Erschrocken flüchtete Sabine zu ihrem Manne. Es sei himmelschreiend, wie sie behandelt würde. Er sollte ihr beistehen, und sie suchte ihn gegen den Vater anzustacheln. Er redete zum Frieden; der Vater sei Herr im Hause und sein Brod sei es, welches sie äßen; Sabine möchte sich geben. Allein die Eigenwilligkeit ihres Charakters war einmal herausgefordert und dazu gesellte sich die Scham, vor Martin Balmat zu unterliegen. Der Honigmond endete in Streit und Unfrieden. Martin lachte den Alten aus, daß ihm die Linsen nicht schmeckten, weil er sie nicht eigenhändig in den Topf gezählt hätte. Sein Beistand erbitterte Sabine noch mehr gegen ihn. Denn es demüthigte sie, daß sie dieser Mann in Schutz nahm, den sie stets so unfreundlich behandelt hatte. Sie wollte ihm keinen Dank schuldig sein und hätte ihm gern in ihrer Leidenschaftlichkeit weh gethan. Es lag aber etwas in seinen blitzenden, grauen Augen, das ihr den Mund verschloß. Diese Augen waren immer auf sie gerichtet, folgten jeder ihrer Bewegungen. Sie mußte seine Ueberlegenheit anerkennen, wie sehr sie sich auch sträubte.

Ja, Ihr habt Muth, sagte er einst beim Fortgehen zu ihr. Wenn Ihr ein Mann wär't, da wär's gut!

Sie sah ihn mißtrauisch an. Er spottete nicht. Seine Augen leuchteten so wundersam, daß sie die ihrigen niederschlagen mußte. Sie gab ihm zum ersten Male die Hand und seine Worte gingen ihr nicht aus dem Sinne. Sie brauchte kein Mann zu sein, wenn nur Jules einer war; aber Jules ließ sie im Stiche. Er hielt ihr immer nur vor, daß der Vater in seinem Rechte sei, und mahnte sie

um des Friedens willen, wenn sie nicht der Vernunft Gehör geben wollte, zur Nachgiebigkeit. Sie mußte sich endlich wohl fügen, der Kampf war zu ungleich; aber ihr Herz wandte sich mehr und mehr von Jules ab.

Inzwischen war die Reisezeit herangekommen. Jules und Martin gingen alle Morgen nach Chamouny, um den Fremden als Führer zu dienen. Jules hatte viel Glück. Sein bescheidenes Wesen mochte den Reisenden gefallen, und er war ein hübscher Bursche, dessen Erscheinung das lose um den Hals geschlungene rothe Tuch und der stets saubere Anzug von geripptem, dunklen Manchester mit den großen Perlmutterknöpfen an der Jacke etwas Malerisches gaben. Eines Tages hatten er und Martin eine vornehme Gesellschaft nach den phantastischen Cascaden des Pelerin und Dard geführt. Michel Devouasson saß auf der Bank vor seinem Hause, dessen Schindeldach silbergrau unter den Kirschbäumen hervorglänzte, als sie heimkamen. Bereits wallte der Abendnebel, der duftig über dem grünen Thalgrunde schwebte, in dunkler Bläue an den Bergen empor. Die spitzen Steinnadeln der Flegère begannen zu glühen, während die Schneekuppel des Montblanc noch wie lauteres Gold glänzte. Aus den offenstehenden Hausthüren leuchteten die Abendfeuer vom Herde. Hörbarer erhoben sich die feinen, frischen Stimmchen der Kinder, die auf der Dorfgasse zwischen den grünen Hecken spielten. Dazu gesellte sich das Rauschen des Arveiron, der aus seinem hohen Eisportale des Glacier des Bois ungestüm hervorschoß, um sich in die Arme der wilden Arve zu stürzen. Von Chamouny her klang in leisen, verschwimmenden Tonwellen das Abendgeläute. Ueber dem Gletscher von Trient schwebte die Mondsichel herauf.

Michel Devouasson hatte für alles das weder Auge noch Ohr, so sehr war er in seine Entwürfe und Berechnungen vertieft. Er hatte das Kinn in die Hand gestützt und hob den Kopf erst, als die schwarze Lise, das Maulthier seines Sohnes, schnaufend an ihm vorüber nach dem Stalle schritt, vor dem sie, ihren Herrn erwartend, geduldig stehen blieb.

Auch Sabine hatte das Schnaufen gehört und trat von dem Herdfeuer, an dem sie beschäftigt gewesen, in die Hausthüre, gegen deren Pfosten sie die rechte Hand leicht stützte. Eine flüchtige Röthe überschimmerte ihre bräunlichen Wangen, aber sie eilte ihrem Manne nicht entgegen, der jetzt mit Martin herankam, und auf seinen Gruß nickte sie nur ein wenig mit dem Kopfe.

Heut hat's tüchtige Trinkgelder gesetzt, sagte Martin. Euer Jules hat zwanzig Franken in Gold erhalten. Die Dame, welche auf seinem Maulthier ritt, hat's ihm gegeben.

Er stützte sich mit dem Ellbogen auf den Arm, dessen Hand den Bergstock hielt, und schaute zu, wie Jules dem Vater das eingenommene Geld in die Hand zählte, denn er mußte ihm jeden Sous ausliefern, den er verdiente. Von dem Gelde blickte Martin zu Sabine hinüber. Sie verstand seinen Blick nur zu gut. Er machte sich über die Abhängigkeit und Unterwürfigkeit ihres Mannes lustig. Sie hatte oft genug bemerkt, daß er es that. Wie konnte es auch anders sein? Dachte doch selbst der eigene Vater von Jules gering! Denn das ist allen herrischen Naturen gemein: sie fordern und erzwingen Gehorsam und schätzen denjenigen nicht, der ihn leistet.

Die junge Frau biß sich auf die Lippen und ihre Brauen zogen sich finster zusammen. Sie erheiterten sich auch nicht,

als Jules zu ihr herantrat und sie freundlich anredete. Mit einem Seufzer ging er zu seinem Maulthiere.

Martin Balmat beobachtete beide mit einem schnellen, scharfen Blick und sagte: Ja, euer Jules hat Glück; ist freilich auch ein Devouasson.

Ta, ta, ta! rief der Alte, indem er mit der Hand über die Tasche strich, in der das Geld verschwunden war, Glück muß der Mensch freilich haben.

Muß er nicht? spöttelte Martin. Wer Glück hat, dem stirbt der reiche Ohm bei Zeiten.

Sabinens Brust hob ein Seufzer; Michel Devouasson aber lachte: So ist's; denn hätte der Ohm nicht schon sein letztes Haus bezogen, so könntet ihr jetzt ruhig in dem eurigen bleiben.

Martin fragte, was er damit meine, und Michel Devouasson sagte, indem er seine Thonpfeife ausklopfte und in die Tasche steckte: Ja nun, ihr müßt eure Wohnung zu Martini räumen. Ich laß' das Haus niederreißen.

Die junge Frau erschrak und auch Jules, welcher bei den letzten Worten aus dem Stalle zurückkam. Martin aber rief schneidend: So ist's Recht, Michel Devouasson. Nur zu! Ihr seid jetzt ja ein wohlhabender Mann, und das Glück giebt dem Lumpen einen Fußtritt. Der reiche Mann mag keinen armen Teufel als Nachbar dulden.

Redet nichts Ungereimtes, brauste Michel auf. Das Lange und Kurze von der Sache ist, ich muß bauen. Mein Stall ist längst zu klein für den Winter und ich muß den Raum dazu nehmen, auf dem eure Baracke steht.

Und wir sind in der Baracke geboren, ich und die Schwester, murmelte Martin zwischen den Zähnen.

Was liegt daran? sagte der Alte trocken. Der Mensch ist keine Schnecke, der das Haus auf dem Rücken festgewachsen ist.

Ja, was liegt daran? wiederholte Martin, indem er sich aus seiner bisherigen Stellung aufrichtete und einen langen, flammenden Blick auf Sabinen richtete. Es liegt an allem nichts! rief er mit einem kurzen, gellenden Lachen. Gott befohlen!

Mit langsamen, festen Schritten ging er seiner Hütte zu.

Sabine hatte während des Gespräches mit wachsender Ungeduld das Auge auf ihren Mann geheftet, erwartend, daß er ein Wort für seinen Jugendfreund einlegen würde; Jules aber blieb stumm und sah Martin traurig an. Da schoß das Blut abermals in Sabinens Wangen und ihre frischen Lippen kräuselten sich voll Verachtung. Mit einer raschen Bewegung wandte sie sich in das Innere des Hauses zurück und eine zornige Thräne rollte über ihre Wangen. Wenn sie ein Mann gewesen wäre, sie hätte nicht zu der Handlungsweise des Vaters geschwiegen. Sie sagte es Jules, als sie mit ihm nach dem Abendessen allein war. Michel Davouasson war seiner Gewohnheit gemäß zu Bette gegangen, nachdem er den letzten Bissen verzehrt hatte.

Gott weiß, es kann dir nicht leider sein als mir, seufzte Jules. Aber was nützt es, gegen den Vater einzureden? Du weißt ja, daß alles vergebens ist.

Es nützte schon, wenn du Muth hättest! rief Sabine heftig. Aber du bist ein Feigling.

Sabine! zuckte Jules auf. Aber sie hatte kein Mitleid mit ihm und mit flammenden Wangen fuhr sie fort: Von Einem, der die eigene Frau nicht zu schützen weiß, kann's

freilich nicht verwundern, daß er zu feig ist, seinen Freund zu vertheidigen. Der Balmat würd's nimmer dulden, daß seine Frau so mißhandelt würde wie ich. Und wenn's mir nicht noch schlimmer ergangen ist, deine Schuld ist's nicht. Ich wollt', ich hätt' dich nimmer gesehen.

Jules war ganz blaß geworden und mit bebenden Lippen sagte er: Es hat dich Keiner gezwungen, mich zu heirathen. Und sonst hast nicht so gesprochen!

Ja, weil ich dich nicht kannte, wie du bist, versetzte sie.

Jules schwieg traurig still. Dahin also war es mit ihrer Liebe gekommen!

Alle Demüthigungen, die sie wegen seiner Schwäche erfahren, seit sie den Fuß über die Schwelle dieses Hauses gesetzt hatte, waren in Sabine lebendig. Nein, ein anderer Mann als Jules würde ihr dieselben erspart haben. Martin Balmat würde seine Frau davor zu bewahren wissen. Das war ein anderer Mann; der hatte keine Furcht vor dem alten Devouasson. Sein entschlossenes Wesen trat im Vergleich mit Jules in das hellste Licht. Sie weinte bitterlich. Ihre Thränen fielen brennend auf Jules' Herz. Doch welchen Trost konnte er ihr geben? Sie liebte ihn ja nicht mehr. Er ging aus dem Hause, um sie nicht weinen zu hören, und setzte sich draußen auf die Bank.

Und während er dort über sein Unglück brütend saß, huschte eine weiße Gestalt aus der Hinterthüre von Balmat's Hütte. Sie schlüpfte durch die Hecke, welche den eigenen Garten von dem Michel Devouasson's trennte. Geräuschlos und ungesehen, den Finger auf den lächelnden Lippen glitt sie im Schatten der Bäume fort und legte eine Rose auf die Fenstermauer vor Jules' und Sabinens Schlaf-

kammer. Es war Blanche. Sie hatte die schönste Rose von ihrem Stocke abgeschnitten. Für Jules war sie bestimmt; denn morgen war sein Namenstag. Glücklich wie ein Kind über das Gelingen ihres Unternehmens huschte sie wieder zurück.

3.

Als Sabine sich am folgenden Morgen vor dem kleinen Spiegel, der am Fensterkreuz hing, zum Kirchgang putzte — denn es war ein Sonntag — da sah sie draußen auf der Mauer die Rose liegen. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß die schöne Blume für sie dorthin gelegt sei. Hatte sie doch manchmal, als sie noch ein Mädchen war, derartige Zeichen der Verehrung Morgens vor ihrem Kammerfenster gefunden! Wer aber konnte der Geber sein? Sollte ihr Mann auf diese Weise sie zu versöhnen suchen? Aber er hatte ihr noch nie etwas geschenkt. Er hatte ja nie Geld. Auch keiner ihrer alten Verehrer konnte die Rose dorthin gelegt haben; denn sie hatten aufgehört, ihr den Hof zu machen, seit sie verheirathet war. Sie rieth auf Martin und mit einem Lächeln steckte sie die Rose an ihre Brust und trat so vor das Haus, wo Jules mit seinem Maulthiere bereits auf sie wartete. Eben kam auch Martin. Sabine ward bei seinem Anblick feuerroth. Da sagte Michel Devouasson, welcher hinter ihr auf die Thürschwelle getreten war:

Daß du mir nicht unterwegs auf die Lise steigst, Sabine! Du weißt, ich leid's nicht.

So, Ihr leidet's nicht? rief Martin und, dem wohl-

genährten Maulthiere einen Schlag auf die Lenden gebend, fuhr er ironisch fort: Freilich, Eure Lise ist auch so schlecht im Stande, daß sie nachher keine Tour mehr machen kann.

Ich will's aber nicht haben, schnaufte der Alte, und ich bin Euch keine Rechenschaft schuldig.

O nein, das seid Ihr nicht, versetzte Martin; weder mir noch alle den Leuten auf der Straße nach Chamouny, welche über den Michel Devouasson lachen, der seine Tochter neben dem ledigen Maulthier hertraben läßt. Es ist ein Wunder, sagen die Leute, daß sie nicht auch die Schuh' in der Hand trägt, statt an den Füßen.

Michel Devouasson brummte ärgerlich zwischen den Zähnen und Martin sagte: Steigt nur auf!

Er umfaßte die junge Frau, die lachte und erröthete, und hob sie in den Sattel. Kaum saß sie, als die schwarze Lise sich in Trab setzte.

Schritt! Schritt! schrie der Alte zornig hinterher.

Jules sprang dazu und mäßigte die ungewöhnliche Eile des Thieres. Er behielt auch den Zügel in der Hand, bis sie die Heerstraße im Thale erreicht hatten. Martin folgte. Sein Herz klopfte ungestüm. Er hatte Sabine in seinen Armen gehalten; ihr Athem hatte sein Gesicht gestreift. Ihm war seltsam zu Muth.

Es war ein Morgen, wie ihn so frisch und würzig nur die hochgelegenen Alpenthäler kennen. Die Sonne stieg eben über dem Col de Balme herauf und streute ihren Licht- und Farbenreichthum aus über die waldumrauschten Felsen, die Wiesen und die Gletscher, die ihren eisigen Fuß zögernd in das grüne Thal setzten. Noch zitterten die Thautropfen an den Gräsern und Halmen. Die Föhren, welche die Flegère

und den Montanvert emporkletterten, brachten ihr harzduftendes Morgenopfer dar, in welches das frische Heu auf den Wiesen seinen Wohlgeruch mischte. Auf der Arve tanzten funkelnde Sonnenblitze und das gewaltige Eisportal des Gletschers des Bois, aus dem der Arveiron hervorbraust, schimmerte in grünlichem Blau, als wäre es aus Edelsteinen aufgebaut. Glänzend wallte das Silbergelock des Montblanc auf die föhrendunkle Brust des Montanvert herab. Aus den rothbraunen Hütten im grünen Thalgrunde wirbelten blaue Rauchwölkchen auf. Halbnackte Kinder spielten vor den Thüren und Hunde sprangen auf die Landstraße und bellten die schwarze Lise freundschaftlichst an.

Sabine brach zuerst das Schweigen, in welchem sie mit ihren Begleitern des Weges zog. Ohne Euch müßt' ich jetzt zu Fuß laufen, sagte sie zu Martin, der neben ihr ging. Jules schritt voraus. Meinem Mann ist alles Recht, was mir geschieht; was der Alte will, das muß ich thun.

Martin blickte auf, als erwachte er aus einem Traum. Er hatte geträumt, daß er Sabine in seinen Armen hielt. Er drückte den abgenutzten Hut tiefer in die Augen und murrte: Auch ein Hund ist manchmal zu was gut!

Balmat! rief Sabine vorwurfsvoll.

Pah, was giebt's? versetzte er rauh. Hat mich der Alte nicht wie einen Hund aus dem Hause gejagt, in dem ich geboren und groß geworden bin?

Gott weiß, wie leid mir's ist, seufzte sie, daß Ihr aus unserer Nachbarschaft fortzieht.

Er betrachtete sie mit einem flammenden Blick. Es hat nie Einer Mitleid mit mir gehabt, sagte er, und ich will keins. Der Reiche mißhandelt den Armen, das ist so in der

Ordnung. Ihr werdet's auch schon noch lernen von dem Alten, wenn Ihr's noch nicht versteht.

Sabine traten die Thränen in die Augen. Wenn Einer selbst elend ist, sagte sie mit zuckenden Lippen, dann lernt sich's nimmer.

Ihr und elend! lachte Martin höhnisch.

Wie kann ich denn glücklich sein? weinte sie. Das volle Herz floß über und sie klagte bitter über die Schwäche ihres Mannes und was sie deshalb zu leiden hätte. Es ist mir nicht gesungen, daß es mir so schlecht ergehen sollt', fuhr sie fort. Ich hab' Euch schwer Unrecht gethan, seit ich Euch kenne. Aber ich hab' keinen Freund auf der Welt, wenn Ihr's nicht sein wollt, Balmat.

Euer Freund? sagte er mit einer Stimme, welche die Aufregung fast unverständlich machte. Euer Freund? wiederholte er mit funkelnden Blicken. Ja, da habt Ihr meine Hand darauf. Dem Jules geschieht schon recht und mehr recht, als Ihr denkt!

Er reichte Sabine die Hand und preßte die ihrige wie mit einem Schraubstock zusammen. Sie stieß einen unterdrückten Schrei aus.

Jules hörte nicht, was die Beiden hinter ihm redeten. Er dachte daran, daß heute sein Namenstag sei. Seine Frau hatte es vergessen, und er hatte daheim jede Minute erwartet, daß sie sich daran erinnern würde. Wenn sie es nur mit einem Worte gethan hätte, so würde er ihr die Kränkung verziehen haben, die sie ihm am Abend vorher zugefügt hatte. Aber es war nicht geschehen. Nun war es gewiß, daß sie ihn nicht mehr liebte. Er hatte wohl bemerkt, wie sich ihr Herz weiter und weiter von ihm entfernte, aber er hatte

immer noch gehofft, daß sich die Kluft zwischen ihnen wieder schließen würde. Nun mußte er die Hoffnung aufgeben. Sein Benehmen gegen Sabine war immer liebevoll geblieben. Er liebte sie noch. Sabine aber wollte keine Versöhnung, sonst hätte sie an dem heutigen Tage die Hand dazu geboten. Er dachte an die Brüder in der Fremde. Von Ernest, dem ältern, wußte er nichts; aber von Bennoit hatte er in der letzten Zeit einige Male durch den Geschirrmeister gehört, welcher die Postkutsche von Genf nach Chamouny begleitete. Bennoit war in Genf; es ging ihm schlecht. Wie schlecht es ihm gehen mochte, Jules beneidete ihn: war es nicht besser, daß er auch in die Fremde ging? daß er sich freiwillig von seiner Frau schied? Sollten sie beide elend sein bis an das Ende ihrer Tage? Er wollte gehen und verschwinden draußen in der Welt, denn ihm war ja doch nicht mehr zu helfen; vielleicht konnte Sabine noch glücklich werden.

In solchen Gedanken kam er nach Chamouny. Als Sabine vor dem Stadthause abstieg, lag in der Art und Weise, wie sie den Beistand Martins ablehnte und statt dessen die Hand ihres Mannes annahm, ihre Röcke zurechtschüttelte und davon trippelte, etwas von der Koketterie ihrer Mädchentage. Sie war wieder die Rose von Lavanché, und in den engen, krummen Gassen blickte mancher Fremde der hübschen Frau nach.

Jules ward bald nach einem der Gasthöfe gerufen. Eine Dame mit männlich starken Zügen, welche die schöne Zeit der ersten Liebe wohl schon seit einigen Jahren hinter sich hatte, bestieg mit einem dicken Buche unter dem Arm Jules' Maulthier, um auf die Flegère zu reiten.

Wie sie nach dem Dorfe les Pres kamen, wo der Weg zur Flegère von der Heerstraße sich abzweigt, stutzte die schwarze Lise vor einer seltsamen Erscheinung. Jules selbst prallte erschrocken zurück. Er sah Blanche. Sie war mit einem Kranz von Rosen und Nelken geschmückt, das Haar ungeflochten. Lang und glänzend floß es um ihr bleiches Gesicht, über Schultern und Rücken herab. In den Händen hielt sie Gebetbuch und Rosenkranz, auf denen ihre Blicke ruhten. Ein Haufen von Kinder und Frauen, unter die sich auch einige Männer gemischt hatten, folgten der Unglücklichen voll Neugierde, Scheu und Mitleiden.

Blanche! stammelte Jules.

Die Arme hob die langbewimperten Lider von dem abgegriffenen Gebetbuche, und ein sanftes Lächeln flog über ihr Gesicht, als sie Jules erkannte. Sie nickte ihm zu und wollte an ihm vorübergehen.

Blanche, um Jesu willen, fragte er voll Angst, was ist dir? Was hast du vor?

Heut ist ja dein Namenstag, Jules; weißt du es nicht? versetzte sie, indem sie ihn mit ihren großen, dunklen Augen schwärmerisch anschaute. Ich will in die Kirche und für dich beten. Den Kranz bring' ich der heiligen Jungfrau. Das ist mein Brautkranz, Jules, wenn wir uns droben im Himmel wiederfinden.

Ein Krampf preßte das Herz des armen Jules so gewaltig zusammen, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Die Leute von les Pres drängten sich näher heran und Blanche fuhr fort: Ich hab' alle meine Blumen abgeschnitten. Was thut's? Es wachsen tausendmal schönere im Himmel. Da wollen wir Rosen und Nelken mitsammen pflücken, und

nicht wahr, Jules, da kann es uns dein Vater nicht wehren, daß wir uns lieben?

Jules stöhnte tief auf. Durch die Menge ging ein Murmeln und Seufzen. Die Dame auf dem Maulthiere hatte ihren blauen Schleier zurückgeschlagen und schrieb oder zeichnete eifrig in ihrem dicken Buche.

O, dein Vater ist so böse, redete Blanche weiter. Aber droben, Jules! Tief aufglühenden Blickes deutete sie mit ihrem Gebetbuch gen Himmel. Dann nickte sie Jules zu und wollte gehen.

Er hielt sie bei der Hand fest: Nein, Blanche, bat er mit erstickter Stimme, du mußt heimgehen! Schau nur, wie uns die Leute angaffen!

Blanche blickte die Kinder und Weiber freundlich an und sagte: Das sind gute Leute; aber ich muß für dich beten. Der böse Feind thut dir sonst was an. Du weißt schon, wer er ist. Ach, er hatte alle meine Blumen zertreten! Und weißt du, fuhr sie geheimnißvoll flüsternd fort, ich hab' ihn gesehen, wie er im Mondschein über die Gletscher schreitet — wenn ich auf dich wartete, droben — seine Augen glühten und sein Athem war Eis. Er hat mich angehaucht, und mein Herz ist gestorben. Aber du sollst nicht auch sterben. Ich will für dich beten, beten, beten.

Ja, du sollst für mich beten! ächzte Jules. Wir brauchen's schon beide. Aber thu's zu Hauf', in deiner Stub', Blanche; ich bitt' dich drum. Geh heim, wenn du mich lieb hast!

O Jules! rief sie mit einem langen, innigen Blick. Dann nahmen ihre Mienen den Ausdruck unsäglicher Trauer an. Und ich hab' nur eine Stund' gelebt! hauchte sie.

Sie kehrte um. Die Leute machten ihr Raum und Jules, der ihr in tiefster Seelenqual mit den Augen folgte, hörte sie singen: Es fielen drei Rosen in meinen Schooß; die Rosen, die waren von Blut so roth, ich dachte, mein Schatz, der wäre wohl todt!

Was Jules litt, ist schwer auszusprechen. Aber die Dame, welche ihn als Führer gemiethet hatte, nahm auf seinen Zustand keine Rücksicht. Sie war sehr fraghafter Natur und der arme Jules, den es von Zeit zu Zeit wie ein Fieberfrost schüttelte, wurde von ihr auf die Folter gespannt, bis sie ihm alles über Blanche abgepreßt hatte. Auf der Flegère zog sie gleich wieder ihr Buch hervor und eifrig schreibend stand sie vor dem großartigen Bilde, welches sich hier dem Blicke aufrollt. Frei und leuchtend stieg die gewaltige Pyramide des Montblanc aus dem dunklen Föhrenkranz der Tiefe zum sonnigblauen Himmel auf. Zwischen felsigen Ufern schimmerten die breiten Gletscherströme, welche alle der Montblanc nährt, und gleich Riesennadeln ragte verwitterter und zersplitterter Granit aus den Eiswogen. Dort gegen die walliser Grenze hin blinkte der Gletscher von Tour; dann schob der Gletscher von Argentière seine ungeheuren Eismassen, Dorf und Kirche bedrohend, in das grüne, muldenförmige Thal hinab. In kühnem Schwunge brach das Eismeer hervor und weiter hin, über Chamouny hinaus, das sich an den fichtendunklen Montanvert schmiegt, drängte der Gletscher des Bossons mit seinen phantastischen Cascaden zu Thal. Dann und wann erfüllte ein dumpfes Krachen und Poltern die Luft. Es war das drohende Murren der langsam sich fortschiebenden, eisgepanzerten Ungeheuer, die wie zum Sturz auf ihre Beute am Thalrande aufbäumen.

Aber die Sonne schützt mit ihrem goldenen Strahlenschilde das smaragdne Thal und hält die lauernde Vernichtung in Bann.

Jules schlich sich aus dem Gewühl der Fremden und Führer bei Seite. Wenn er einen Mord begangen, er hätte nicht mehr Angst und Entsetzen empfinden können. Und war es nicht ein Mord, ja schlimmer als ein Mord, was er der armen Blanche angethan? Schuldbewußtsein und Reue zerfleischten sein Herz. —

Sabine trat mit schwebendem Herzen in die weihrauchduftende Dämmerung der Kirche. Sie lag lange auf den Knien. Ihre Lippen bewegten sich im Gebet; aber ihre Seele wußte nichts davon. Ihre Gedanken waren bei Martin und dieser war ihr gefolgt. Seine Augen hingen mit brennender Gluth an ihr. Die vollen Töne der Orgel schreckten sie auf; dröhnend fielen sie ihr auf das Herz und es erwachte mit Zittern zum Bewußtsein seines Unrechts. Bist du nicht Jules' Frau, brausten die Orgelklänge, was hast du mit dem fremden Manne zu schaffen? Hast du deinem Manne nicht Treue gelobt vor Gott, und du vertraust deine Seele einem Dritten? Bist du ein ehrlich Weib, was rufst du den Fremden zum Richter auf gegen deinen Mann? Und hast du deine Pflichten gegen Jules erfüllt, wie du es geschworen hast, daß du ihn verklagen darfst und sagen: er allein trägt die Schuld an deinem Unglück!?

O heilige Mutter Gottes! bebte sie beklommen und neigte ihr Gesicht auf die Hände.

Als sie fortgehen wollte, bemerkte sie Martin. Da erschrak sie, und die Hand, welche nach dem Herzen fuhr, berührte die Rose an ihrer Brust. Sie wollte die Blume

wegreißen und fortwerfen. Aber nein, Martin sollte verstehen, daß sie jeden Gedanken an ihn von sich abthue, und mit erzwungener Gleichgültigkeit näherte sie sich dem Ausgang.

Wo ist denn mein Mann? fragte sie Martin und nahm die Rose von ihrem Mieder.

Martin wußte ihr keine Antwort zu geben.

Guten Tag denn; ich muß heim! rief sie ein wenig hastig und, die Rose vor seinen Augen fallen lassend, verließ sie die Kirche.

Martin stand und starrte wohl einige Minuten lang auf die am Boden liegende Rose. Konnte er zweifeln, daß sie für ihn dort hingeworfen war? Wildstürmenden Herzens hob er sie endlich auf und so gewaltig war seine Erregung, daß sein Fuß auf den Stufen der Kirchthüre schwankte.

Sabine athmete erleichtert auf, als Chamouny mit seinem schlanken, spitzen Kirchthurm hinter ihr lag. Sie wünschte sich Glück, daß sie sich so schnell und entschieden wieder von Balmat zurückgezogen hatte, und ihre Blicke richteten sich auf den Pfad, der wie ein Blitz von dem Gipfel der Flegère in das Thal herunterzackte. Sie suchte ihren Mann unter den Führern, die meistens mit Plaids und Mänteln und Reisetaschen beladen, dort mit den Fremden hinaufstiegen, und sie bedauerte Jules, daß er wohl auch an dem warmen Tage unter schwerem Gepäck keuchte. Sie dachte, wie schwer er es überhaupt habe und doch nie klagte, während sie selbst nur zu ungeduldig war. Seine guten Eigenschaften wurden ihr gegenwärtig. Dann aber kam es wie ein Schatten über sie. Was mußte Martin von ihrem wetterwendischen Benehmen denken? Es war ihr nicht gleichgültig,

daß er sie vielleicht geringschätzte. Sie rief ihren Hochmuth dagegen auf; aber er hielt nicht Stand und ihre Schritte wurden immer langsamer. Die Gedanken hingen sich wie Gewichte an ihre Füße. Plötzlich richtete sie den hübschen Kopf stolz auf. Es durchblitzte sie, daß Martin sie achten mußte, wenn sie pflichtgetreu zu ihrem Manne stand. Es schmeichelte ihr, von ihm geachtet zu werden, und rasch schritt sie weiter.

4.

Die Stille des Sonntags ruhte auf Lavanché. Um so lauter trieben die Sperlinge und Staare ihr geschwätziges Wesen in den Kirschbäumen, unter denen Sabine im Grase saß. Ihre einzige Beschäftigung bestand darin, daß sie eifrig in das sonnenwarme Thal hinunterspähte, ob Jules noch nicht heimkehrte. Endlich kam er; gesenkten Hauptes und mit schleppenden Schritten ging er hinter der schwarzen Lise her, die hier und dort ein maulvoll Gras vom Wegrain sich abrupfte. Wie müd' er ist! bedauerte ihn Sabine und trat dicht an die blühende Schlehdornhecke. Ihr Herz pochte stärker und stärker. Sie wollte ihrem Manne einen freundlichen Gruß zurufen, wenn er vorüberkam. Aber Jules sah nicht auf und der Gruß blieb ihr in der Kehle stecken. Ihr hübsches Gesicht verfinsterte sich. Hatte Jules sie nicht bemerkt, dann würde er sie suchen kommen. Aber er blieb im Hause, wo er allein war. Der Vater war zu Bekannten in das Dorf gegangen. Sie war überzeugt, daß Jules sie nicht hatte sehen wollen, und trotzig warf sie den Kopf auf. Wenn er keine Versöhnung wollte, ihr war's auch Recht.

Jules saß in der Stube hinter dem großen Tisch und hatte den Kopf in beide Hände gestützt. Der Stachel der Reue in seiner Brust schärfte sich eher, als daß er stumpf wurde. Ja, wenn er hätte ahnen können, daß es so kommen würde, er wäre vor dem Kampfe mit dem Vater nicht zurückgewichen. Er begriff seine Furcht nicht. Er hatte es verdient, daß sein Glück an Sabinens Seite so schnell zerbrochen war; es war die gerechte Vergeltung für seine Feigheit. So brütete er lange. Endlich trat er in die Hinterthüre, die in den Garten führte, und fragte Sabine, ob Martin schon nach Haus gekommen wäre?

Sabine verneinte es kurz und scharf, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

Er trug ihr auf, ihm, wenn er vorüberkäme, zu sagen, daß sie morgen in der Frühe auf den Montblanc müßten. Es seien zwei junge Engländer im Hôtel de Londres in Chamouny, die hinauf wollten. Er hätte schon Alles mit den andern Führern und Gepäckträgern abgeredet.

Und die hast auch unglücklich gemacht durch deine Feigheit! seufzte er, wieder in die Stube gehend, wo er Steigeisen und Stricke hervorsuchte und sorgfältig prüfte.

Martin hatte Chamouny verlassen, sobald er aus der Kirche gekommen war. Er dachte nicht daran, heute etwas zu verdienen, und planlos strich er umher: es duldete ihn nirgends lange. Er wußte jetzt, daß Jules unglücklich war; allein er empfand keinen Triumph darüber, dachte kaum daran. Die dunkelrothe Rose Sabinens hatte wie eine brennende Fackel in die dumpfen Leidenschaften seiner Brust hineingeleuchtet. Er liebte Sabine! Es war so, aber er wollte es sich nicht eingestehen; es sollte nicht wahr sein.

Er rief sich die Beleidigungen zurück, die ihm Sabine durch ihr kaltes, an Hochmuth streifendes Benehmen zugefügt hatte, und suchte sich durch die Vorstellung fest zu machen, daß Sabine den Platz einnähme, der seiner Schwester gebührte. Aber es war vergebens: die Liebe durchbrach wie ein reißender Waldstrom die kümmerlichen Dämme, welche er dagegen aufzuwerfen versuchte. Er liebte Sabine und — o, du mein Heiland! ächzte er und drückte die geballten Fäuste gegen die Stirn. Seine hagern, schwärzlichen Wangen erglühten vor Scham — vor Scham über die nichtswürdigen Vorsätze, die er in der Stille gegen Sabine gehegt hatte. Er lief fast, als könnte er diesem brennenden Gefühl entfliehen; er warf sich auf den Waldboden und riß krampfhaft mit beiden Händen das Moos aus, als könnte er damit die schlechten Gedanken ausreißen, mit denen er die junge Frau verfolgt hatte. Wie konnte er ihr noch ins Auge schauen? Er scheute sich heimzugehen; denn er mußte an dem Hause Sabinens vorüber, und sie saß wahrscheinlich vor der Thür. Er wollte die Nacht abwarten und so setzte er seine ziellose Wanderung fort. Plötzlich kam ihm ein guter Einfall. Es gab noch einen andern Weg in das Dorf. Er stieg den Montanvert hinauf bis zu dem Gasthause, das dort am Rande des Eismeeres steht, und wandte sich dann über den Gletscher nach dem Chapeau. Als er den Gletscher betrat, ging der letzte Tagesschimmer bereits in das trügerische Licht des Mondes über. Der Wirth rief dem waghalsigen Wanderer erschrocken nach; als er aber Martin erkannte, beruhigte er sich. Das ungewisse Licht trog Martins scharfes Auge nicht, und glücklich erreichte er den Chapeau, an dessen jäher Felswand, wo oft nur ein kleiner Vorsprung dem Fuße

und an den gefährlichsten Stellen Klammern, die in den Fels getrieben sind, oder ein Strick der Hand einen Anhalt gewähren, er so sicher zur Moräne von Lavanché hinabstieg, als wären diese „schlimmen Pfade“ eine breite Treppe.

Sabine stand am Brunnen, wartend, daß das unter die Röhre gestellte Gefäß sich fülle, als Martin sich seiner Hütte näherte. Sie schwankte, ob sie ihn heranrufen sollte, um den Auftrag ihres Mannes auszurichten. Das Herz klopfte ihr. Aber war sie nicht eine Närrin mit ihren Bedenken? Sie war ein braves Weib und dachte an nichts Schlechtes, und Jules verdiente es wahrlich nicht, daß sie sich des einzigen Menschen beraubte, der Theil an ihr nahm. Sie rief ihn, und er trat zögernd heran, wie ein armer Sünder vor seinen Richter. Zu dem Auftrage nickte er nur mit dem Kopfe; sprechen konnte er vor Aufregung nicht.

Woher kommt Ihr denn von dort? fragte sie. Ich hab' Euch nicht heimkommen sehen.

Er sagte es ihr, und sie schlug über seine Kühnheit betroffen und sie bewundernd die Hände zusammen. Dann schalt sie ihn; wie leicht hätte er in dem Zwielicht einen Fehltritt thun können. Sie redete in ihrer Erregung mit großer Lebhaftigkeit.

Und Ihr habt aufgepaßt, ob ich heimkäme? murmelte er.

Sie umging die Antwort, indem sie mit einem Blick auf die Rose an seinem Hut ihn fragte, ob denn auf dem Gletscher Rosen wüchsen?

Nein, sagte er mit einer tief heraufquellenden Stimme, die wuchs auf einem Stein.

Sabine lachte. Es war ein zitterndes Lachen. Seine Augen leuchteten wie damals, als er ihr sagte, daß sie Muth hätte.

Das ist die Rose von Lavanché, fuhr er in bebender Aufregung fort, indem er ihre Hand erfaßte. Und ihr Name ist Sabine.

Sie sah ihn voll an und ein Lächeln öffnete ihre dunkelrothen Lippen.

Sabine! murmelte er und sie senkte die Lider. Stumm standen sie eine Minute lang einander gegenüber. Beider Herzen pochten schwer.

Der Eimer unter der Brunnenröhre war schon längst gefüllt und floß über. Das Wasser plätscherte und murmelte fort und fort.

Ja, so heiß' ich, sagte Sabine endlich verwirrt, indem sie wieder die Augen aufschlug.

Da umschlang sie Martin und preßte sie mit überwallender Leidenschaft an seine Brust. Sie sträubte und wehrte sich.

Martin! rief sie. Martin!

Seine Küsse schlossen ihr den Mund. Wie Feuer glühten sie auf ihren Lippen. O, Martin! stammelte, murmelte sie. Sie riß sich los und mit hervorbrechenden Thränen floh sie dem Hause zu.

Martin sah ihr mit schwindelnden Sinnen nach. Er stand noch eine Weile auf derselben Stelle; dann drehte er sich langsam um und ging seiner Hütte zu. Wenn die Berge auf ihn herabgestürzt wären, er hätte nichts gefühlt.

Die Nacht ging ihm schlaflos vorüber. Er konnte nichts denken als Sabine und von Zeit zu Zeit seufzte er aus tiefster Brust: O, du mein Schöpfer und Heiland! In der anstoßenden Kammer redete die Schwester laut mit sich selber und sang abwechselnd; er hörte es nicht. Sobald es Tag ward, brach er nach Chamouny auf, ohne auf Jules zu

warten. Unter der Brunnenröhre stand noch Sabinens Eimer. Ein Glanz leuchtete über Martins Gesicht. Der Glanz verschwand, wie er weiter ging, und während der ganzen Bergfahrt war er noch wortkarger, rauher und schroffer als sonst, so daß ihn Jeder sich selbst überließ, und auch die beiden jungen Engländer es bald müde wurden, sich mit ihren Fragen an ihn zu wenden. Er schien nur mit seinen Obliegenheiten beschäftigt und, wo der weglose Pfad über Gletscher und Felsen keine sonderlichen Gefahren drohte, in sich hineinzubrüten. Einem aufmerksamen Beobachter wäre es indessen nicht entgangen, mit welcher Spannung seine Blicke an Jules hingen, so oft dessen Umsicht und Unerschrockenheit herausgefordert wurden. Wie der Jäger dem Wilde, so scharf spähend folgte er jeder Bewegung seines einstigen Freundes. Der Fuß desselben konnte ausgleiten auf der beschneiten Kante des Granits, den abschüssigen, übereisten Firnen; der Sprung über die Schründe konnte zu kurz gerathen; die Schneebrücke, auf der er voran über die Gletscherspalten schritt, unter ihm zusammenbrechen. Und wenn er nun ausglitt, hinabrollte in den Abgrund, versank in den Eisspalten? Martin vermochte das Folgende nicht auszudenken. Sein Hirn wirbelte. Haß und Liebe schrieben den Namen Sabinens mit flammenden Buchstaben vor ihm in die Luft. Aber es geschah nichts von alle dem. Ueberhaupt begünstigte ein seltenes Glück das Unternehmen. Alle Hindernisse wurden mit einem solchen Erfolge überwunden, daß man schon um neun Uhr des folgenden Morgens, nachdem man bei den Felsen der Grands Mulets unter schnell errichteten Hütten übernachtet hatte, an dem Fuße des Gipfels anlangte, der gleich einem Polster von weißem, mit Silber

gesticktem Sammet gen Himmel schwoll. Das Erklimmen des mählig ansteigenden Gipfels war kaum noch eine Mühe zu nennen, und in froher Stimmung hielt man eine letzte, kurze Rast. Golden flammte die Sonne an dem stahlblauen Himmel. Das Eis der vielarmig sich ausbreitenden Gletscher, der Firnenmantel des Montblanc flimmerten in einem stechenden Glanze. Nebelhaft, gegen den Horizont in farbloses Grau verschwimmend, lag die Tiefe und ihre Berge erschienen als Ebene. Nur der langgestreckte Rücken des Jura, die zerbröckelten Alpen des Wallis und der Waadt mit den Zacken und Firnen des berner Oberlandes und gen Süden hin die Anfänge der Apenninen zeigten sich in deutlicheren Gestalten. Röthlich gelb erhoben sich ihre Massen. Völlig lautlose Stille herrschte.

Die beiden Engländer schwelgten im Vorgefühl des Sieges, den bald die Böllerschüsse in Chamouny dem Thale verkünden würden. Sie wußten, daß von dort her so manches Fernglas nach ihnen spähte, und der Eine von ihnen befestigte bereits die rothe savoyische Fahne mit dem weißen Kreuze an seinem Alpstock, um sie von dem Gipfel des Montblanc in den Lüften flattern zu lassen. Die Führer scherzten und neckten einander, und von manchem Witze mußten die Engländer mit ihren blauen Schleiern und Schneebrillen die Kosten decken. Martin stand allein, unbewegt, theilnahmlos.

Jules näherte sich ihm. Er wollte und mußte mit ihm von Blanche reden. Im Nachtquartier, wo sie Alle dicht aneinander gedrängt um das Feuer gesessen und geschlafen, war es nicht möglich gewesen.

Gelt, Martin, begann er, so viel Glück haben wir noch bei keiner Bergfahrt gehabt!

Martin zog den Hut tiefer über die Stirn und wandte sich ab.

Jules blickte ihn traurig an und verließ ihn. Man brach auf. Munter ging es bergan. Einer trat in die Fußstapfen des Andern. Martin folgte als der Letzte in der Reihe. Plötzlich war es ihm, als ob er zurückglitte. Nachdrücklich stieß er seinen Bergstock in den Firnenschnee; aber die Empfindung des Gleitens hörte nicht auf. Der Schnee vor ihm kräuselte sich, bäumte sich. Es war, als ob Wogen vor ihm aufschäumten, und die Wogen rissen ihn um, schlugen über ihm zusammen und wirbelten ihn mit sich fort, hinunter. Wie ein Schwimmer mit der Brandung, so rang er mit dem wirbelnden, sprühenden Schnee, der ihn zu vergraben drohte. Es war ein Ringen und Kämpfen auf Tod und Leben. Aber Martins Kraft war schwer zu erschöpfen, und endlich gelang es ihm, seitwärts festen Boden zu gewinnen. Ein grausiger Anblick bot sich dem Geretteten dar! Der Schnee des Firnenmantels war auf dem darunter liegenden älteren, bereits vereisten ins Gleiten gerathen, vielleicht in Folge der Schritte und Stimmen der Wanderer. Ein breiter Strom wälzte er sich sprühend und stäubend von der Höhe herab, Führer und Touristen mit sich fortreißend, und stürzte dann donnernd in eine weit gähnende Gletscherspalte. Hier tauchten ein Arm, dort ein Kopf, ein paar Füße aus dem Schneegischt auf und verschwanden wieder, um tiefer unten abermals aufzutauchen und abermals zu versinken.

Martin suchte zu helfen, wo er konnte. Einem der jungen Engländer war es wie ihm geglückt, bald wieder festen Boden zu gewinnen, und beide vereinigten ihre Anstrengungen.

Jetzt tauchte eine kräftige, sonnengebräunte Hand unfern von Martin auf. Noch zehn Schritte, und ihr Eigner wurde von dem stäubenden Katarakt in den Schrund hinabgerissen. Schon hatten ihn seine aufbäumenden Wirbel erfaßt. Da griff Martin kräftig zu. Der Gerettete war Jules. Martin stieß ein rauhes, unheimliches Lachen aus und ein Blick traf Jules, so finster, so wild, daß ihm der Dank auf den Lippen erstarb. Er eilte fort. Einigen half die eigene Kraft; es waren rüstige Kämpfer unter ihnen. Hier und dort burbelte es auf und ein Geretteter erhob sich auf seinem Fuße. Nur zwei von den Führern kamen nicht wieder zum Vorschein, nachdem die Lawine sich verlaufen hatte. Sie lagen unter dem Schnee begraben in der Gletscherspalte. Sie von dort zu erlösen war unmöglich. Wäre es möglich gewesen, es wäre auch ohne die hohe Geldsumme, welche die Engländer boten, ihre Rettung von ihren Kameraden versucht worden. Ein Gebet für die Ruhe ihrer Seelen war alles, was für sie zu thun übrig blieb, und mit gefalteten Händen standen die Ueberlebenden am Rande der Spalte. Die Erschütterung malte sich deutlich in den wettergebräunten Gesichtern.

Amen! flüsterten die Lippen in der Runde.

Jetzt näherte sich Jules noch einmal seinem Retter.

Du hast mir nichts zu danken, fiel ihm Martin in die Rede. Ich hab's nicht gethan, weil du es warst.

Das macht nichts aus, versetzte Jules. Und freilich, an meinem Leben liegt auch nichts. Ich wollt', die Beiden dort unten wären an meiner Stelle; sie haben Frauen und Kinder.

Sind eben keine Devouassons, haben kein Glück, sagte Martin trocken, indem er sich sein Taschentuch statt des verlorenen Hutes um den Kopf wand.

Man trat den Rückweg an. Die Engländer erhoben zwar Widerspruch, fügten sich jedoch, als Jules ihnen erklärte, daß das Ereigniß, welches sie eben in solche Gefahr gebracht, sich jeden Augenblick wiederholen könnte. Man müßte warten, bis Luft und Sonne den jungen Firnenmantel durch Thauen und Gefrieren mit seiner Unterlage fest verbunden hätte.

5.

Als Sabine vom Brunnen zurückkam, setzte sie sich in der dunklen Flurküche in eine Ecke und weinte in ihre Schürze. Sie wußte kaum, wie ihr geschehen war, und es dauerte lange, bis sie in die Stube zu treten wagte. Es müßte Jeder auf ihrem Gesichte lesen können, was vorgefallen war, meinte sie. Sie sah freilich verwirrt und verlegen genug aus; ihre Wangen brannten und sie wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Doch weder Jules noch der Vater bemerkten ihren Zustand, und dann sagte sie sich selber, daß sie keine Ursache habe, die Augen wie eine arme Sünderin zu senken. Sie hatte Martin keine Veranlassung zu seinem Benehmen gegeben. Es war schlecht von ihm, und sie zürnte ernstlich auf ihn.

Ihre Entrüstung hielt indessen nicht lange Stand. Wie schlecht mußte Martin von ihr denken, daß er sich so etwas gegen sie herausnahm — gegen sie, der nie Jemand ein ungehöriges Wort zu sagen gewagt hatte — gegen sie, eine verheirathete Frau! Sie war stolz darauf, daß alle Leute sie achteten, und Martin, den sie für ihren Freund hielt,

beschimpfte sie. Das Gefühl der Erniedrigung brannte sie wie Feuer und sie weinte heiße Thränen darüber. Wenn sie die Küsse Martins hätte ungeschehen machen können, sie hätte ihre silberne Miederkette mit Freuden dafür hingegeben. Noch ehe sie zu Bette ging, wusch sie sich den Mund und rieb die Lippen fast blutig.

Noch nie hatte sie ein solches Gefühl gehabt, und es vergällte ihr selbst die Freude, die sie sonst an ihrer eigenen äußeren Erscheinung hatte. Sie mochte gar nicht in den Spiegel sehen. Aber freilich, wie konnte Martin sie achten, da dem eigenen Manne es gleichgültig war, wie sie von Anderen behandelt wurde? War sie denn etwas anderes im Hause als eine Magd? Kein Anderer als Jules trug die Schuld an dem, was ihr widerfahren war. Jules und immer Jules! Wenn sie noch einmal Mädchen wäre, jetzt würde sie anders wählen; ein hübsches Aeußeres sollte sie nicht bestechen. Sie hörte wieder das Zischen des Neides in den Glückwünschen ihrer Freundinnen, daß sie von dem hübschesten Burschen des Dorfes heimgeführt würde. Damals hatte es ihrer Eitelkeit geschmeichelt; jetzt setzte sie den Mund verächtlich auf. O, wie verblendet war sie gewesen! Um Martin hätte sie gewiß Niemand beneidet, und doch war er mehr als Jules: er war ein Mann!

Sie dachte es mit aufschwellendem Busen. Nein, ein Mann wie Martin konnte nicht gering von ihr denken, weil Jules ein Schwächling war. Er wäre sonst nicht am Sonntage so glücklich gewesen, daß sie ihn ihren Freund genannt. Wie ihm das helle Feuer aus den Augen gesprüht war! dasselbe Feuer, vor dem sie am Brunnen die Augen hatte niederschlagen müssen! Eine flammende Röthe überzog ihre

Wangen. Mit solchen Blicken hatte er sie schon oft angeschaut, jetzt wußte sie es! Sie drückte die Hände auf das pochende Herz, an die heißen Schläfen. Er liebte sie, und seine Leidenschaft entschuldigte und rechtfertigte seine Kühnheit. Es überschauerte sie, so glühend geliebt zu werden. Sie lag wieder an seiner Brust, fühlte sich wieder von seinem starken Arme umfaßt; seine Küsse loderten auf ihren Lippen.

Erwartung, Unruhe und Angst scheuchten sie aus diesen Erinnerungen auf. Sie lauschte auf jedes Geräusch draußen. So oft auf dem Gletscher des Bois die von der Sonnenwärme gebildeten Eispyramiden zusammenbrachen, oder einer der Gletschertische einstürzte und seine wuchtige Steinplatte mit dumpfem Donner in die Schründe hinabrollte, glaubte sie den Wiederhall der Böllerschüsse zu vernehmen, welche von Chamouny her verkündeten, daß der Montblanc erstiegen sei und auf seinem Gipfel die savoyische Fahne sich entrollt hätte. Wiederholte Täuschungen!

Mittag war vorüber. Michel Devonasson saß am Tische und zählte Geld. Der Hof von Sabinens Oheim war verkauft, und er hatte die erste Hälfte der Kaufsumme erhalten. Sie lag in Silber und Papier vor ihm ausgebreitet.

Es muß droben was vorgefallen sein! sagte er, sich im Zählen unterbrechend. Gieb Acht, ob nicht der Jules daran Schuld ist, wenn's ein Unglück gegeben hat!

Die Worte fielen schwer auf Sabinens Herz. Aber sie dachte nur an Martin. Die erregte Einbildungskraft zeigte ihr ihn verunglückt, verstümmelt, todt. Sie sah ihn hinabgestürzt in eine Gletscherspalte, eingeklemmt zwischen den grünlichen Eiswänden; vergebens suchte er sich frei zu machen;

er sank nur tiefer und tiefer und die Seile, welche man von oben zu seiner Rettung hinabließ, waren zu kurz und erreichten ihn nicht. Dann wieder schalt sie sich, daß sie sich von der Angst überwältigen lasse. Es war ja nicht das erste Mal, daß Jules und Martin den Montblanc bestiegen, und Beide waren ja als höchst umsichtige Führer bekannt. Aber die unheimlichen Bilder und die Angst wollten nicht weichen.

Plötzlich schnellte sie mit einem Schrei von ihrem Stuhle empor.

Halloh, was giebt's? fragte der Alte verwundert.

Sabine vermochte nicht zu antworten; erblaßt deutete sie nach dem Fenster. Jules hatte mit einem geisterbleichen Gesicht von außen hereingeschaut. Jetzt war die Erscheinung wieder verschwunden.

Michel Devouasson sah nichts. Eben wollte er sich seiner Beschäftigung wieder zuwenden, da that sich die Thür auf und Jules trat in deren Rahmen; aber nicht blühend und kräftig, wie er Tags zuvor das Haus verlassen hatte, sondern hohlwangig und bleich wie der Tod; mit unordentlich um das Gesicht fliegenden Haaren.

Sabine und auch der Alte staunten ihn mit weitgeöffneten Augen an.

Na, grüß' Gott, Vater! Was glotzt Ihr mich an? Ich bin kein Gespenst, wenn ich für Euch zu den Todten gehöre, sagte jener. Aber es war nicht Jules' Stimme. Kennt Ihr mich nicht, Vater? Ich bin ja der Bennoit.

Der Bennoit! wiederholte Sabine tief aufathmend.

Auch der Vater that einen tiefen Athemzug; aber in seinen Mienen zeigte sich keine freudige Ueberraschung. Also der Bennoit bist? fragte er, während jener näher trat und

mit glänzenden Blicken das Geld auf dem Tische betrachtete. Was willst? wo kommst her?

Von Genf komm' ich, erwiederte Bennoit. Wollt' mal sehen, wie's zu Hauf' steht.

Siehst ganz danach aus, als ob du nichts beff'res auf der Welt zu thun hast! sagte der Vater, indem er einen Blick auf den Anzug seines jüngsten Sohnes warf.

Die Kleidung desselben war abgenutzt und vielfach geflickt. Seine bleichen Züge trugen den Stempel des Elends.

Freilich, mit solchem Zeugs da hab' ich mein Lebtag nicht viel zu schaffen gehabt, lachte er, indem er auf das Geld wies.

Glaub's, brummte der Vater und nahm das Geld zusammen. Bennoit beobachtete jede seiner Bewegungen, wie er ein Päckchen von Kassenscheinen auf das andere legte, die Säulen von Thalerstücken in einen Beutel schob und alles in dem Schranke verschloß, der in der Stube stand, und den Schlüssel in die Tasche steckte.

Jetzt erst legte er Hut und Stock bei Seite und wandte sich mit der Frage an Sabine: Ihr seid wohl dem Jules seine Frau? — Na, auf gute Kameradschaft, Frau Schwägerin!

Er bot ihr die Hand, die sie nur zögernd ergriff. Seine große Aehnlichkeit mit ihrem Manne war ihr unheimlich.

Ich will nur schaffen, daß das Abendbrod bald fertig wird, sagte sie und ging in die Küche.

Ja, das ist gescheidt! versetzte er. Ich hab' Hunger wie ein Wolf.

Also von Genf kommst? fragte der Vater und ließ sich langsam seinem Sohn gegenüber an dem großen Tische nieder. Was treibst denn?

Je nun, heute dies, morgen jenes, wie's der Tag bringt, antwortete Bennoit. Ihr mögt's schon denken, Vater, was Einer treibt, wenn er so mit fünf Franken in die Welt hinausgeworfen wird. Er muß schwimmen, oder ersaufen.

Der Vater schlug heftig mit der Faust auf den Tisch.

Ich sag' nur, wie's ist! rief Bennoit.

Und warum hast du nichts Rechtschaffenes gelernt? fragte der Alte mit finstern Brauen.

Bennoit lachte. Da merkt Einer, daß Ihr nicht wißt, wie's in der Welt zugeht, Vater.

Junge! schnaufte der Alte; doch der Sohn fuhr fort: Ihr seid eben immer daheim geblieben und habt's gemacht, wie der Großvater vor Euch und wie's der Jules nach Euch machen wird. Das geht so glatt fort wie auf der Eisenbahn. Wenn aber Einer mit zwölf Jahren in der Welt für sich selber sorgen muß, da wird Einer, was just der Zufall will. Der ist sein Lehrmeister; der kämmt die Leute und Manchen garstig wider den Strich.

Der Vater fuhr sich mit der Hand durch das Haar und trommelte stark und stärker auf der Tischplatte. Ein Unwetter braute sich in ihm zusammen. Er stand auf und ging in der Stube hin und her. Bennoit beobachtete ihn mit lauernden Blicken.

Es war inzwischen völlig dunkel in der Stube geworden.

Wo ist denn der Bruder? fragte Bennoit.

Der Alte kehrte sich mit einer scharfen Wendung zu ihm. In demselben Augenblick wurde die Stimme seines ältesten Sohnes auf dem Flur laut. Es lag etwas innig Bewegtes in dem Tone, mit dem er seine Frau begrüßte. Noch wirkte die Erschütterung nach, daß er durch Martins Hülfe der

Lebensgefahr entronnen war. Er kam sich wie ein Neugeborner vor. Sabine bebte fast vor ihm zurück.

Du magst auch gute Angst ausgestanden haben, sagte er. In Chamouny glaubten sie uns Alle verloren. Gott Lob, so schlimm ist's nicht ausgelaufen.

Martin! schrie Sabine entsetzt auf.

Nein, der ist wohl auf, versetzte Jules; ohne ihn ständ' ich jetzt nicht hier, und mancher Andere von uns säh' auch die Seinigen nicht wieder.

Ein tiefes, zitterndes Ah! glitt über Sabinens Lippen. Weinen und Lachen stritten sich in ihrem Herzen. Aufgeregt rollte sie ihr Schürzenband um die Finger und wieder ab. Ihre Augen blitzten.

Ho, was hat's gegeben? fragte der Vater, der inzwischen an die Stubenthür getreten war. Bennoit war ihm gefolgt. Das Herdfeuer spielte über ihre Gestalten hin.

Jules wendete sich. Er erkannte den Bruder sofort, und wenn etwas den unfreundlichen Empfang des Vaters gut zu machen vermochte, so war es die aufrichtige Freude und Herzlichkeit, mit der er Bennoit willkommen hieß. Er umarmte ihn und küßte ihn und ward nicht müde, seine Hände zu schütteln.

Jules erzählte noch von der unglücklichen Bergfahrt, als Sabine die dampfende Abendsuppe brachte. Bennoit langte mit einem Heißhunger zu, der hinlänglich bewies, daß es ihm lange nicht so gut geworden war. Jules freute sich, daß es ihm so trefflich mundete. Sabine tauchte nur zum Scheine den Löffel in die gemeinschaftliche Schüssel. Sie stand bald wieder auf und entfernte sich, um Vorkehrungen für des Schwagers Nachtlager zu treffen.

Und von Bruder Ernest weißt nichts? fragte Jules endlich.

Bennoit nickte. Ja, für den sorgt der Kaiser von Frankreich. Ist nicht lange her, vorige Woche war's, da kam Einer, der uns beide kannte, von Lyon herüber, wo der Ernest in der letzten Zeit in einer Seidenfabrik gearbeitet hat. Der hat's mir erzählt. Was so ein Fabrikarbeiter ist, das müßt Ihr nämlich erst wissen. Versucht hab' ich's auch. So zwölf auch vierzehn Stunden Tag für Tag an der Maschin' stehen und dafür kaum das Sattessen! So eine Maschin' hat's besser. Sie bekommt doch ihr richtiges Fett und Oel, sonst geht's nicht. Na, Maschinen kosten Geld und Menschen kriegt man umsonst. Ist Einer verhungert, sind gleich zehn Andere da.

Und wie war's mit Ernest? unterbrach ihn Jules.

Na, wie wird's mit ihm gewesen sein? entgegnete Bennoit und berichtete in seiner Weise, ohne darüber das Essen zu vernachlässigen, daß Ernest zu einem geheimen Vereine gehört habe, der sich nicht nur mit der Arbeiterfrage, sondern auch mit der Politik beschäftigt habe. Da hat's denn ein Ende genommen, wie immer, schloß er. Die Polizei holte sie Nachts aus den Betten, und heidi! fort ging's mit dem Ernest und den Anderen nach Cayenne!

Herr Gott, deportirt! rief Jules erschüttert.

Deportirt! nickte Bennoit mit Seelenruhe und führte den vollen Löffel zum Munde.

Der Vater blickte starr vor sich hin und zerrte dabei an einem seiner Rockknöpfe. Endlich sagte er: Es ist ihm Recht geschehen!

Vater! rief Jules vorwurfsvoll.

Bennoit schielte seitwärts nach dem Alten hin, strich sich das wirre Haar von der Stirn und sagte: Ja, was man in Frankreich so Recht nennt. Aber es giebt schon noch ein anderes Recht; ein Recht, das der Arme hat gegen den Reichen, wenn's auch nicht immer Schwarz auf Weiß geschrieben steht. Der Mensch ist kein wildes Thier, das man wegjagen, hetzen und todtschlagen kann, wie's Einem gefällt.

Das Schwätzen verstehst schon! brummte der Vater. Ist aber auch alles, was du gelernt hast.

Bennoit wischte sich den Mund und sagte mit einem Seufzer, denn die Schüssel war leer: Hätt' ich Einen gefunden, wie ich mit meinem Murmelthier hinaus mußte, der mich fein angehalten hätt' zu was Ordentlichem —

Hat Mancher so hinaus müssen, fiel ihm der Vater mit funkelnden Augen in die Rede, und ist darum nicht heimgekehrt wie ein Lump!

Er stand auf und ging in seine Schlafkammer, deren Thür er krachend hinter sich zuwarf.

Du redest auch gar zu scharf mit dem Vater, sagte Jules nach einer Weile; das verträgt er nicht.

Wird wohl noch mehr von mir vertragen müssen, meinte Bennoit mit Achselzucken. Ja, wenn ich mit einem Sack voll Geld gekommen wär', da wär's gut gewesen. Aber lass' er sich nicht einbilden, daß ich der verlorene Sohn aus dem Evangelium bin. Vor seinem Stirngerunzel fürcht' ich mich nicht; ich bin kein Kind mehr. Und jetzt möcht' ich wohl wissen, wo ich mich hinstrecken könnt'.

Jules führte ihn die Stiege hinauf. Oben in der Kammer hatte Sabine ein Bett für ihn zurecht gemacht. Jules blieb noch eine ganze Weile bei ihm, nachdem er sich nieder-

gelegt hatte. Der Vater hatte Recht: das Schwätzen verstand Bennoit. Er sagte Dinge, die seinem Bruder in tausend Jahren nicht eingefallen wären. Sein Witz war scharf und schnell geworden in dem langjährigen täglichen Kampfe um das Dasein.

6.

Und was soll jetzt werden? fragte Michel Devouasson am nächsten Morgen nach dem Frühstück seinen jüngsten Sohn.

Ja, was soll werden? gab dieser zurück. Er sah heute viel besser aus. Jules hatte ihm von seiner eignen Wäsche und seinen Kleidern gegeben, und die Aehnlichkeit der Brüder erschien jetzt noch größer. Jules freute sich des Heimgekehrten. Er betrachtete den Bruder als seinen natürlichen Freund, dem er alles vertrauen könnte, was ihn unglücklich machte und bei seiner Vereinsamung schwer drückte. Bennoit nahm alles ohne Dank an. Hatte er nicht in der Fremde darben müssen, damit es Jules daheim vollauf habe?

Ich will dir sagen, was werden soll, nahm der Vater wieder das Wort. Für einen Tagedieb und Herumtreiber wird in meinem Hause kein Brod gebacken. Einen Knecht kann ich brauchen. Jetzt gehst mit dem Jules auf die Flegère und wenn du zurückkommst, sagst mir Bescheid.

Den könnt' ich Euch schon gleich sagen, begann Bennoit; aber der Vater achtete nicht darauf. Er gab Jules verschiedene Aufträge für den Sennen droben, unter dessen Obhut auch seine Kühe sommerten. Dabei stand er auf, und als

er fertig war, drehte er sich zu Bennoit hin und sagte, indem er sich mit beiden Fäusten auf die Tischplatte stützte: Jetzt red'! Seine blitzenden Augen waren so durchdringend auf den Sohn gerichtet, daß dieser es doch nicht so leicht fand, dem Stirnrunzeln des Alten zu trotzen, wie er gegen den Bruder geprahlt hatte, und zögernd sagte er:

Mir wär's schon recht, wie der Jules für Euch zu arbeiten, wenn ich stark genug dazu wär'. Aber wo soll Einer die Kraft dazu hernehmen, wenn er zehn Jahr' gehungert hat?

Na, dann magst dich bis Sonntag ausruhen, versetzte der Vater, und dann gehst.

Ich bin so gut Euer Sohn wie der Jules, murrte Bennoit.

Ein Taugenichts bist! wetterte der Vater. Hättest du einen Funken Ehr' im Leib, du wärst nicht nach Haus gekommen, als ein Lump. Lieber crepirt wärst!

Und bin ich ein Taugenichts, gab Bennoit zurück, wer hat mich dazu gemacht als Ihr? Habt Ihr Euch darum gekümmert, was aus mir wird, als Ihr mich als einen kleinen Buben hinausschicktet?

Das Gesicht des Vaters ward feuerroth und seine Augen funkelten. Er faßte Bennoit am Kragen und zog ihn vom Stuhl auf und stieß ihn wieder darauf zurück, daß der Sitz zerbrach und Bennoit zu Boden fiel.

Ich will dir zeigen, wie Einer mit seinem Vater zu reden hat, schnob er und ballte die Faust gegen Bennoit, der mit einem von Schreck und Haß verzerrten Gesichte vom Boden sich aufraffte. Jules warf sich zwischen sie.

Mein Recht will ich, rief Bennoit mit bebenden Lippen.

Gebt mir mein Mütterliches heraus, damit ich was Ordentliches anfangen kann. Das Uebrige wird sich nach Eurem Tod' schon finden.

Der Vater schaute ihn an, als ob er nicht recht gehört hätte, und dann schlug er ein lautes, zorniges Hohngelächter auf. Wie, das uralte Herkommen sollte umgestürzt, der Besitz nach seinem Tode getheilt werden, und er vergebens gestrebt und gearbeitet haben?

Na, Vater, nahm Jules das Wort jetzt, ich weiß nicht, ob die Mutter was hinterlassen hat; aber wenn's ist, so ist's schon billig, daß Ihr dem Bruder seinen Antheil herausgebt. Ihr müßt's ja einsehen, Vater, daß er Euch um nichts Unrechtes bittet, und wir können's ja in Ruh' und Frieden unter uns richten.

Er ist abgefunden, rief der Vater heftig.

Nein, Vater, das ist er nicht, wandte Jules mit Festigkeit ein. Ihr thut ihm Unrecht.

Unrecht? flammte der Vater auf und Bennoit lachte höhnisch: Abgefunden? abgefunden mit fünf Franken? Na, dafür giebt's noch Gesetze im Land'; die werden's Euch schon weisen.

Der Alte stieß einen heiseren Schrei aus. Das Weiße seiner Augen färbte sich blutig roth und wie ein Rasender stürzte er auf Bennoit los, der erbleichend zurücksprang und nach einem Fuß des zerbrochenen Stuhles griff. Jules fiel dem Alten in den Arm, während Sabine mit einem Angstruf aus der Stube floh. Jules rang mit dem wüthenden Vater. Er war stärker als dieser und hielt ihn fest. Bennoit's Augen schossen Blitze des Hasses auf den Vater.

Jules, ächzte dieser, Jules! Er hörte auf sich zu wehren,

und der Sohn gab ihn frei. Seine Brust hob und senkte sich in raschen, tiefen Athemzügen. Auch Jules athmete schwer; in seinen Mienen lag Betroffenheit über den Widerstand, den er dem Vater zu leisten gewagt, und er schlug die Augen vor dessen starr auf ihn gerichteten Blick nieder.

Mir mit dem Gesetz zu drohen! murmelte der Vater endlich mit kaum vernehmlicher Stimme. Mir, mir! als ob ich ein Dieb wär'! Seine blutunterlaufenen Augen rollten unheimlich zwischen seinen beiden Söhnen hin und her.

Vater! bat Jules endlich, sich diesem nähernd. Der Alte stieß ihn mit der Faust zurück.

Jules gab dem Bruder einen Wink, daß sie gehen wollten, und Bennoit folgte ihm, den Stuhlfuß fortwerfend, den er zu seiner Vertheidigung ergriffen hatte. Schweigend schritten beide durch das Thal und auf der andern Seite zwischen Gebüsch auf schmalem Pfade die Flegère hinan. Plötzlich fragte Bennoit, wie viel die Mutter wohl hinterlassen hätte.

Jules wußte es nicht.

Und du weißt wohl nicht einmal, wie viel deine eigene Frau hat? fragte der Bruder spöttisch weiter. Denn daß sie Geld hat, versteht sich von selbst, sonst wär' sie nicht des Alten Schwiegertochter.

Auch hierauf wußte ihm Jules keinen genügenden Bescheid zu geben. Was kümmert's mich? fügte er hinzu. Der Vater verwaltet's; der verthut keinen Sou.

Bennoit zuckte mit den Schultern. Einige Schritte höher, an einer schattigen Stelle, warf er sich ins Gras. Hier wollte er warten, bis Jules von den Sennhütten zurückkäme.

Fehlte mir auch noch, grollte er, daß ich mir für den Alten die Schuhsohlen zerrisse!

Jules mußte seinen Weg allein fortsetzen.

Bennoit stützte den Kopf auf den Arm und schaute in das Thal hinunter. Lavanché lag fast zu seinen Füßen. Kein Heimathsgefühl regte sich in seiner Brust. Die Vorstellung, wie gut es der Bruder zu Hause hätte, indeß er fortwährend mit dem Elend kämpfen mußte, oft an dem Nothwendigsten Mangel litt und Hunger, Frost und Obdachslosigkeit erduldete, hatte alle seine Erinnerungen an die Heimath verbittert, und wie sich mit den Jahren die Ueberzeugung bildete, daß er wider alles Recht von dem bessern Leben zu Hause ausgeschlossen worden, da war ein Groll gegen den Vater in ihm emporgekeimt. Der Empfang, welcher dem Heimkehrenden von dem Vater zu Theil geworden, und der eben stattgehabte Auftritt, waren nicht geeignet, ihm freundlichere Empfindungen einzuflößen. Er war auch auf keine väterliche Liebe gefaßt gewesen; trieb ihn doch auch nicht die Sehnsucht nach den Seinigen in die Heimath zurück! Und doch, wie er gestern sein Geburtsdorf in der Abenddämmerung auf der Höhe liegen sah, wie er die Hand auf die Thürklinke des Elternhauses legte, da wallte sein von Elend verbittertes und verhärtetes Herz weich auf. Hätte der Vater zu ihm gesagt: sei willkommen! er hätte mit Freudenthränen dessen Hand geküßt und alles wäre vergessen gewesen. Jetzt schämte er sich seiner Gefühlsweiche wie einer Dummheit und selbst des Bruders Herzlichkeit vermochte ihn nicht mehr zu erwärmen. Er dachte nur noch, daß er um seinetwillen aus dem Hause gestoßen war. Es ist gut so, dachte er; so läßt sich besser rechnen.

Der Vater kam aus dem Hause und ging mit einer Harke auf der Schulter nach seiner Thalwiese, wo er das Heu umwendete. Bennoit schüttelte die Faust gegen ihn. Er beobachtete ihn eine Weile bei der Arbeit und begriff nicht, daß Einer, der so viel Geld im Schranke hatte wie der Alte, sich plagte. Das Geld, mit dessen Zählen der Vater bei seiner Ankunft beschäftigt gewesen, blinkte vor ihm. Wer das hätte, dem wäre für's ganze Leben geholfen! dachte er.

Nun kam Sabine mit einem Korb in den Garten und pflückte Kirschen. Ein Mann trat von außen an die Hecke, dessen Gesicht Bennoit unter dem breiten herabhängenden Hutrande nicht erkennen konnte. Sabine stieg langsam von der Leiter, auf der sie stand. Der Mann streckte ihr die Hand über der Hecke entgegen und Sabine legte die ihrige hinein. In dieser Stellung redeten sie lange miteinander.

Die sind ja gar vertraut! lachte Bennoit hämisch in sich hinein. Er hätte viel darum gegeben, wenn er hätte hören können, was sie sprachen. Nach einer Weile riß sich Sabine, wie es schien, gewaltsam los und lief in das Haus; der Mann stieg in das Thal hinunter. Bennoit prägte sich sein Aeußeres genau ein. Wer weiß, wozu du das brauchen kannst! dachte er. Es läßt sich aus allem was machen, wenn man es geschickt anfängt. Er hatte die Wahrheit dieses Satzes oft genug erfahren, und er sprach ihn auch gegen Jules aus, als er heimwärts beim Ueberschreiten der Landstraße einen Nagel fand und der Bruder ihn fragte, warum er ihn einstecke? Und wer trug die Schuld, daß er sich aus allem, was ihm der Zufall in die Hand gab, ein Werkzeug, eine Waffe gegen die Menschen zu machen suchte, als der

Mann dort unten auf der Wiese, der die Bande der Natur zwischen ihnen zerrissen hatte? Bennoit besaß gute Anlagen, und wenn er in dürftigen Verhältnissen geboren worden wäre, so hätte er sich im Leben sicher emporgeschwungen. Allein die Erinnerung daran, daß er es besser gehabt hatte, und die Vorstellung, daß er es besser haben könnte, wenn er der älteste Sohn statt des jüngsten gewesen wäre, hingen sich mit Bleigewichten an seine Thätigkeit und machten ihn unzufrieden mit jeder Beschäftigung. Nun war er mündig und entschlossen, das Recht, welches er gegen den Vater zu haben glaubte, mit allen Mitteln durchzutreiben. Daß dieser gutwillig keinen Sou herausgeben würde, davon war er nach dem Auftritte am Morgen überzeugt. Es schien ihm daher das beste, wenn er gleich klagbar würde. Die Wuth, in die der Vater bei der Androhung eines solchen Schrittes gerathen war, reizten ihn noch mehr. Der Alte wollte Krieg: er sollte ihn haben. Wenn der Vater darüber rasend wurde, so war das nur eine gerechte Vergeltung für alles, was er in der Fremde erlitten hatte. Er schwelgte in diesen Vorstellungen, während um ihn die Insekten spielten und auf dem Thale die Bruthitze des Mittags lag, deren Stille nur dann und wann von dem fernen Donner der stürzenden Gletscherlawinen unterbrochen wurde. Als Jules von der Flegère zurückkehrte, war Bennoit fest eingeschlafen.

Auch Jules hatte unterdessen manches gedacht. Es war ihm in den letzten Tagen immer deutlicher geworden, wie er nur seine klägliche Furcht vor dem Vater anzuklagen hatte, wenn er die Achtung und Liebe seiner Frau verloren, der Jugendfreund ihm zürnte und Blanche um den Verstand gekommen war. Aus seiner Schwäche allein war das Unglück

über sie Alle erstickend emporgewuchert. Und nun sollte er aus derselben Schwäche geschehen lassen, daß der Bruder entweder in seinem Rechte geschädigt würde, oder zwischen diesem und dem Vater ein öffentlicher Streit sich erhob, der die Gemüther vollends mit Haß gegen einander vergiften mußte? Er durfte nicht schweigen. Darum hatte es Gott, nach seiner Ansicht, nicht geschehen lassen, daß ihm just Martin, gegen dessen Schwester er eine so schwere Schuld auf dem Herzen trug, das Leben gerettet. Dieses zweite Leben mußte auch ein neues werden. Er durfte nicht mehr schwach sein. Er wollte mit dem Vater wegen des Bruders reden und er konnte sich nicht denken, daß des Vaters Gerechtigkeitssinn nicht schließlich siegen sollte. Der Vater mochte sein, wie er wollte; aber auf seine Redlichkeit konnte selbst sein schlimmster Feind keinen Makel bringen.

Jules theilte auf dem Heimwege dem Bruder seinen Vorsatz mit. Nur red' nicht davon, fügte er hinzu, daß der Vater den Hof zwischen uns theilen soll. Der ist ja sein Eigenthum. Wenn er todt ist, machen wir es unter uns aus.

Bennoit sah ihn mißtrauisch an; Jules gab ihm die Hand darauf.

Hm, murmelte Bennoit, so lange Einer nichts hat, ist es gut theilen.

Michel Devouasson zog seine Augenbrauen scharf in die Höhe, als Jules noch an demselben Tage gegen Abend die Sache seines Bruders abermals zur Sprache brachte. Sein Zorn brauste von neuem auf, da er wieder von Rechten sprechen hörte, die Bennoit gegen ihn hätte. Jules beugte sich indessen nicht vor dem Sturm, der gegen ihn losbrach, noch ließ er sich seinerseits zur Heftigkeit verleiten. Er blieb

ruhig und bescheiden. Es zeigte sich jetzt, daß er aus demselben zähen Holze geschnitzt war, wie der Alte. Er ließ sich nicht abweisen, noch einschüchtern, wie sehr auch der Vater auf die Unumschränktheit seiner väterlichen Gewalt pochte, kraft deren er Niemand über sein Thun Rechenschaft schuldig wäre.

Sabine, welche mit einer Näharbeit am Fenster saß, achtete anfangs nicht auf das Gespräch, dem Bennoit von der Ofenbank aus, an den Nägeln kauend, zuhörte. Der Mann, mit dem dieser sie an der Hecke sprechen gesehen, war Martin gewesen. Er hatte sie gebeten, Abends an den Brunnen zu kommen. Sie hatte es nicht zugesagt; sie hatte Schritte zu hören geglaubt und war fortgeeilt. Nun kämpfte sie mit sich, ob sie gehen sollte oder nicht, und je näher der Abend kam, je beklommener und rathloser wurde sie. Die aufpolternde Heftigkeit des Schwiegervaters machte sie endlich aufmerksam und sie ließ die Nadel sinken, die sie nur noch mechanisch geführt hatte. Sie gerieth in Erstaunen. War denn das wirklich ihr Mann, der dem Vater die Stirn zu bieten wagte? Welche Veränderung war mit dem fügsamen Jules vorgegangen, der sonst vor dem Zorn des Alten in ein Mauseloch zu kriechen pflegte? Woher nahm er nur den Muth? Und den Bruder, von dem sie kaum günstiger dachte als der Vater, den vertheidigte er so nachdrücklich, während er sie selbst nie in Schutz genommen hatte! Sie, sein Weib, war es also nicht werth, daß er für sie eintrat? Das kränkte sie schwer. Nun, da draußen am Brunnen stand Einer, der wußte sie besser zu schätzen. Der hatte, bloß weil er sie liebte, ihrem Manne das Leben gerettet. Es war eine unmenschliche Liebe, die er zu ihr im

Herzen trug, davon hatte sie sich nur am Morgen wieder überzeugt. Wie hatte er sie nicht gebeten, daß sie käme! Nur einen Augenblick wollte er sie allein sprechen; er hätte ihr so viel zu sagen. Er sollte nicht vergebens warten! Entschlossen begann sie ihr Nähzeug zusammenzulegen. Es war ja auch nichts mit Jules. Sie war überzeugt, daß er sich wieder als der alte Schwächling ausweisen und die Segel vor dem stürmenden Alten streichen würde. Erwartungsvoll stützte sie den Kopf in die Hand.

Aber Jules strich die Segel nicht und Sabine wunderte sich, wie gut er zu reden wußte. Sie mußte ihm in dem, was er vorbrachte, beipflichten. Wie ihm im Eifer die Backen glühten, die Augen leuchteten und blitzten!

Ja, Vater, sagte er endlich, du kannst thun und lassen, was du willst. Aber du hast nie was Unrechtes gethan, und daß du dem Bennoit ein Unrecht thun willst, das leidet deine eigene Ehr' nicht.

Gut denn, schnaufte der Alte, ich bin Euch keine Rechenschaft schuldig. Mein eigner Vater hätt' mich todtgeschlagen, wenn ich so was von ihm verlangt hätt'. Wenn aber der Bennoit meint, daß er von wegen der Mutter etwas von mir zu fordern hat —

Steck' Licht an, rief er Sabine zu, und während diese seinem Befehl nachkam, holte er aus dem Schranke ein vergilbtes Papier hervor, schlug es auseinander und warf es Bennoit mit den Worten hin: Da, lies selber!

Habt Ihr mich denn je in die Schul' geschickt, daß ich sollt' lesen können? grollte dieser.

Es konnte keiner von ihnen allen Geschriebenes lesen. Der Alte riß Bennoit das Papier wieder fort, schlug mit

dem Rücken der Hand darauf und rief: Das ist der Wille Eurer Mutter! Da steht's geschrieben, daß alles, was sie hat, und es war wenig genug, an ihren ältesten Sohn geht; aber nicht eher, als bis ich die Augen zumach'! Bis dahin gehört's mir!

Bennoit sank in sich zusammen. Sein Gesicht ward aschgrau. Jules war bestürzt. Und jetzt sind wir fertig, denk' ich, sagte der Vater, das Testament wieder verschließend. Was ich dem Bennoit angeboten hab', dabei bleibt's!

Bennoit ging, ohne ein Wort zu sagen, auf seine Kammer. Eine ohnmächtige Wuth kochte in ihm und tausend Rachepläne durchkreuzten sich in seinem Kopfe.

Vater, nahm Jules nach einer Weile das Wort, Gott verzeih' mir die Sünd'; aber daß die Mutter das thun konnt', das ist — das ist nicht Recht! Seine Stimme zitterte und sein Auge war feucht. Es ist grausam, Vater, daß ich alles haben soll und die Brüder nichts! Was können sie dafür, daß ich zuerst geboren wurde? Und, Vater, war's denn der Mutter ihr Hab und Gut? Sie hat's nicht erworben und sie hätt' nichts gehabt, wenn ihre Eltern gedacht hätten, wie sie. Das Testament gilt nichts; es kann nicht gelten, es soll nicht gelten!

Oho, höhnte der Alte, jetzt willst du wohl einen Prozeß anfangen?

Nein, Vater, versetzte Jules in steigender Erregung; aber ich kann's nicht tragen, daß der arme Bennoit so leer ausgehen soll! Ich hab' alles Gute daheim gehabt, während die Brüder in der Fremde grausame Noth litten. O, ich hab's schon oft gedacht, nicht erst, seitdem der Bennoit hier ist. Und wenn ich denk', er soll fortgehen, wie er gekommen

ist, wie kann ich noch eine ruhige Stund' haben, wie kann ich mir was gönnen, wenn ich weiß, daß er darbt und friert und im Elend verkommt? Vater, das kann nicht sein. Du mußt's gut machen! Gieb ihm seinen Antheil heraus und ich will's dir abverdienen durch doppelte Arbeit. Du hast ja eben Geld im Schrank!

Das Geld brauch' ich, um nächste Woche Anzahlung zu machen für die neuen Aecker und Wiesen, die ich erstanden hab', sagte der Vater. Und es ist auch deiner Frau ihres.

O, die gibt's dem Bruder schon gern! wandte sich Jules an diese. Nicht wahr, Sabine?

Sabinens Lippen zuckten. Ja, doch! stammelte sie.

O, ich wußte, daß du ein gutes Weib bist, rief Jules mit einem frohen, dankbaren Blick auf sie.

Sabine ward feuerroth. Der Vater aber rief: Sie hat nichts zu geben. Sie ist nicht großjährig und ihr Vormund bin ich. Der Bennoit ist abgefunden und damit basta!

7.

Die Sterne funkelten hell über den Berggipfeln und von dem Montblanc ging ein mattes Scheinen aus. Gleich einer zarten weißen Wolke schwebte er über dem Föhrenkranz des Montanvert. Die Luft war still, die Gletscher schliefen; nur der Brunnen bei Devouassons Hause plätscherte fort und fort. Das Stallgebäude warf seinen Schatten über den Brunnen und Martin Balmat, der auf dem Rande des Troges saß. Er wartete geduldig, ohne sich zu regen, wie er es auf der Gemsjagd gewöhnt war. Sabine mußte

kommen! Sie hatte zwar nicht zugesagt; aber er hatte das Versprechen am Morgen in ihren Augen gelesen. Er vergegenwärtigte sich, wie alles ganz anders gekommen war, als er gewollt, gedacht und gehofft hatte. War es nicht seltsam: er hatte das junge Ehepaar verderben wollen und jetzt liebte er Sabine und hatte ihrem Manne, den er todt wünschte, das Leben gerettet! Warum hatte er den aus dem Schnee hervorsteckenden Arm, an dessen Bekleidung er Jules erkannt, nicht unbeachtet gelassen? Er begriff es nicht. Das Glück kam seinem Wunsch entgegen und er stieß es zurück! Wäre er kein Narr gewesen, so läge Jules jetzt in seinem Grabe, und er wartete nicht hier auf Sabine, die ihn liebte, wie er sie. Dann säße er jetzt an der Seite seiner Braut. Sabine seine Braut — sein Weib! Er konnte es nicht ausdenken, wie das sein müßte; aber er begriff, daß er den Verstand darüber verlieren könnte, wenn er Sabine nimmer besitzen sollte. War er nicht schon auf dem Wege, verrückt zu werden, wie Blanche? Er konnte gar nichts anderes mehr denken, als Sabine, und so hatte es auch mit der armen Schwester angefangen, die jetzt nirgend mehr Ruh noch Rast fand, sondern fortwährend im Gebirge umherschweifte, als suchte sie etwas. Die gefährlichsten Stellen schienen ihr die liebsten zu sein. Man sah sie auf Klippen stehen, an Abgründen kauern, wo sich kein Anderer hingewagt hätte.

Sabine kam nicht. Martin ging endlich vor ihr Haus. Es brannte kein Licht mehr darin. Er sah nach dem Abendstern. Sein Stand deutete auf Mitternacht. Da seufzte er tief auf und preßte die geballte Faust auf das Herz.

Er ging nach Hause, um schlaflos den Morgen zu erwarten. An Sabinens Liebe zweifelte er nicht. Hatte er sie

nicht in seinen Armen gehalten? nicht in ihren Augen gelesen, daß sie kommen wollte? Er entschuldigte ihr Ausbleiben; sie war ja nicht ihre eigene Herrin, und er knirschte mit den Zähnen über die Verhältnisse, die ihrer Liebe Zwang anthaten. Das mußte anders werden! Aber wie konnte es anders werden?

Am folgenden Morgen mußte er nach Chamouny, ohne Sabine, wie sonst, auch nur gesehen zu haben. Sie zeigte sich nicht. Martin hatte nur einen Ausflug nach den Sennhütten von Pliambray auf dem Brevon, dem schroffen Nachbarn der Flegère zu machen. Sobald er zurück war, eilte er nach Lavanché. Er wußte, daß Sabine allein war. Jules führte Reisende durch das großartig wilde Thal der Tête noire nach Martigny, von wo er im besten Falle erst spät am Abend zurückkommen konnte, wenn er es nicht vorzog, die Nacht dort zu bleiben, um auf Fremde zu warten, die nach Chamouny wollten.

Als Martin in die Stube trat, fuhr er betroffen zurück. Jules saß auf der Ofenbank.

Schon daheim? stammelte Martin, während Sabine glühend roth wurde.

O, ich bin nur sein Bruder, versetzte Bennoit, denn er war es, mit einem Grinsen. Bist du nicht der Martin? Hätt' dich kaum wiedererkannt. — Na, ich will nicht stören! Er erhob sich.

Was willst damit sagen? fuhr Sabine mit großer Leidenschaftlichkeit auf.

Je nun, Ihr habt wohl wieder was mitsammen zu reden, wie gestern Morgen an der Gartenhecke! lachte Bennoit. Aber sein Lachen verstummte vor dem flammenden Blick,

den Martin auf ihn schoß, und Sabine sagte heftig: Was wir sprechen, kann Jeder hören!

Sie zwang sich, ein gleichgültiges Gespräch anzufangen. Martin blieb wortkarg. Er ging bald wieder.

Ja, das mußte ein Ende nehmen! Die Fortdauer eines solchen Verhältnisses war unerträglich.

Du bist ein schlechter Mensch! sagte Sabine zu Bennoit, als sie mit diesem allein war. Das Weinen war ihr nahe.

Warum soll ich gut sein? trotzte Bennoit. Sind es die Menschen mit mir? Aber ich kann auch gut sein, fuhr er mit einem lauernden Blick fort. Da drinnen in dem Schrank liegt viel Geld; wenn ich's hätt', würd' ich gut sein.

Sabine verstand ihn nicht, und er überlegte, ob er ihr nicht drohen sollte, daß er ihr Verhältniß zu Martin dem Bruder entdecken würde, wenn sie ihm nicht zu dem Gelde verhülfe. Er war überzeugt, daß Martin und Sabine einander liebten. Unterdessen ging sie in ihre Schlafkammer. Sie mußte ihr gepreßtes Herz ausweinen. Ihre Empfindungen warfen sie hin und her. Alles schwankte unter ihr, um sie. Bald zuckte es gleich blendenden Sonnenstrahlen durch zertheilte Nebel, bald war alles wieder verworren und verhüllt.

Bennoit trat an den Schrank und rüttelte an dessen Thür. Sie war fest verschlossen. Das elende Leben, welches ihn erwartete, wenn er das Vaterhaus verließ, wie er gekommen war, zeigte sich ihm in der abschreckendsten Gestalt. Er versank in finsteres Grübeln.

Auch Jules beruhigte sich nicht dabei, daß Bennoit nach dem Testament der Mutter abgefunden sein sollte. Sobald er wieder zu Hause war, kam er darauf zurück, daß der

Vater den Bruder entschädigen müßte. Der Letztere selbst gab dem Alten kein gutes Wort. Er ließ Jules für sich handeln und that, als ob ihn die Sache nichts anginge. Endlich erlangte Jules von dem zähen Alten so viel, daß er seinem jüngsten Sohne hundert Franken zu geben versprach. Bennoit nahm die Mittheilung mit einem Hohnlachen auf. Hundert Franken von den Tausenden, die in dem Schranke lagen! Wie weit konnte er damit reichen? Jules wiederholte sein Versprechen, nach des Vaters Tode redlich mit ihm zu theilen.

Schon gut, versetzte Bennoit schroff. Aber Versprechungen haben noch Keinen satt gemacht.

Dieses Gespräch fand am Sonnabend Morgen statt. Bennoit drückte den Hut tiefer in das Gesicht, und nachdem Jules mit seinem Maulthiere aufgebrochen war, verließ auch er das Dorf. Eine innere Unruhe trieb ihn die Flegère hinan. Noch einen Tag, und er mußte den Staub des heimathlichen Bodens von den Füßen schütteln! Plötzlich stand er vor einem jähen Absturz. Er hatte den Pfad verloren. Es war ihm recht. Hier konnte er völlig ungestört seinen Gedanken nachhängen. Er warf sich auf das Moos, welches den Felsenrand bekleidete; Gebüsch von Alpenrosen verbarg ihn. Sein Auge schweifte über die Zacken der Gebirgsstöcke, die sich zwischen den Gletschern erhoben.

Als Jules heimkehrte, saß Bennoit auf der Bank vor dem Hause. Er erzählte, daß er auf den Felsen gegen den Gletscher von Argentière hin Gemsen gesehen hätte. Balmat kam dazu.

Was meinst, Martin, fragte Jules, wenn wir ihnen nachgingen?

Martin blickte ihn fast betroffen an, und es dauerte einige Sekunden, bevor er seine Zustimmung zu erkennen gab.

Jules freute sich, daß Martin seinen Vorschlag annahm. Er sah darin ein Zeichen der Annäherung des Jugendfreundes. Um Mitternacht wollten sie aufbrechen und den Gebirgsstock, von dem der Chapeau steil gegen das Eismeer abfällt, von der Seite des Gletschers von Argentière her zu gewinnen suchen. Bennoit hörte ihrer Verabredung, bei der eigentlich nur Jules das Wort führte, indem Martin nur dann und wann Ja sagte, anscheinend achtlos zu. Er hatte die Hände in den Taschen und schlenkerte mit den Beinen. Aber er verlor kein Wort und nickte dreimal mit dem Kopfe, als die beiden Männer sich trennten, um ihr Jagdgeräth in Stand zu setzen.

Du willst mit dem Balmat auf die Jagd gehen? fragte Sabine, wie sie ihren Mann bei dieser Beschäftigung traf.

Warum denn nicht? versetzte er. Es ist freilich lang' her, daß ich keinen Schuß gethan hab', aber ich werd' hoffentlich das Treffen noch nicht verlernt haben.

Sabine war lange still und kämpfte mit sich selber. Endlich sagte sie: Jules, bleib' doch daheim, ich bitt' dich!

Ja warum denn? fragte er verwundert.

Ich weiß nicht, entgegnete sie verlegen. Aber es drückt mich, daß ich dich bitten muß: geh' nicht!

Wie lange hatte Jules seine Frau in einem solchen Tone nicht zu sich reden hören! Ihm ward das Herz warm und freundlich beruhigte er sie. Ich will vorsichtig sein, sagte er. Um Mittag bin ich wieder da.

Sie schwieg, und er erzählte heiter, wie er so manche glückliche Jagd mit Martin abgehalten.

Bennoit lag noch wach im Bette, als Martin um Mitternacht an das Fenster pochte. Er richtete sich lauschend auf. Nicht lange, so hörte er in der Stube unten die Tritte des Bruders. Dann wurde die Hausthür geöffnet und verschlossen, und Schritte hallten sich entfernend durch die Nacht.

Auch Sabine lauschte. Ihr Herz war seltsam beklommen. Wie sie im Begriff stand, wieder einzuschlafen, hörte sie die Treppe knistern und etwas später in der Stube nebenan ein eigenthümliches Kratzen. Es sind wohl die Mäuse, dachte sie und schlief vollends ein.

Aber es waren nicht die Mäuse. Bennoit stand vor des Vaters Schrank. Auf nackten Füßen war er aus seiner Kammer in die Stube hinuntergeschlichen, und es zeigte sich, daß der Nagel, den er auf der Landstraße gefunden, zu etwas gut war. Es gab keine Schranke mehr zwischen dem Gelde und Bennoit. Die Thür knarrte ein wenig, wie sie sich aufthat. Dem Diebe erschien das leise Geräusch laut wie ein Donner. Er erschrak furchtbar. Aber es regte sich Niemand. Die Herzschläge des Verbrechers, das Ticken der Wanduhr und das kräftige Schnarchen des Vaters in seiner Kammer waren die einzigen vernehmbaren Laute. Bennoit zündete ein Reibhölzchen an und leuchtete damit in den Schrank. Seine Hand zitterte, sein Gesicht war kreidebleich, dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Da lag der Beutel, in den der Vater die Frankenthaler gesteckt hatte; da lag die alte Brieftasche mit dem Papiergelde!

Eine Minute später zog er in der Küche seine Schuhe an, die er dort zurückgelassen hatte, und dann lag das Vaterhaus hinter ihm. Wildpochenden Herzens eilte er durch das

schlafende Dorf und weiter auf dem Saumpfad über das Geröll der Moräne nach der Bretterhütte, die auf deren Gipfel stand. In dieser Hütte versteckte er sich, um den Anbruch des Tages abzuwarten. Den Weg, auf dem er mit seinem Raube zu entfliehen gedachte, durfte er nicht in der Dunkelheit einschlagen. Er wollte über den Col de Géant nach Cormajeur, einem der grausigsten Pässe der Alpenwelt. Nach Genf hinunter und nach Wallis fürchtete er verfolgt zu werden; auf diesem Wege nach Italien, wovon mehr als die Hälfte über Gletscher führt, vermuthete man ihn sicher nicht. Es war ein Fluchtplan, der an Kühnheit sein Verbrechen übertraf. Aber an die Gefahren dachte er nicht, während er in fieberhafter Ungeduld auf die Morgendämmerung harrte; auch überkam ihn keine Reue. Er hatte sich nach seiner Ansicht nur selber Recht verschafft — Recht und Rache. Nur ein Gefühl lebte in ihm: das Elend hatte nun ein Ende. Wiederholt griff er an die Taschen, welche seine Schätze bargen.

Endlich tagte es, und Bennoit verließ die Hütte. Plötzlich erhob sich eine Gestalt vor ihm. Aus dem Boden schien sie herauszuwachsen. Sie hatte ein geisterbleiches Gesicht und in dem wirr ihre Schultern umflatternden Haar einen verwelkten Blumenkranz. Bennoit prallte erschrocken zurück. In demselben Augenblicke warf sich Blanche, denn sie war es, an seine Brust und, ihn mit ihren Armen umschlingend, jubelte sie:

O Jules, süßer Jules! nun hab' ich dich gefunden! O, wie ich dich gesucht hab', überall! Aber ich wußte, daß ich dich finden würd', wie der böse Geist dich auch vor mir versteckt hielt!

Bennoit suchte sich gewaltsam zu befreien; aber Blanche hielt ihn mit der Kraft des Wahnsinns fest.

Nein, rief sie mit einem entzückten Lächeln, hier hat der böse Geist keine Macht über uns. Hier können wir uns herzen und küssen, und Keiner sieht's, wie lieb wir uns haben! Hier bist du mein süßer Jules!

Bennoit rang in stummer Wuth mit ihr und es gelang ihm endlich, sich los zu machen. Blanche taumelte zu Boden und Bennoit stürzte fort.

Jules! gellte die Arme voll Verzweiflung, indem sie sich wieder erhob. Sie raufte sich das Haar und streckte die Arme nach Bennoit aus, der in der grauen Dämmerung an der senkrechten Felswand des Chapeau über dem Gletscher schwebte und sich vermittelst der in den Stein getriebenen Klammern und daran befestigten Stricke rasch von Vorsprung zu Vorsprung hinaufschwang, um dem Wirthshause von Montanvert gegenüber das Eismeer zu erreichen, über welches der Länge nach seine Flucht gehen mußte.

Jules! schrie Blanche noch einmal wild auf, und dann eilte sie Bennoit nach. —

Martin und Jules hatten ihren Weg an der Nordostseite des Gebirgsstockes genommen. Die Beschwerlichkeit und doppelte Gefahr des Weges in der Nacht ließen kein Gespräch zwischen ihnen aufkommen. Martin kletterte voraus. Wilde Gedanken jagten sich in seinem Hirn, finster, verschwommen, wie die Schatten der zerklüfteten Felsen in dem zwinkernden Sternlicht. Auf einem schmalen Felsenvorsprung machten die beiden Jäger Rast. Jules bot dem Gefährten seine kleine Feldflasche; doch dieser wies sie mit einem unverständlichen Gemurmel zurück.

Das ist nicht kameradschaftlich von dir, nahm Jules das Wort. Wir haben doch so manchen Schluck, so manchen Bissen Brod in unserem Leben mit einander getheilt.

Martin blieb stumm. Er wickelte das Taschentuch von dem Schloß seiner Flinte, spannte den Hahn und setzte ihn wieder in Ruh.

Es muß klar zwischen uns werden, Martin! rief Jules entschlossen. Du bist mir bös' wegen deiner armen Schwester und ich kann's dir nicht verübeln. Ja, ich bin Schuld, daß sie so elend geworden ist; aber du weißt's, Martin, und Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht unehrlich an ihr gehandelt hab'. Siehst, Martin, fuhr er bewegt fort, ich hab's schwer eingesehen, daß ich ein feiger Kerl gewesen bin. Herr Gott, es hat mir die Zeit her fast das Herz zerquetscht! Aber es ist meine Straf', und ich will's aushalten, und jetzt gieb mir die Hand, Martin, und sag', daß du wieder mein Freund sein willst.

Er erhob sich von dem Stein, auf dem er saß, und bot Martin die Hand.

Geh' fort! knirschte dieser. Es durchzuckte ihn, wenn er Jules jetzt einen Stoß vor die Brust gäbe, so stürzte er in den Abgrund hinunter.

Jules seufzte. Mich sollt' Einer nicht vergebens bitten, und wenn er mein schlimmster Feind wär', der das ausgehalten hat, was ich tragen muß, sagte er traurig. Du hast's schon selber gesehen, was ich für ein elendes Leben führ'.

Und wer sagt dir, daß ich nicht dein schlimmster Feind bin? rief Martin wild, indem er gleichfalls aufstand.

Mein schlimmster Feind, und du hast mir das Leben gerettet? sagte Jules kopfschüttelnd.

Verflucht sei in alle Ewigkeit, daß ich's that! schrie Martin im wilden Aufruhr aller Empfindungen, der seine Stimme heiser machte. Es ist nicht Raum mehr auf der Welt für uns beide. Geh fort, sag' ich dir! Geh fort!

Drohung und Angst verriethen sich zugleich in diesen Worten. Jules blickte ihm scharf und durchdringend in die Augen. Martin wich dem Blicke aus. Er setzte sich wieder und verbarg das Gesicht in den Händen.

Martin, begann Jules nach einer langen Weile mit schwankendem Tone, deine Schwester ist's nicht, weshalb du mir solchen Haß trägst.

Martins Antwort war ein tiefes Stöhnen.

Was lag in diesem Laut, daß Jules jetzt voll Entsetzen auf den Gefährten starrte? Martins Seele that sich in diesem Laute auf. Es war für Jules eine furchtbare Offenbarung. Hatte er denn noch nicht genug gelitten? Mußte er auch das noch erfahren? Wenn Martin Sabine liebte, dann war freilich keine Versöhnung möglich. Er nahm endlich sein Gewehr und stieg, während die Sterne schon erbleichten, weiter in das Gebirge hinauf. Er mußte allein sein mit alle dem, was in ihm jetzt wühlte und an seinem Herzen riß.

Sein Schweigen, seine Entfernung machten es Martin deutlich, daß er seine Liebe errathen hatte. Der Würfel war gefallen. Martin fühlte, daß jetzt geschehen müßte, was bisher unheimlich in seiner Seele hin und her geschwankt hatte. Jetzt oder nie mußte Sabine frei werden. Ihr Bild stieg aus den Abgründen vor ihm auf, so liebreizend, so verführerisch wie nie. Und sie war unglücklich mit Jules, sie liebte ihn, Martin! Es war ihm, als ob er ihre Stimme

hörte, welche rief: Rette mich! erlöse mich! Es war ihm, als ob sie die Arme gegen ihn ausbreitete, alle Wonnen der Liebe auf den rothen Lippen, in den strahlenden Augen.

Er stand auf. Mit bleichem Finger berührte der Tag die Spitzen der Berge und streifte die nächtlichen Schleier in die Tiefe zurück. Ein röthliches Gelb färbte den Horizont im Osten. Martin folgte Jules; dachte nichts als ihn. Mit der unheimlichen Ruhe und Sicherheit eines Nachtwandlers klomm er an den wilden Felszacken und Riffen hinauf. Plötzlich stand er. Was war's, das sich dort in Schußweite vor ihm bewegte? Jetzt verschwand es hinter einem Felsblock; jetzt kam es deutlicher wieder hervor. Und wie es hervorkam, lag Martin im Anschlag auf einem Knie. Roth war's vor seinen Augen; Jules, die Felsen, der Schnee, alles war wie in Blut getaucht. — Ein Schuß krachte. — War's nicht ein Schrei, der an des Mörders Ohr schlug? Ein Schrei, ein dumpfes Poltern, dann lautlose Stille. Ueber die Felsen hin schwebte das kleine blaue Wölkchen des Pulverdampfes.

8.

Weder Michel Devouasson noch Sabine fiel es auf, daß Bennoit nicht zum Frühstück sich einfand. Dem Vater schien es nicht denkbar, daß Bennoit die hundert Franken, welche er ihm bewilligt hatte, im Stich gelassen haben sollte, und Sabine suchte sich zu überreden, daß er mit auf die Jagd gegangen wäre. Ihr war beklommen um's Herz und in diesem Glauben lag etwas Beruhigendes für sie. Gut ge-

launt rauchte der Alte nach dem Frühstück zum Fenster hinaus und hielt kurze Gespräche mit den Leuten, die auf ihrem Kirchgange vorüberkamen. Eine schwere Woche lag hinter ihm. Das Heu war glücklich herein von den Wiesen, und der Aerger, Zank und Streit mit den Söhnen beendet. Als er seine Pfeife ausgeraucht hatte, verließ er das Haus, um mit dem Zimmermann wegen des neu aufzuführenden Stalles Rücksprache zu nehmen.

Unterdessen putzte sich Sabine für den Sonntag. Sie that es mit größerer Sorgfalt als sonst. Sie dachte dabei an Jules, und als sie einen letzten Blick in den Spiegel warf, wunderte sie sich, daß ihr Gesicht so blaß unter dem schwarzen Haar hervorschaute. Sie schob die Schuld auf die dumpfe Luft in der Kammer und sie trat einen Augenblick in die Hausthür, um frei aufzuathmen. Wenn Jules nicht versprochen hätte, gegen Mittag zu Hause zu sein, wäre sie gern in die Kirche gegangen. Sie fühlte ein Bedürfniß zu beten und sie meinte, wenn sie vor dem Altar der heiligen Jungfrau niederknien könnte, müßte ihr Herz frei und klar werden.

Da kam Martin die Straße herauf und Sabinens Herz schlug zum Zerspringen auf, als sie ihn allein sah. Er kam langsam wie gewöhnlich heran, aber es lag etwas Unsicheres in seinem Gange. Den Hut hatte er tief über das Gesicht gezogen und er bemerkte Sabine nicht eher, als bis sie mit dem Ausdruck der tödtlichsten Angst seinen Namen rief. Zwei glanzlose, tief in ihren Höhlen liegende Augen richteten sich auf sie.

Balmat, um Gottes Barmherzigkeit willen, wo ist mein Mann? schrie sie.

Jetzt belebten sich seine Augen. Es war, als wüßte er nun erst, wo er sei. Er öffnete den Mund, aber nur ein unverständliches Gemurmel wurde hörbar. Sabine ergriff ihn krampfhaft am Arm und schüttelte ihn und rief: Wo ist Jules?

Ein finsterer Trotz kam über den Mörder und mit dumpfer Stimme sagte er: Was kümmert mich der Jules? Bin ich sein Hüter?

Sabine ließ seinen Arm fahren, kreidebleich und weit geöffneten Auges starrte sie ihn an. Ihr Herz stand still.

Ihr liebt Euren Mann nicht; was fragt Ihr nach ihm? fuhr Martin heiser fort.

Sabine starrte ihn noch immer an, ein Bild des Entsetzens, und jetzt glitt ein Wort über ihre Lippen, leise, kaum hörbar; aber Martin traf es wie Posaunendröhnen des jüngsten Gerichts.

Mörder! sagte Sabine, und Martin brach zusammen. Aber gleich darauf flammte er mit einer an Wahnsinn grenzenden Wildheit auf: Sabine, Ihr liebt mich?

Sabine stieß einen gellenden Schrei aus. Nun stürzten ihr die Thränen aus den Augen und, die Hände ringend, jammerte sie: Er hat ihn umgebracht. Jules! Jules!

Sie schwankte ins Haus. Hinter ihr her scholl ein Lachen, das sie in ihrem Leben nicht wieder vergaß. Es war ein furchtbares, markerschütterndes Lachen, welches Martin ausstieß.

Er hatte gemordet und Sabine liebte den Todten! Dieser Gedanke packte und zerfleischte ihn wie ein Tiger, der seine Krallen in die Brust seines Opfers schlägt. Mit dieser Qual im Herzen erreichte er seine Hütte. Er hing Gewehr

und Jagdtasche an den Ort, wo sie gewöhnlich hingen, und that genau alles wie sonst, wenn er von der Jagd zurückkam. Aber er wußte von nichts; er war wie ein Uhrwerk. Er hatte auch nichts gewußt von dem Augenblicke an, wo Jules, von seiner Kugel getroffen, versank, bis Sabine vor ihm stand. Das Wort Mörder, welches sie mehr gehaucht als gesprochen, verließ sein Ohr nicht. Warum hatte er gemordet? Er sah den blutenden Jules vor sich und Sabine, die an seiner Leiche weinte und klagte. Wie sollte er es fassen, daß sie um Jules weinte? Hatte der Böse ihre Gestalt angenommen, um ihn mit ihrer Liebe zu äffen? Ihm war's, als hörte er das teuflische Hohngelächter über das gelungene Blendwerk. Es war sein eigenes Lachen und er drückte die Nägel in das Fleisch seiner Brust, daß das Blut hervorquoll. Sabine liebte den Todten, und er, der Mörder, lebte! Wozu? was wollte er noch auf der Welt? Da war Sabine — nein, es war der Teufel in ihrer Gestalt mit dem Blick und Lächeln ihrer Liebe, und er lockte ihn hinan die Felsen und zeigte ihm Jules und flüsterte: schieß und ich bin dein, ich, die Rose von Lavanché! Da krachte der Schuß — —

Todt! todt! war alles, was Sabine in der Dumpfheit ihres Schmerzes zu denken vermochte. Sie fiel in der Stube auf die Kniee und drückte ihr weinendes Gesicht auf die Bank. So fand sie Michel Devouasson. Wie er sie mit seiner Frage aufrüttelte, was vorgefallen sei, da war es, als ob das Schwert in ihrem Herzen plötzlich eine Schärfe gewänne. Sie schrie auf vor Schmerz. Der Alte betrachtete sie mit zweifelhaften Blicken. Wie konnte er ihrer Anklage gegen Martin Glauben schenken? Martin sollte seinen

Sohn getödtet haben? Es ließ sich kein vernünftiger Grund dafür angeben; es war Unsinn, und er fand es begreiflich, daß Martin einen solchen Verdacht nicht zu widerlegen der Mühe werth gefunden hatte.

Was hätte Sabine nicht darum gegeben, wenn sie die Beweggründe zu Martins That nicht geahnt, nicht gekannt hätte! Die Aeußerung des Schwiegervaters brachte sie ihr zum Bewußtsein. Sie, sie selbst war die Ursache des Verbrechens; ihre Eitelkeit, der es schmeichelte, von einem Manne wie Martin geliebt zu werden, hatte Jules getödtet! Diese Erkenntniß war fürchterlich; denn es gab dem Todten gegenüber für ihre Schuld keine Ausflüchte, und sie suchte auch keine. Nur eines wünschte sie: daß das Haus über sie zusammenbräche und sie mit ihrer Schuld und Scham begrübe.

Michel Devouasson ward ärgerlich über ihre Thränen, die jetzt noch leidenschaftlicher flossen. Endlich entschloß er sich, mit Martin Rücksprache zu nehmen. Er kam bald wieder. Sabine brauchte ihn nichts zu fragen. Ein Blick auf sein völlig verändertes Aussehen sagte ihr, daß ihr Verdacht nur zu gegründet, ihr Verlust unwiederbringlich sei. Das Gesicht des Alten war aschgrau.

Ich kann ihn nichts mehr fragen, sagte er dumpf. Er hat sich um's Leben gebracht.

Sabinens Thränen stockten. Dieser neue Schlag betäubte sie völlig. Ihre Schuld wuchs immer fort. Es dauerte lange, bis sich der Krampf ihres Herzens wieder in Thränen löste, in Thränen einer vergeblichen Reue. Aber wenn sie auch nicht Jules wieder ins Leben zu rufen vermochten, so wischten sie doch alle Schminke hinweg, mit der Sabine die Ver-

hältnisse aus Trotz, Eitelkeit und Schwäche übertüncht hatte. Sie erkannte ihr Verschulden und der Tod blies die Asche hinweg, welche so lange auf der Gluth ihrer Liebe gelegen hatte.

Der Alte hatte sich unterdessen in eine Ecke gesetzt und fuhr sich wiederholt mit der Hand über Stirn und Augen. Die Hand, mit der er es that, zitterte. Aber wie oft er auch diese Bewegung machte, so vermochte er doch nicht das Bild hinwegzulöschen, das sich ihm in Martins Stube dargeboten hatte. Mit zerschmettertem Gehirn hatte er Martin am Boden gefunden, neben ihm sein Gewehr.

Hätte Martin Hand an sich gelegt, wenn Sabinens Beschuldigung unbegründet gewesen wäre? Diese Frage war natürlich. Allein Michel Devouasson sträubte sich instinktmäßig, sie zu stellen. Es lauerte hinter ihr etwas Ungeheures, vor dem ihm grauste. Aber es genügte, daß er die Frage auch nur leise mit seinen Gedanken angestreift hatte, um es schattenhaft immer schwärzer und schwärzer heraufquellen zu lassen, bis alles um ihn her von undurchdringlicher Nacht bedeckt war. Alle Arbeit, alles Trachten seines Lebens war umsonst. In einer Minute hatten sie allen Sinn und Zweck verloren. Seine Hoffnungen, sein Ehrgeiz brachen zusammen über der Leiche seines Sohnes. Plötzlich fuhr er auf, als ob ihn eine Natter gestochen hätte. Es war nicht das ärgste, daß Jules todt war. Schlimmer war es, daß Bennoit lebte und in dessen Rechte eintrat. Die schlechte Meinung, die er von seinem jüngsten Sohne hegte, machte ihm die Vorstellung zur Folterqual, daß sein mühsam zusammengehaltenes und vermehrtes Besitzthum in die Hände eines Menschen fallen sollte, den er für einen Taugenichts

hielt. Er sah im Geiste sein Eigenthum verschleudert und vergeudet und seinen ehrlichen Namen mit Schande bedeckt. Er ächzte tief auf. Sein Herzblut wäre ihm nicht zu kostbar gewesen, wenn er Jules damit wieder lebendig hätte machen können. Er stellte Jules neben seinen jüngsten Sohn und jetzt brach durch die dichte Kruste seiner Selbstsucht ein Funken der Liebe. Jules war immer ein guter, gehorsamer Sohn gewesen, wie hart er ihn auch behandelt hatte. Er sah ein, daß er ihm Unrecht gethan, wie er sich jetzt an den Muth und die Uneigennützigkeit erinnerte, mit denen Jules für seinen Bruder eingetreten war. Ein Gefühl der Anerkennung und des Stolzes regte sich in ihm. Aber Jules war todt! Jetzt war es der Vater, dessen Wimper um den Verlorenen feucht wurde. Keine Liebe brachte diesen wieder zurück.

Stunde auf Stunde verrann. Der Tisch ward heute nicht gedeckt. Weder Michel Devouasson noch Sabine dachten an Essen und Trinken. Die Rosen des Abends begannen bereits auf den Felsenspitzen zu erblühen, als Michel Devouasson von seinem Stuhl in der Ecke aufstand. Es mußte etwas geschehen, um die Leiche des Ermordeten aufzufinden.

Da trat der Todtgeglaubte herein. Ja, es war Jules, wie er zur Jagd fortgegangen war. Nur war er auffallend bleich und etwas traurig Feierliches lag in seinen Mienen. Der Vater fuhr zurück. Aber Sabine schnellte empor mit einem Schrei und flog an seine Brust und umschlang ihn.

Jules! Jules! Du lebst?

Es war ein Jubel, ein Aufschluchzen der Liebe, wie sie nur aus der Kehle der Nachtigall brechen, nur die höchste Gluth der Leidenschaft auszustoßen vermögen. Und Jules

vernahm sie mit einem aufbebenden Herzen. Stumm schaute er Sabine in die Augen, die durch Thränen lachten, und sie ließ den Kopf auf seine Schulter sinken und schluchzte.

Du lebst? fragte jetzt auch der Vater, indem er aus tiefster Brust aufathmete.

Ja doch, mir ist nichts geschehen, versetzte Jules mit einiger Verwunderung. Ich bin freilich lang ausgeblieben.

Und was ist das mit Martin? fragte der Vater mit großen Augen.

Ich weiß nicht, was Ihr meint, entgegnete Jules. Ich hab' ihn seit heute Nacht nicht gesehen.

Die Sabine hat ihm ins Gesicht gesagt, er hätt' dich ermordet, sagte der Alte, und er hat sich in seiner Stub' erschossen.

O, du mein Schöpfer! stammelte Jules und ward bleich wie der Tod, während seine Frau noch enger sich an ihn schmiegte und mit ängstlicher Spannung zu ihm aufblickte.

Das ist ein unglückseliger Tag! seufzte er endlich, indem er sich mit der Hand über die Augen fuhr. Dann griff er in seine Jagdtasche.

Das ist wohl Euer Eigenthum, Vater, sagte er und reichte diesem einen Beutel.

Der Alte starrte darauf hin, als traute er seinen Augen nicht. Dann zog er den Schlüssel zu seinem Schrank aus der Tasche und wollte diesen rasch öffnen. Aber der Schlüssel ließ sich nicht zurückdrehen, und wie er an ihm zerrte, that sich die Thür von selbst auf. Sie war nicht verschlossen gewesen.

Bestohlen! rief der Vater. Wie kommst du zu dem Gelde? Wo ist die Brieftasch'?

Von einer Brieftasch' weiß ich nichts, sagte Jules mit gepreßter Stimme. Das ist alles, was der Bennoit bei sich hatte.

Der also war der Dieb? rief der Vater in wildem Grimm. Wo ist er? Na, gnad' ihm Gott, wenn ich ihn unter die Händ' krieg'!

Ja, Gott möge ihm gnädig sein! seufzte Jules. Ich hoff' es, Vater. Euer Zorn kann ihm nichts mehr anhaben, Vater. Er ist todt.

Todt? prallte der Vater zurück.

Ja, nahm Jules wieder das Wort. Ich fand keine Gemsen und so ging ich hinauf bis zu den Nadeln von Dru. Auch da war nichts. Da dacht' ich, ich wollt' über den Chapeau heimkehren. Und wie ich dorthin kam, da lag der Bennoit auf dem Gletscher.

Er bedeckte sich eine Sekunde lang die Augen mit der Hand und fuhr dann in tiefer Bewegung fort: Er war todt. Bei ihm lag noch Jemand. Das war Blanche. Auch sie war todt. Sie mußte wohl einen Fehltritt auf den schlimmen Pfaden gethan haben und herabgestürzt sein. — Ich ging hinüber nach dem Wirthshaus auf dem Montanvert, um Leute zu holen, und die Leichen brachten wir hinunter nach Chamouny. — Darum bin ich so spät heimgekommen. — Eine Brieftasche hatte der Bennoit nicht bei sich. Wenn er eine gehabt hat, so ist sie ihm beim Sturz von den Felsen aus der Tasche und in einen Schrund gefallen. Wir haben auf dem Platz nichts gefunden.

Und in der Brieftasch' war noch dreimal so viel Geld wie in dem Beutel da, rief der Vater. Und am nächsten Mittwoch soll ich Zahlung leisten für die neuen Aecker! Er

schlug sich wild vor die Stirn. Und du, fuhr er dann zornig den Sohn an, hast dem elenden Buben noch das Wort geredet!

Ja, Vater, das that ich, versetzte Jules bewegt, und ich würd's wieder thun. Daß Euch der Bennoit bestohlen hat und mit dem Geld' Gott weiß wohin wollt', das war schlecht von ihm, Vater. Aber, Vater, wenn er schlecht war — Er holte tief Athem und die Hand des Vaters ergreifend, fuhr er, ihm traurig in die Augen blickend, fort: Wenn ich kein schlechter Mensch bin, Vater, dann dank' ich's Euch. Ihr habt Sorge getragen, daß ich rechtschaffen erzogen wurd' und nimmer die bittre Noth und die Verführung kennen gelernt hab'. Vater! —

Michel Devouasson blickte scheu zu Boden. Er verstand, was Jules damit sagen wollte, und er erkannte, daß der Sohn Recht hatte. Es zuckte in seinem harten Gesicht. Zögernd streckte er die Hand nach dem Sohne aus und zog sie wieder zurück. Dann wandte er sich rasch ab und ging in seine Kammer. Erst am folgenden Morgen kam er wieder zum Vorschein. Was in dieser Nacht in ihm vorgegangen, Niemand hat es erfahren. Aber eine Umwandelung hatte sich in ihm vollzogen. Er hatte Achtung vor Jules gewonnen.

Als der Vater in die Kammer gegangen war, trat Sabine zu ihrem Mann, und ihm fest in die Augen sehend, sagte sie: Jules, du hast dem Vater nicht alles erzählt. Hat sich der Bennoit zu Tod gefallen?

Nein, entgegnete er leise; der Bennoit hatte einen Schuß durch den Kopf.

Und du verstehst, warum der Martin sich selbst gerichtet hat? fragte Sabine mit bebenden Lippen.

Sabine! rief Jules erschrocken. Er begriff den Zusammenhang zwischen beiden Ereignissen nur zu wohl.

Du weißt, wie's ist! fuhr Sabine in Thränen ausbrechend fort. Er hat den Bennoit für dich gehalten, und ich bin Schuld an seinem Tod; aber, Jules, bei dem Allmächtigen, ich lieb' keinen Anderen als dich!

Wenn du's sagst, dann glaub' ich's, versetzte er. Ich hab' dich immer geliebt, wie du auch warst.

Er zog sie an sich, und der Bund ihrer Herzen ward auf's neue besiegelt, um zu währen bis an ihren Tod. Sie gingen vor das Haus und draußen auf der Bank erzählten und bekannten sie einander alles, während der Montblanc wie ein Rosentempel über das Thal hinleuchtete und die violetten Schatten der Nacht Lavanché umwoben.

Die Brieftasche ward nicht wieder gefunden. Der Kauf mußte rückgängig gemacht und ein bedeutendes Reugeld gezahlt werden. Es war ein schwerer Schlag für Michel Devouasson; aber er überwand ihn. Das silbergraue Schindeldach unter den Kirschbäumen beherbergte drei zufriedene durch Leid geläuterte Menschen, und als man eines Tages den Alten hinaustrug zu seiner letzten Ruhestätte, da ward mit ihm auch der Brauch begraben, der so viel Unheil über die Seinigen heraufbeschworen hatte. Die Enkel, die an seiner Gruft standen, waren eben so viele gleichberechtigte Erben der Liebe und der Habe ihrer Eltern.

Brigitte.

1.

Die Trommel wirbelte durch das Lizernethal, welches sich bei Ardon auf die Rhone öffnet. Ein letztes, rasches Abschiednehmen und zum Marsch gerüstet, das Gewehr in der Hand, eilten die Männer überall aus den Häusern auf die Dorfgasse. Auch Lambert Frivolin drückte noch einmal sein junges Weib an sein Herz, küßte den Säugling auf dessen Arm und folgte dem Trommelschläger. Die junge Frau trat auf die Schwelle des Häuschens, und war auch das Auge feucht, mit dem sie ihrem Manne nachschaute, so stimmte sie doch nicht in das laute Klagen und Jammern der andern Weiber ein. Es war ein muthiges Herz, an welches die junge, hübsche Frau ihren nicht längst geborenen Knaben drückte, als dessen Vater nun ihren Blicken entschwand und die Trommel verstummte, welche ihn und seine Kameraden zum ernsten Kampfe rief.

In allen Kantonen der Schweiz gährte es und drängte ein freierer Geist zum Licht und Leben, während das absterbende Alte noch einmal sich krampfhaft zusammenfaßte, um, durch einige täuschende Erfolge ermuthigt, alle Keime des Fortschrittes, welche die Sonne des neunzehnten Jahrhunderts geweckt hatte, mit Gewalt zu zertreten und aus-

zurotten. Das entschiedene Vorgehen der Regierung des Aargau's gegen die lüderliche Wirthschaft einiger Klöster dieses Kantons, welche zugleich die Brutstätten der politischen Reaktion waren, hatte die Finsterlinge der katholischen Kantone aus ihren Höhlen aufgescheucht und die Berge der Schweiz hallten von dem fanatischen Gekrächze wieder, daß der Glauben der allein seligmachenden Kirche gefährdet sei. Ein Sonderbund begann sich durch Luzerns unheilvolle Thätigkeit in der Stille vorzubereiten.

Im Wallis schien eben ein langjähriger Streit des conservativen Oberwallis mit der freisinnigen „jungen Schweiz" des Unterwallis für immer durch einen Vergleich beigelegt, welcher der letzteren gleiches politisches Recht einräumte. Aber das conservative Oberwallis, welches sich fortan, im Gegensatz zu der Partei des Fortschritts, die „alte Schweiz" nannte, sah nur mit Unmuth die mit Gewalt an sich gerissenen Zügel des Regiments seinen Händen wieder entschlüpft. Es stimmte daher sofort in das Zetergeschrei der Ultramontanen ein, die politischen Zwecke hinter der scheinheiligen Maske des Glaubens verbergend, und für das arme Wallis begann eine entsetzliche Zeit. Die ultramontane Tagespresse spie Gift und Galle gegen die „junge Schweiz". Von allen Kanzeln des Landes ertönte das Wehe- und Rachegeschrei der Pfaffen gegen sie als die Feindin der Kirche. Sie wurde in den Bann gethan. Für sie und die Ihrigen gab es keine Absolution und kein Abendmahl mehr. Ihren Todten verweigerte die Geistlichkeit das Begräbniß in geweihter Erde; ihre Ehen wurden nicht eingesegnet, ihre Kinder nicht getauft. Angesehene Männer der Jungschweiz fielen durch Meuchelmord, Andere verschwanden spurlos, wäh-

rend Priester für die furchtbarsten Verbrechen von dem Bischof in Sitten, dem allein das Gericht über die Geistlichkeit zustand, nach kurzer Haft ohne jede Strafe entlassen wurden.

Wenn unter solchen Umständen die Erbitterung der Jungschweiz zuweilen vulkanisch aufloderte und in tumultuarischen Auftritten sich Luft machte, wer durfte deshalb den ersten Stein auf sie werfen? In Martigny wurde die Presse des sie maßlos verlästernden Pfaffenblattes, der „Simplonzeitung“, von ihnen zerstört und in die Rhone geworfen. Auch in Ardon, welches an seinen Eisenarbeitern ein markiges Geschlecht besaß, kam es zu bedeutenden Ruhestörungen, an denen Lambert Frivolin einen lebhaften und hervorragenden Antheil nahm. Sein junges Blut wallte heiß, und auch seinem Kinde war die Taufe verweigert worden.

Der ultramontanen Partei, den Altschweizern, ermuthigt durch den Abgesandten des sonderbündlerischen Vororts Luzern, schien endlich die Frucht reif zum Pflücken. Bereits seit zehn Tagen hatte sich das Oberwallis in der Stille zu einem bewaffneten Zug auf die Hauptstadt des Kantons gerüstet. Jetzt riefen die in Sitten bei einem Geistlichen versammelten ultramontanen Mitglieder des Großen Raths offen zu den Waffen. In Siders sollten sie sich sammeln. Als die Regierung ihr Wissen um diese Maßregeln leugnete, riefen auch die Jungschweizer ihre Freiwilligen des Unterwallis auf, gestützt auf einen Erlaß des Staatsrathes, wonach es allen Gemeinden zur Pflicht gemacht wurde, Truppen, die sich ohne Aufforderung der Regierung in Bewegung setzen würden, zu bekämpfen. Der Bürgerkrieg war mithin erklärt, und von beiden Seiten rückten die Freischaaren gegen Sitten heran.

Lambert Frivolin zog eine Weile schweigend seine Straße. Er liebte Weib und Kind. Die herzlichste Zuneigung von beiden Seiten hatte den Bund seiner Ehe geschlossen. Aber er schüttelte das trübe Gefühl des Abschieds bald von sich ab, und seine gute Laune entriß auch seine Kameraden ihren ernsten Gedanken. Es gab im ganzen Lizernethal keinen warmherzigeren, lebensfroheren Burschen als ihn, und Alle, die ihn kannten, hatten ihn lieb. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn er das Leben etwas weniger leicht genommen hätte, aber dieser Schatten ließ seine guten Eigenschaften um so heller hervortreten, daß ihn selbst sein junges Weib ernstlich kaum anders gewünscht hätte. Das Metall seines Wesens zeigte jene Mischung, aus der die besten Soldaten gegossen werden. Staub und Hitze, Durst und Müdigkeit vermochten seiner guten Laune nichts anzuhaben. Die Entbehrungen auf dem Marsche machte er Abends im Quartier wett, und obgleich seine Verhältnisse keineswegs glänzend waren, denn er besaß nur einen kleinen Weinberg, auf dem überdies noch Schulden hafteten, so ließ er seine wenigen Fränkli doch gern springen, um denjenigen seiner Kameraden, die noch weniger hatten als er, mit einem Glase Wein die trüben Gedanken zu verscheuchen. Er dachte nicht an den Tod, der seiner vielleicht schon in der nächsten Stunde wartete, und wenn er, den Augenblick genießend, trank und sang und mit den Mädchen scherzte und tanzte, die sich den wohlgebildeten, lebhaften Burschen gut gefallen ließen, so schlug darum sein Herz nicht minder leidenschaftlich für die Sache, die ihm das Gewehr in die Hand gedrückt hatte, und er brannte vor Begierde, sich mit seinen politischen Gegnern im blutigen Kampfe zu messen.

Ihm war es daher am wenigsten Recht, als der Vormarsch plötzlich durch Abgesandte des Staatsrathes aufgehalten wurde. Beide Parteien sollten sich verpflichten, ohne den Befehl der Regierung nicht weiter vorzurücken. Die Versicherung, daß die Oberwallliser auf diesen Vorschlag eingegangen seien, bestimmte auch die Jungschweizer zu dessen Annahme. Während diese aber ruhig stehen blieben, dachten die Oberwalliser nicht daran, den Vertrag zu halten, sondern rückten ununterbrochen vor. Die Kunde hiervon erfüllte die Jungschweizer mit einer grenzenlosen Wuth. Tumultuarisch drängten sie nach der Wohnung der Regierungsboten. Lambert sprang auf einen Stein und schrie, sein Bajonnet aus der Scheide ziehend, man müsse die Verräther durchbohren.

Tod den Verräthern! donnerte es ihm nach. Bajonnete, Säbel, Flinten wurden geschwungen, selbst einige Schüsse fielen gegen das Haus. Es wäre um die Abgesandten geschehen gewesen, wenn sich die Führer der „jungen Schweiz“ nicht mit Preisgabe des eigenen Lebens den Erbitterten entgegengestellt hätten. Ihrem Ansehen, ihrer Beredsamkeit gelang es endlich, die Empörten zu beschwichtigen.

Bei Ardon, wohin sich die Jungschweizer zurückgezogen, um gegen die herandrängenden Oberwalliser eine feste Stellung zu nehmen, kam es zum blutigen Zusammenstoß. Wie tapfer sich nun auch die Jungschweizer schlugen, so mußten sie sich doch bald überzeugen, daß ihre geringe Zahl dem sechsfach überlegenen Feinde nicht gewachsen sei. Unter stetem Kampfe wichen sie nach Martigny zurück. Ein weiterer Widerstand war nutzlos. Zähneknirschend erkannten sie es. Man beschloß, sich aufzulösen und zu zerstreuen. Wer die

Rache der siegreichen Gegner zu fürchten hatte, dachte an Flucht in die anderen Kantone oder das Ausland.

Auch Lambert durfte es nicht wagen, in sein heimathliches Dorf zurückzukehren. Er hatte sich bei den Tumulten in Ardon zu sehr ausgezeichnet, und daß er die Wuth seiner Kameraden gegen die Abgeordneten der verrätherischen Regierung zum Aeußersten entflammt hatte, war sicherlich eben so wenig unbemerkt geblieben. Selbst seine Freunde riethen ihm, den Edelmuth der Glaubensstreiter nicht auf die Probe zu stellen. Er schloß sich daher den Männern von Monthey und St. Moritz an, als diese in der Frühe des nächsten Morgens nach ihrer Heimath aufbrachen.

Indessen waren die Ultramontanen des unteren Rhonethales keineswegs unthätig geblieben, während die vertragbrüchigen Altschweizer von Siders heranrückten und die Jungschweizer bei Ardon zurückdrängten. Jesuiten, nach deren Orden die Regierung von Luzern ein so heißes Verlangen trug, waren im unteren Rhonethale zu Wagen von Ort zu Ort geeilt und hatten ihre fanatisirten Anhänger zu den Waffen gerufen, um, im Einverständniß mit den Oberwallisern, ihren Gegnern den Rückzug abzuschneiden und sie zwischen zwei Feuer zu bringen. Zu diesem Zwecke hatten sie die Rhonebrücke bei Martigny besetzt, und als am Morgen des einundzwanzigsten Mai, welcher der Schweizergeschichte mit flammenden Lettern eingeschrieben ist, Lambert mit den Männern von St. Moritz und Monthey an den Trientbach kam, der, unweit von Martigny aus schmaler Felskluft hervorschießend, in die Rhone sich ergießt, wurden die Arglosen von einem mörderischen Kugelregen empfangen. Hinter den weit sich vorschiebenden Felsen, welche hier das

Thal verengen, und hinter der gedeckten Brücke feig versteckt, sandten die Kugeln der Altschweizer jähen Tod und Verderben über den Bach herüber in die Reihen der friedlich Heimkehrenden. Das lebhafte Schießen rief die noch in Martigny befindlichen Kameraden der Jungschweizer herbei. Doch wie groß auch deren Heldenmuth, ihre Kugeln schlugen sich unschädlich an den Felsen platt, welche ihre Feinde verbargen, während sie selbst mit offener Brust dastanden, und alle Angriffe auf die gedeckte Brücke wurden furchtbar blutig abgewiesen. Eine Stunde währte der brudermörderische Kampf, bei dem das Dorf Vernayaz auf der anderen Seite des Trientbaches zum Theil in Flammen aufging. Dann mußten sich die Jungschweizer mit Zurücklassung ihrer Todten und Schwerverwundeten zurückziehen. Hinter ihnen stürmten die siegreichen Glaubensstreiter über die Brücke. Doch sie verfolgten die sich zerstreuenden Flüchtigen nicht; sie hatten anderes zu thun. Sie plünderten die Todten nackt aus, mißhandelten die Verwundeten, erschlugen und erschossen sie und warfen ihre Leichen in das Wasser.

Lambert hatte sich mit einigen Männern von St. Moritz in die Weinberge geworfen, und es gelang ihnen, die Ruinen des ehemaligen bischöflichen Schlosses La Batia zu erreichen, welche auf schroffem Fels über den Rebenterrassen von Martigny thronen. Verborgen in dem alten, zerfallenen Thurm und entschlossen, sich auf das Aeußerste zu vertheidigen, hörten sie das lange, wiederholte Siegesgeschrei der Altschweizer und sahen sie — Doch nein, die Entfernung war zu groß, um die Auftritte auf dem verlassenen Kampfplatze deutlich zu erkennen. Nur ahnen konnten sie das Schreckliche, was dort geschah, während Rauch und Flammen von Vernayaz

zu dem klaren, blauen Himmel emporwirbelten, und das weit vor ihren Blicken aufgeschlagene grüne Thal in dem goldenen Glanze eines milden Frühlingsmorgens heiter lächelte. So friedlich lag das prächtige Thal da, aber der Mord durchraste es mit entmenschter Wuth.

Endlich wurde es im Thale still. Die Sieger zogen mit ihrer Beute nach Martigny, wo sie sich mit ihren Kameraden von der Rhonebrücke vereinigten, während auf der Hauptstraße eine Abtheilung Oberwalliser der Stadt zuzog, deren Bewohner gestern den Jungschweizern die herzlichste Gastfreundschaft bewiesen hatten. Heute mußte sie Zeugin des lärmenden Verbrüderungsfestes sein, welches die Ultramontanen des Ober- und Unterwallis in ihren Mauern begingen. Haussuchungen nach den Führern der „jungen Schweiz", welche sich jedoch bereits glücklich über die Forclaz gerettet hatten und durch das Thal der Tête noire auf dem Wege nach Chamouny und Genf waren, begleiteten das Fest. Manche Verhaftung wurde vorgenommen.

Die Flüchtlinge in den Ruinen von La Batia blieben unbelästigt. Um so mehr hatten sie von einem brennenden Durste zu leiden. Einer von ihnen, der einen Streifschuß am Arm erhalten hatte, sog begierig das Blut aus seiner Wunde. Während die Andern mit wachsender Ungeduld die Stunden bis zum Abend zählten, brütete Lambert, in dem Schatten des Thurms hingeworfen, über sein Unglück. Gestern hatte auch in ihm der Schmerz und Zorn über die verlorene Sache der Freiheit den Gedanken an die Seinigen im Lizernethal zurückgedrängt. Nun, in der erzwungenen Unthätigkeit nach dem letzten Kampfe, erwachte er um so lebhafter. Wann würde er die Heimath wiedersehen? wann

Weib und Kind wieder in seine Arme schließen? Völlig mittellos ward er einer ungewissen Zukunft entgegengedrängt. Er schwankte, ob er nicht trotz Allem nach Hause zurückkehren sollte? Aber die Vorstellung, wer weiß wie viele Jahre seines jungen Lebens im Gefängniß verschmachten zu müssen, schreckte ihn zurück. Lieber den Tod als Gefangenschaft! Im Schutz der heraufwallenden Abendnebel wagten es endlich die Flüchtlinge von den Ruinen hinunterzusteigen. Kein Posten wehrte ihren Uebergang über die Rhone, aus der sie vor allen Dingen ihren Durst stillten. Auch das jenseitige Dorf Branson fanden sie von den Altschweizern verlassen. Allein der Wirth, bei dem sie einkehrten, warnte sie, nicht die Nacht über dazubleiben; denn auch in Branson hätten die Jesuiten nur mit zu großem Erfolge gewühlt und gehetzt. Er packte Wein und Käse und Brod in einen Korb und führte selbst die Flüchtlinge hinter seinem Hause fort in das Gebirge zu einer sichern Stelle, wo sie, durch einen überhängenden Fels geschützt, ohne Gefahr entdeckt zu werden, ein Feuer anmachen konnten. Der brave Mann war Einer der Ihrigen und am folgenden Morgen schickte er ihnen seinen ältesten Buben zum Führer durch das Gebirge. Auf pfadlosen Bahnen, an den Rändern von Wildbächen und schwindelnd tiefen Abgründen kletterten sie dem Buben nach, bis sie unter sich die in Fels gehauenen Bastionen gewahrten, von denen waadtländisches Geschütz den Engpaß von St. Moritz beherrscht. Hier wieder in das Thal hinuntersteigend, trafen sie auf waadtländische Freischaaren, welche im Begriff standen, ihren Parteigenossen im Wallis zuzuziehen. Sie wußten noch nichts von den Vorgängen am Trientbache und erst durch Lambert und seine

Kameraden erfuhren sie, daß bereits alles zu Ende sei und ihre Hülfe zu spät käme.

Wieder und wieder mußten die Flüchtlinge die Einzelheiten des nur zu kurzen Feldzuges erzählen, bis ein Bursche mit auffallend breiten Schultern den Kreis durchbrach, der sich um jene gebildet hatte. Seine Wangen blühten von lebhafter Gesundheit und wenn die zusammenfließenden Brauen, unter denen zwei dunkelbraune Augen glänzten, auf Thatkraft und Entschlossenheit deuteten, so wurde dieser Charakter gemildert durch den freundlichen Ausdruck der Augen und die weiche Bildung von Mund und Kinn. Er fragte die Zuhörer, ob das waadtländische Gastfreundschaft sei, daß man die tapfern Männer in der Sonne stehen und sich mit trockner Kehle heiser reden lasse?

Achtung! fuhr er fort, indem er Lambert unter den Arm faßte, ganzes Bataillon kehrt und marsch ins nächste Wirthshaus.

Unter Lachen wurde dem Befehl Folge geleistet und bei schnell sich leerenden Flaschen das Gespräch wieder aufgenommen. Die Folgen, welche der Triumph der Ultramontanen im Wallis auf die andern katholischen Kantone ausüben mußte, stimmte alle ernst.

Der breitschulterige Bursche hatte bisher Lambert in aufmerksamem Schweigen gegenüber gesessen, wobei er nur von Zeit zu Zeit einen zärtlich betrachtenden Blick auf seine sich bräunende Thonpfeife geworfen und gesorgt, daß Lambert's Glas nicht leer stand. Jetzt rief er: Pah, zum Austrag muß die Sach' doch einmal kommen, und die in Luzern und Freiburg geben nicht eher weich, als bis sie das Weiße in unserm Aug' gesehen haben. Wenn sie gekratzt

sein wollen, so soll's an uns nicht fehlen. Je eher der Tanz losgeht, je besser ist's! Und nun die Geschichte im Wallis entschieden ist, wird ihnen der Kamm schon wachsen.

Der Pivert hat Recht, hieß es von allen Seiten.

Dieser nickte mit dem Kopfe, winkte dem Wirth mit den Augen, die Flasche für ihn und Lambert frisch zu füllen, und sagte: Haltet euer Pulver nur trocken; wir werden es schon den Schwarzröcken noch auf den Pelz brennen. Aber zielen müßt ihr gut, denn die Kerle sind alle so verdammt mager.

Ein schallendes Gelächter folgte diesen in trocknem Ton gesprochenen Worten.

Die Männer von St. Moritz brachen auf, um heimzukehren. Als sie von Lambert Abschied genommen hatten, fragte Pivert diesen: ob ihm die Pfaffen die Hausthür vor der Nase zugeriegelt hätten? Und als Lambert es mit einem Seufzer bestätigte, rief er: Die Luft ist bei uns im Waadtlande zwar auch nicht die reinste, aber es läßt sich schon darin leben, bis es besser wird. Ein Lump, der einen Gesinnungsgenossen in diesen Zeiten stecken läßt!

Er erkundigte sich, welch ein Gewerbe Lambert trieb. Als er hörte, daß derselbe ein Weinbauer sei, streckte er ihm eine mächtige Faust über den Tisch hin, die hart wie Eisen war, und sagte: Ihr walliser Winzer verdient zwar nicht, daß die Sonne Euren Wein kocht, denn Ihr laßt ja die liebe Gottesgabe am Boden hinkriechen, daß sie nach Erd' schmeckt. Pfui Teufel! Aber kommt nur mit nach Montreux; da soll schon für Euch gesorgt werden.

Wenn es der Amiel Pivert sagt, da könnt Ihr ein Haus darauf bauen, rief Einer von denen, die diesem zunächst saßen.

Wie man in den Wald hineinschreit, so schallt's heraus, versetzte Amiel. Aber jetzt soll unser Jungschweizer mal sagen, ob es in seinem ganzen Wallis einen Wein giebt, wie unsern Yvorner! Heda, Wirthshaus, Yvorner!

Seiner Bestellung Nachdruck gebend, ließ er seine Faust mit solcher Wucht auf den Tisch fallen, daß Gläser und Flaschen hoch aufsprangen. Auch von den Freischärlern prallten manche erschrocken auf, und Einer rief: Wenn das nicht der Pivert war, will ich ein Altschweizer sein!

Der Kerl ist im Stande und schlägt den Tisch entzwei! riefen Andere.

Je nun, vielleicht krieg' ich's fertig, meinte Pivert mit Seelenruhe. Soll ich's mal versuchen?

Nein, nein, schrien Viele. Wir glauben's dir auch so.

Pivert schmunzelte zufrieden.

Der vortreffliche Wein von Yvorne ward aufgetragen und sein goldenes Feuer verbrannte Kummer und Sorgen, die auf Lambert Frivolin's Seele lasteten. Bis spät in die Nacht dauerte das geräuschvolle Gelage.

Am nächsten Morgen trat die Freischaar den Rückweg an. Lambert marschirte mit ihr bis Bex, wo sie sich auflöste und Amiel Pivert einen Wagen miethete, auf dem er den Flüchtling mit nach Montreux nahm.

2.

Amiel's Vater, der alte Jean Pivert, galt für einen der wohlhabendsten Bauern von Montreux. Von der Alm, deren grüner Mantel über die Schultern der Dent de Jaman herab-

fällt, gehörte ihm ein mächtiges Stück. Ihm sömmerte droben die zahlreichste Rinderheerde, und der große Weinberg, welcher sich auf der Südseite seines Hauses bis an den See hinab erstreckte, war ebenfalls sein Eigenthum. Er aß seine selbstgezogenen Kastanien, Feigen, Mandeln und Granaten, die der ausgedehnte Garten auf der Westseite des Gehöfts lieferte, und wenn es ihn gelüstete, so konnte er dort im Schatten seiner eigenen Lorbeeren ausruhen. Er machte es sich jedoch lieber in der kühlen Wohnstube auf seinem ledergepolsterten Lehnstuhl bequem. Es war für ihn bereits die Zeit gekommen, wo der Mensch nach einem arbeits- und mühevollen Leben das Verlangen nach Ruhe zu empfinden beginnt. Darum hatte er auch seinem einzigen Sohne und Erstgeborenen bereits die Aufsicht über die Wiesenwirthschaft und Sennerei übertragen, während er selbst nur in dem Weinberge thätig war, dessen feurige Gewächse in großen Felsenkellern unter seinem Hause lagerten.

Amiel führte den Flüchtling gerades Weges in das Haus seines Vaters und der alte Pievert erklärte diesem sofort, daß er sich nach Arbeit nicht weiter umzusehen brauchte, wenn er ihm in seinem Weinberge behülflich sein wollte. Mehr noch als die Empfehlung seines Sohnes sprach auch bei dem Alten die Sache zu Lambert's Gunsten, für die er gefochten hatte. Denn im Waadtlande war es gerade der Bauernstand, der mit der conservativen Regierung höchst unzufrieden war, und als diese einige Monate später durch eine unblutige Revolution gestürzt wurde, schloß er sich zuerst an das neue, freisinnige Regiment an.

Lambert durfte seinen Glücksstern segnen, der ihn in das große reiche Haus geführt hatte. Jean Pivert und seine

Frau waren prächtige, noch geistesfrische Leute. Der Alte ließ gern eine humoristische Ader gegen seine Umgebung spielen und freute sich, wenn man seine überlegene Erfahrung und Klugheit anerkannte. Die Mutter, von lebhaftem Temperament, sprudelte zwar trotz ihrer Jahre noch immer leicht auf, war aber schnell wieder besänftigt und lachte ärgerlich gutmüthig, wenn ihr Mann sie durch einen trocknen Scherz wehrlos machte. Außer Amiel, der in seinem Wesen dem Vater näher stand, besaßen die alten Leute noch eine Tochter. Dorothee war ein hübsches, vollblühendes Geschöpf, der auch die Fremden gern nachsahen, wenn sie leichten, raschen Schritts durch die schmalen Bergstraßen von Montreux ging. Ihre Schönheit überraschte auch Lambert, als er sie das erste Mal sah, und kaum vermochte er das Auge von ihrer Gestalt zu wenden.

Sobald sein Bleiben in Montreux entschieden war, schrieb er an seine Frau. Es war für ihn ein schweres Stück Arbeit, denn die Feder war ein Werkzeug, mit dem er am wenigsten vertraut war. Er selbst gab den Brief in Montreux zur Post; allein einer Antwort harrte er vergeblich. Tage und Wochen vergingen und von Weib und Kind kam keine Nachricht. Statt dessen erfuhr er, wie die siegreichen Glaubensstreiter am Trientbache gewirthschaftet hatten. Dazu gesellten sich Nachrichten von anderen rohen Ausschreitungen, die sich die rachedürstigen Sieger an vielen Orten zu Schulden hatten kommen lassen. Mit einer lebhaften Einbildungskraft ausgestattet, sah Lambert die fanatisirten Rotten auch in sein Häuschen eindringen und an Weib und Kind eine Rache ausüben, der er selbst durch seine Flucht entgangen war. Er sah die Seinigen mißhandelt, erschlagen und den rothen Hahn auf sein Dach gesetzt.

Die Erzählungen eines Eisenarbeiters aus Ardon, den er später eines Tages in dem Wirthshaus zum Schwan am See traf, erhoben den Tod der Seinigen für ihn zur Gewißheit. Der Mann, auf dem Wege nach Solothurn begriffen, hatte den kurzen unglücklichen Auszug gegen die Altschweizer gleichfalls mitgemacht, war dann aber in seine heimathlichen Eisenhämmer zurückgekehrt. Wie er erzählte, hatten die Altschweizer in der That nach dem Gefecht bei Ardon in dem Lizernethal übel gehaust. Er wunderte sich nicht, daß Lambert auf seinen Brief keine Antwort von seiner Frau erhalten hatte; keine menschliche Seele hatte sie je wieder in Ardon gesehen. Sie war verschwunden, verschollen.

Du magst von Glück sagen, äußerte er gegen Lambert, daß du ins Waadtland entkommen bist. Sie haben gar zärtlich nach dir gefragt, und hätten sie dich erwischt, du säßest noch, wo weder Sonne noch Mond hinscheinen.

Lambert's Schmerz, mit dem seine Gedanken um die Trümmerstätte seines Glücks irrten, war heftig und leidenschaftlich, wie alle Eindrücke, die sein sanguinischer Charakter empfing. Trübselig und niedergeschlagen lag er seiner Beschäftigung ob. Daß es der Schmerz um Weib und Kind sei, der aus seinen schwarzen, gluthvollen Augen sprach, fiel niemand ein, auch Dorothee nicht. Er schien ihr und Allen zu jung, um bereits verheirathet zu sein, zählte er doch kaum mehr als höchstens dreiundzwanzig Jahre. Jedermann behandelte ihn als Junggesellen und ihm schmeichelte es; denn er war von Eitelkeit nicht frei. So ließ er den Irrthum über sich unaufgeklärt.

Ist Euch denn der Mond ins Wasser gefallen, daß Ihr

den Kopf auf einmal so hängen laßt? fragte ihn Dorothee eines Tages fast unmuthig. Sonst waret Ihr ja so lustig!

Ach, klagte er, Ihr wißt nicht, wie Einem zu Muth ist, der Alles verloren hat!

Es mag schon hart sein, so aus der Heimath fort zu müssen, versetzte sie und sah ihn mit ihren glänzenden Augen mitleidig an.

Der Blick drang ihm wie heller Sonnenschein in das traurige Herz.

Sie tröstete ihn; er möchte doch wieder Muth fassen, sei es ja auch hier zu Lande gar schön.

Freilich war es schön an den rebenumkranzten Felsengestaden des blauen Lemansees. Aber schöner war die schlanke Dorothee, wie sie auf einer Terrasse des Weinbergs mitleidig tröstend vor ihm stand. Sie war im Begriff, abgeschnittene Ranken und Weinblätter, die in ein weißes Tuch geschlagen waren, in das Haus hinaufzutragen. Leicht von einer Hand unterstützt, ruhte das Bündel auf ihrem Kopfe und die herabhängenden Ranken spielten um das blühende Gesicht.

Es war eigenthümlich, daß Dorothee mit ihm, dem Flüchtling, in solch theilnehmender Weise redete. Sie trug den hübschen Kopf ein wenig stolz auf dem schlanken Halse und betrug sich gegen alle jungen Bursche zurückhaltend und kühl. Es war eben kein Wunder, daß sie als einzige Tochter der reichen Leute etwas verzogen und verwöhnt war. Auch Lambert hatte sich bisher keines Vorzugs von der hübschen Dorothee rühmen dürfen. Nun aber blieb sie öfter bei ihm stehen, wenn sie ihn traf, und redete freundlich mit ihm. Er machte ihr gar zu traurige Gesichter, und sie wollte ihn wieder munter sehen, wie in der ersten Zeit nach seiner An-

kunft. Die Munterkeit kleide ihn besser, meinte sie, als diese Leichenbittermienen. Lambert mußte wohl merken, daß ihn Dorothee auszeichnete, und wenn er blind gewesen wäre, so hätten ihn die Neckereien der andern jungen Gesellen darauf aufmerksam gemacht. Wann aber hätte die Neigung eines hübschen Mädchens in der Brust des Mannes, dem sie gilt, nicht die gleiche Empfindung erweckt? und Lambert besaß überdieß ein gar empfängliches Herz.

Inzwischen war es Herbst geworden und die Trauben wurden gelesen. Ueberall auf den rebengrünen Felsenterrassen am See lachte, sang und klang es und knallten Pistolenschüsse. Es war ein gesegnetes Jahr. Am Abend, als das letzte, mit einem Strauße von Georginen geschmückte Faß in die Kelter geliefert war, brannten Lambert und Amiel ein Feuerwerk ab. Auch von andern Weinbergen stiegen Leuchtkugeln und Raketen in die Nacht und erhellten mit blitzartigem Scheine die Felsen, die Häuser und den See. In der Tiefe die Mühle von Montreux, die alte Kirche unter den bereits entlaubten Bäumen, wurden von einer kurzen Tageshelle übergossen und versanken dann wieder in der um so schwärzeren Nacht. Eine zerplatzende Rakete schüttete ein Füllhorn von Leuchtkugeln über Chillon aus, so daß das alterthümliche Schloß mit seinen Mauern und Thürmen einen Augenblick wie hingezaubert auf dem dunkelen See stand.

Nach dem Feuerwerke folgte in der geräumigen, mit Backsteinen ausgelegten Küche unter dem Vorsitze Jean Pivert's ein festliches Mahl aller in seinem Weinberge thätig gewesenen Winzer und Winzerinnen. Es wurde wacker gegessen und getrunken und manches Lied in französischer

Sprache und im Patois auf die Weinlese gesungen und das Lob der Trauben, in dessen Kehrreim stets alle einstimmten. Auch Amiel ließ sich als Sänger vernehmen und unerschütterlich erdröhnte seine kräftige Stimme, obgleich ihn Mutter und Schwester flehentlich um Schonung ihrer Ohren baten, die Mägde und Winzerinnen unverhohlen kicherten und die Männer Gesichter schnitten, als ob sie Bauchgrimmen hätten. Er sang gräulich falsch. Selbst gegen die scharfen Töne einer Ziehharmonika, auf der ein junger Winzer einen Tanz zu spielen begann, kämpfte er noch eine Weile an. Dann gab er sich lachend für überwunden, und jubelnd wurden Tische und Bänke fortgeräumt. Der Tanz begann.

Lambert tanzte wiederholt mit Dorothee und als er sich eben wieder einmal mit ihr herumgeschwungen hatte, traten beide erst auf die Schwelle der um der Kühlung willen offen stehenden Hausthür und dann hinaus ins Freie. Der Mond stand über den zersplitterten Felsenkronen der Dents de Morcles und goß aus silberner Schale den Dämmerglanz seines stillen Friedens über Felsen und See. Lambert hatte seinen Arm um Dorotheens schlanken Leib gelegt und sie ließ es geschehen, daß er sie sanft an sich zwang. Heiß vom Tanz schlugen ihre Pulse, glühten ihre Wangen; hinter ihnen die Töne der Harmonika, zu ihren Füßen die stille, von silbernem Duft erfüllte Tiefe.

Halloh, Lambert! rief Amiel in die Nacht hinaus.

Aufschreckend entwand sich Dorothee den glühenden Küssen des Gerufenen. Es war Lambert, als hätte er nie zuvor geliebt, und jeder Kuß von Dorotheens schwellenden Lippen verdunkelten die Bilder von Weib und Kind mehr. Weniger als je mochte er der hübschen Dorothee jetzt gestehen, daß ihn

bereits vor ihr andere Bande gefesselt hatten. Es that ihm leid, es ihr nicht früher gesagt zu haben; jetzt aber schämte er sich, als ein eitler Bursche vor ihr zu stehen, und wenn sie ihn auch liebte, so war sie doch gar stolz. Er liebte sie wahr und leidenschaftlich und zitterte, sie durch sein Geständniß zu verlieren.

Die Eltern hatten gegen eine Verbindung ihrer Tochter mit dem fleißigen, flinken Lambert nichts einzuwenden. Die Mutter hatte ihm stets besonders wohl gewollt und dem Vater ward von seinem hübschen Liebling die Einwilligung halb abgeschmeichelt, halb abgetrotzt. Ueberzeugt von dem Tode seines Weibes und Kindes, glaubte Lambert mit festen Armen das Glück umfangen zu dürfen, das ihn an Dorotheens Seite erwartete.

Der gesetzliche Vollzug der Ehe stieß auf wenige Schwierigkeiten. Der kürzlich erfolgte Sturz der waadtländischen Regierung hatte die Entlassung der überwiegenden Mehrzahl der Geistlichen des Kantons von ihren Aemtern zur Folge gehabt, da sie sich geweigert, den Eid auf die neue, freisinnige Verfassung zu leisten. Um die leerstehenden Kanzeln rasch wieder zu besetzen, wurden alle Kandidaten und diejenigen Studenten der Theologie, die wenigstens ihr viertes Semester auf der Akademie von Lausanne zugebracht hatten, ordinirt und, da deren Zahl nicht ausreichte, drei, vier und fünf Gemeinden zusammengelegt. Waren bei einem solchen Zustande der Dinge mancherlei Wirren, Unordnungen und Versehen der vorgeschriebenen Formen schon an und für sich unvermeidlich, so ward das Chaos noch durch die allgemeine politische Aufregung vermehrt, welche die Schweiz in raschem Strom dem Sonderbundkriege entgegenriß. Auch Montreux

hatte einen neuen Geistlichen erhalten. Als sich Lambert wegen des Aufgebots an diesen wendete, ließ er es als selbstverständlich gelten, daß der politische Flüchtling einen Heimathschein weder besaß noch beizubringen vermochte. Auch wäre es vergeblich gewesen, von dem im Wallis herrschenden Ultramontanismus das Aufgebot eines flüchtigen Anhängers der Jungschweiz mit einer Protestantin des verhaßten Waadtlandes, wie ein solches gleichzeitig in Ardon und Montreux erforderlich gewesen, verlangen zu wollen. Aus Rücksicht auf das Ansehen, in welchem der alte Pivert in seiner Gemeinde stand, schrieb indessen der Geistliche selbst an seinen katholischen Amtsbruder in Ardon, erhielt aber, wie er vorausgesehen, keine Antwort. Die ausbleibende Bescheinigung über das dortige Aufgebot hielt ihn nun um so weniger ab, die Trauung zu vollziehen, als damit den Ultramontanen ein Trotz geboten wurde. Ueberdies war der Hauptpunkt in Ordnung, daß Lambert in dem Reichthum seiner künftigen Frau das für die Schließung seiner Ehe erforderliche Vermögen genügend nachzuweisen vermochte.

Das Haus der Schwiegereltern war groß genug, um auch dem jungen Ehepaare Raum zu gewähren. Ein Knabe und ein Mädchen, die ihm seine Dorothee gebar, erhöhten Lambert's Glück.

Am Tauftage des letzten Kindes meinte Frau Pivert, daß es jetzt auch für Amiel endlich an der Zeit sei, sich zu verheirathen, wenn er nicht als Junggeselle unter das alte Eisen geworfen werden wollte.

Jetzt erst recht nicht, lachte Amiel. Du und die Schwester sorgt ja für mich, als ob ihr beide meine Frauen wäret, und an Kindern fehlt's mir ja auch nicht.

Damit hob er seines Schwagers Aeltesten, der nach dem Großvater Jean hieß, vom Boden auf, wo er herumkroch, und ließ ihn auf seinen Knieen tanzen. Nach einer Weile aber sagte er ernster: Es ist jetzt keine Zeit, an's Heirathen zu denken. Ihr werdet sehen, was die Dorothee für Gesichter schneid't, wenn die „Ordre" eines schönen Tages an's Haus klopft. Sie wird ja schon jetzt starr, da ich blos davon red'. Na, wo soll Einer den rechten, fröhlichen Muth hernehmen, die Pfaffen zu klopfen, wenn er bei jedem Schuß an ein solches Gesicht daheim denken muß.

Es kam denn auch eines Tages, wie er sagte, und der Aufruf zu den Waffen ging von Haus zu Haus. Der Sonderbund stellte die Entscheidung auf die Spitze des Schwertes.

Gott sei Dank, jetzt geht's endlich los! rief Amiel vergnügt.

Doch auch Lambert ließ sich durch die Thränen seiner Frau nicht zurückhalten, nochmals zu den Waffen zu greifen. Der Krieg dauerte indessen nicht lange. Mit raschen Wetterschlägen durchzuckte er die sonderbündlerischen Kantone. Der alte, kleine Dufour fegte wie eine Windsbraut die von Oesterreich, Frankreich und Preußen begünstigte politische und kirchliche Reaktion sammt den Jesuiten aus dem Lande, und die beiden Schwäger kehrten an den häuslichen Herd zurück. Die Sonne einer bessern Zeit, einer Zeit der Freiheit und festern Einheit aller Bundesglieder, ging strahlend über den Alpen auf. Der alte Pivert hatte die Ehre, von seinen Mitbürgern in den ersten Nationalrath geschickt zu werden, der sich in Berns Mauern versammelte.

3.

Wie der Zahn eines vorsündfluthlichen Ungeheuers bohrt die Dent de Jaman, zu Deutsch Jommen genannt, aus entblößtem, granitnem Kiefer in den Himmel, der über dem felsansteigenden Montreux und seiner von mächtigen Laubbäumen umschatteten, weltberühmten Kirche blaut. „Schön wie ein Traum“ nennt der Dichter des „Gefangenen von Chillon“ den Blick auf das Becken des Lemansees, welcher sich von der Paßhöhe droben demjenigen bietet, der aus dem Freiburgischen jenseits des Jommen heraufkommt. Diesen Weg stieg eines sonnigen Tages ein junges, etwa fünfundzwanzigjähriges Weib mit einem Bündel in der Hand hinan. Der Anzug der Frau hatte mit der ringsum üblichen Landestracht nichts gemein. Sie war entschieden eine Fremde. Die hagern Wangen ihres bleichen Gesichts, aus dem sie mit großen Augen vor sich hinschaute, zeugten von Leid und Kummer. Auf der Höhe des Passes angelangt, setzte sie sich, erschöpft von der letzten Steile, auf einen Stein und legte ihr Bündel neben sich.

Vor ihren Füßen rollten die grünen, mit Sennhütten überstreuten Almen nieder und wellten mit sanft gerundeten Kuppeln, die sich allmälig ebneten, hin bis zum bläulichen Jura. Dörfer, Flecken, Städte blickten lauschig aus dem Grün der Matten und der Reben, überragt von dem gothischen Thurm der Kathedrale von Lausanne, dessen durchbrochene Architektur in der Morgensonne wie zierliche Silberarbeit glänzte. In der Gestalt eines Füllhorns schimmerte

der See in der Tiefe. Schroff und nackt erhoben sich an seinem obern Ende die Felsen von Villeneuve, polirt von den Gletschern, die einst, durch das Rhonethal hereindrängend, das weite Becken des Leman füllten. Der breite Schneerücken des großen St. Bernhard stämmte sich dem Blick entgegen, der über den verwitterten Felszacken der Dents de Morcles vordringt, und weist ihn in das breit sich öffnende Thal, durch welches die Rhone ihre aufgeregten Fluthen bis weit in den blauen See hineinwühlt. Die mächtigen Bastionen der Dent du Midi überragen mit ihren gezahnten, leuchtenden Mauern das Thal, an dessen Ausgang die bläulichen Basaltfelsen von Bouveret Wache halten. Und Schulter an Schulter, Kopf an Kopf drängen sich neben- und hintereinander die savoyischen Felsenriesen, die Thor's Hammer bezwang, Leben schlagend aus Stein und Eis. Düster schauen sie auf die Nußbaum- und Kastanienwälder und die rebenumkränzten Ulmen zu ihren Füßen. Trotzig werfen sie bei Meillerie die grüne Brust, die Dorf und Kirche wie eine Perlschnur schmücken, dem See entgegen. Weiterhin hebt die Dent d'Oche das ihr aufgezwungene Kreuz gen Himmel, und aus den Sonnendünsten, in welche die Ferne verschwimmt, drohen die schwarzen, phantastischen Höllenzähne. Unmittelbar zur Linken in der steil abfallenden Tiefe hebt sich gleich den schimmernden Gliedern einer Najade das Gemäuer von Chillon aus dem klaren See. Lächelnd sonnt sich die Schöne zu Füßen der Kirche von Montreux, die, auf ihrer Felsenterrasse thronend, mütterlich ernst die ringsum auf den grünen Höhen gelagerten Höfe und Ortschaften überwacht. Reizend am Ufer hin, zwischen Rebengeländen, in Blumen- und Obstgärten zerstreut und halb versteckt, dehnen sich die

Landhäuser von Clarens. Vevey setzt zögernd den rechten Fuß in den See und Schloß Chatelard lacht weinumrankt vom Hügel des Zaghaften. Dann werfen die Felsen von St. Saphorin noch einmal sich stolz in die Brust. Mühsam klettern die Reben an ihnen empor, und nun neigen sie sich sanfter und sanfter zurück in ihren smaragdnen Gewändern wie zum süßen, seligen Nichtsthun, und es träumen in ihrem Schooße Lutry und Cully und Ouchy und Morges und wie sie alle heißen mögen, die in der Sonne marmorn erglänzenden Orte, an dem von Genf her sich weit und weiter öffnenden Busen des Leman.

Schön wie ein Traum! das warme Licht des Frühlingsmorgens schmolz in bläulichem Duft die wilde Schroffheit der nackten Felsen sanft in die Lieblichkeit der dunklen Wälder, saftigen Matten und Rebenhügel hinüber und mit einem träumerischen Lächeln schaute das blaue Auge des Sees unter Savoyens Felsenstirn zum Himmel auf.

Empfand die Arme, welche an dem Fuß des Jommen rastete, diese wie hingehauchte Schönheit des vor ihr aufgerollten landschaftlichen Bildes? Ihre Blicke schweiften darüber hin und wendeten sich zurück zum Rhonethale, an dem sie haften blieben. Thränen erglänzten an ihren Wimpern und ein trübes, trauriges Lächeln glitt um ihren hübschgeformten Mund.

Sie stützte den Kopf in die Hand, die auffallend weiß war. Lange saß sie und sann, und in sich versunken stieg sie endlich nach den Matten hinunter. Eine männliche Stimme, die ihr zurief, Acht zu geben, schreckte sie auf. In geringer Entfernung vor ihr stand ein Stier, der sie mit bösen Augen betrachtete und eben die Stirn zum Anlauf gegen sie senkte.

Betroffen fuhr sie zurück; doch bevor das böse Thier seiner Drohung die That folgen lassen konnte, sprang seitwärts ein Mann vor dasselbe hin, ergriff es bei den Hörnern und drückte seinen Kopf mit solcher Kraft zu Boden, daß es in die Kniee sank. War es die Ueberraschung oder erkannte der Stier seinen Meister, genug er wehrte sich nicht weiter, und als ihn der Mann losließ, schlich er wie beschämt fort. In einiger Entfernung blieb er stehen, warf den Kopf empor und brüllte. Der Mann lachte, und sich zu dem jungen Weibe wendend, sagte er: der Kerl ist ein Feigling, der nur vor Weibern Muth hat. Aber wenn Ihr über die Matten geht, wär' es besser, Ihr trügt kein rothes Halstuch.

Wäre die Frau eine Waadtländerin gewesen, so würde sie aus diesem Kraftstückchen gleich errathen haben, daß ihr Beistand niemand anders als Amiel Pivert sein könnte, der im ganzen Seelande wegen seiner Körperstärke berühmt war. Auf dem jüngsten eidgenössischen Turnfeste hatte er den ersten Preis als Steinstoßer davongetragen. Keiner hatte den wuchtigen Felsblock so weit zu schleudern vermocht wie er. Es war wirklich Amiel, welcher heraufgekommen, um nach seines Vaters Kühen zu sehen und einen Blick in die Käserei zu werfen.

Die junge Frau dankte ihm bestens für seinen Beistand und ging. Er sah ihr eine Weile unschlüssig nach; dann folgte er ihr.

Je nun, sagte er, als er sie eingeholt hatte, ich hab' hier oben nichts weiter zu thun. Wenn's Euch recht ist, gehen wir mitsammen. Die Matte ist ja breit genug.

Es ist eben auch keine Freud', versetzte sie mit einem

unterdrückten Seufzer, wenn man seine Straße allein ziehen muß.

Euch mag's wohl oft so gegangen sein? fragte er theilnehmend und nahm ihr fast gewaltsam, da sie sich sträubte, ihr Bündel ab.

O, es ist so leicht! weigerte sie sich, und er rief lachend, indem er mit dem in ein Tuch geschlungenen Pack Ball spielte: Ich glaub's schon.

Meine andern Sachen hab' ich noch in Basel auf der Post gelassen, sagte sie schnell, während eine leise Röthe ihre Wangen färbte.

Ich dacht's gleich, daß Ihr nicht aus dieser Gegend seid, äußerte er. Potz Mäuschen, wenn Ihr den Weg zu Fuß gemacht habt, da habt Ihr einen tüchtigen Marsch gemacht.

O, das Reisen ist gar so theuer, versetzte sie, da mußt' ich's wohl. Bis Basel aber bin ich auf der Eisenbahn gefahren.

Bis Basel? fragte er verwundert.

Ja, bestätigte sie. Ich komme über's Meer, aus England.

Und Ihr seid eine Schweizerin? fragte er weiter.

Sie bejahte.

Da hat's Euch wohl draußen nicht gefallen mögen?

Sie schüttelte den Kopf und erzählte, wie sie eine gute Stelle habe aufgeben müssen, wenn sie nicht in dem fremden Lande vor Heimweh hätte sterben wollen.

Er hörte ihr mit großer Theilnahme zu. Ja, ja, rief er, als sie schwieg, es hält's Keiner draußen aus. Mein Alter hat's auch einmal versucht, ist aber schnell wieder heimgekommen. Ich wüßt' auch nicht, wie ich leben könnt', wenn ich den See nicht mehr sähe und die Berge.

Es ist so, bestätigte sie, und leise setzte sie hinzu: Ich hätt' schon gern sterben mögen, aber in dem fremden Land' that's gar zu weh.

Er schaute sie mitleidig an und rief, um ihr Muth zu machen: Was redet Ihr denn von Sterben? Ihr seid ja noch so jung! Schaut Euch doch mal um, wie da alles blüht und grünt! Ist's nicht wie ein Paradies?

Ins Paradies gehören nur glückliche Menschen, entgegnete sie mit einem schmerzlichen Lächeln.

Und Ihr könnt auch noch glücklich werden bei Euren Jahren! rief Amiel. Da ist mein Schwager, der hat auch mal geglaubt, es sei alles aus, und jetzt lacht ihm das Glück nur so aus den Augen.

Die Frau schüttelte traurig den Kopf. All' mein Glück liegt im Grab', sagte sie, und mit lebhaft ausbrechendem Schmerze fuhr sie fort: Alle sind todt, Alle! und darum wär's mir besser gewesen, der Stier droben hätt' mich auf seine Hörner genommen.

Sie weinte heftig und Amiel stand tief bewegt und wußte nicht gleich, was er ihr zum Troste sagen sollte. Sie aber bezwang nach einigen Minuten gewaltsam ihren Schmerz und sagte mit noch bebenden Lippen:

Denkt nicht schlecht von mir, daß ich so ungebehrdig thu'. Aber seit ich wieder in der Schweiz bin, ist's mir just, als sei's erst gestern, daß all' das Unglück über mich gekommen ist.

Wie sollt' ich denn schlecht von Euch denken, weil Ihr ein Herz habt? versetzte er und fragte, was sie jetzt daheim zu thun gedächte?

Sie wußte es nicht; sie hätte sich in England einiges Geld gespart und inzwischen würde sie ja wohl Arbeit finden.

Ja, ja, wer arbeiten will, der verhungert in unserem Land' nicht, sagte er und ward still und nachdenklich.

Mittlerweile überschritten sie den Bach, welcher, vom Jommen herabsprudelnd, die Mühle von Montreux treibt, und nachdem sie auf der anderen Seite eine Strecke zwischen Felsen und Buschwerk weiter hinabgestiegen waren, gelangten sie an das Gehöft des alten Pivert. Vor dem Hause spielte der kleine Jean im Sande, ohne Brigitte und ihren Begleiter zu bemerken. Brigitte blieb stehen und betrachtete den kleinen, weißköpfigen Burschen; dann trat sie rasch heran, hob ihn auf und küßte ihn lebhaft. Er schrie auf, ward aber gleich still und lachte, als er den Oheim in der Nähe sah.

Nicht wahr, das ist ein prächtiger Kerl? sagte dieser.

Ist's Eurer? fragte Brigitte, indem sie roth wurde.

Nein, lachte er, ich bin nicht verheirathet. Der Bub' gehört meiner Schwester. Hier wohnen wir.

Durch seine Anwesenheit furchtlos gemacht, ließ sich Jean nicht nur die Liebkosungen der Fremden gefallen, sondern fragte sie auch zutraulich, wer sie sei?

Ich bin die Brigitte, versetzte sie mit feucht werdenden Augen.

Der Knabe lachte. Als er aber die Thränen in ihren Augen sah, bat er schmeichelnd: Wein' nicht; ich schenk' dir auch mein Pferd, das der Tçauce-Villhe (der Weihnachtsgeist) gebracht hat.

Brigitte aber küßte den Kleinen nur unter reichlicher fließenden Zähren.

Inzwischen hatte Jean's kleiner Schrei die Mutter auf die Schwelle der Hausthür gelockt. Sie lächelte bei den

Worten ihres Kindes, während ihr der Bruder die Anwesenheit der Fremden erklärte.

Ach, rief diese, es ist so ein herziges Kind, und wie ich's sah, mußt' ich an mein eigenes denken, das droben beim lieben Gott ist. Just so glänzende, schwarze Augen hatt's auch!

Arme Frau! bedauerte sie Dorothee. Und es war Euer einziges?

Jene bejahte. Sein Vater war schon vor ihm gestorben, sagte sie. Er ist am Trientbach gefallen. Ihr habt wohl gehört, wie es da zugegangen ist?

O, das ist hart, seufzte Dorothee und wollte Brigitte den Buben abnehmen, den diese noch immer auf dem Arm hielt. Jean aber umschlang leicht deren Nacken und lachte die eigene Mutter mit schelmischem Trotz an.

Ja, ja, das war ein schrecklicher Tag, sagte Amiel und forderte Brigitte auf, eine Weile bei ihnen auszuruhen. Dorothee, welche durch die Liebkosungen, die Brigitte ihrem Kinde erzeigte, für diese gewonnen war, unterstützte die Einladung, und die Fremde folgte ihnen, mit Jean auf dem Arme, in die kühle Wohnstube, wo der alte Pivert in Hemdärmeln und den Hut auf dem Kopfe im Lehnstuhl saß, während seine Frau, zu deren Füßen die Enkelin mit einer Puppe spielte, am Fenster spann.

Brigitte wurde von den alten Leuten freundlich willkommen geheißen und Dorothee trug geschäftig Käse, Brod und Wein auf. Amiel gab Bescheid von dem kleinen Abenteuer auf der Alp, das ihn mit Brigitte zusammengeführt hatte. Während diese aß und dabei abwechselnd mit dem Großvater redete und dem Enkel, dem es sehr behaglich

auf ihrem Schooße schien, aus ihrem Glase ein Tröpfchen Wein zu nippen gab, flüsterte ihr Helfer in der Noth angelegentlich mit Mutter und Schwester und zuletzt auch mit dem Vater, der beistimmend nickte.

Und Ihr habt Euer eigen Kind verloren? begann die Großmutter, als sie gewahrte, daß Brigitte gesättigt war. Man sieht's Euch an, daß Ihr viel Leid erfahren haben müßt!

O viel, viel, versetzte die Angeredete mit bebender Stimme.

Oho, polterte der alte Pivert gutmüthig, laßt's euch nicht zu sehr zu Herzen gehen! Es hat Jeder sein Päckchen zu tragen.

Ihr habt Recht, entgegnete die Fremde, indem sie ihre Thränen unter einem Kuß verbarg, mit dem sie Jean auf den Fußboden setzte. Sie selbst erhob sich zum Abschied.

Eilt's denn so? fragte der Großvater. Ich denk', es wartet wohl auf Euch Niemand daheim. Oder gefällt's Euch nicht bei uns?

Die Sach' ist, daß Euch Niemand forttreibt, rief Dorothee freundlich.

Ja, die Sach' ist, fiel ihre Mutter ein, daß es bei uns just nicht an Arbeit fehlt. Da ist die Heuernte vor der Thür, da ist Tag für Tag im Weinberg zu schaffen und meiner Tochter wird's auch gar schwer, mit dem Gemüs' und dem Obst, das wir ziehen, auf die Wochenmärkte nach Vevey zu gehen.

Die Sach' ist, lachte der Großvater, daß Ihr noch lang dastehen und aufhorchen könnt, bis Ihr erfahrt, wo die beiden Weibsen mit ihren Reden hinauswollen. Mein Sohn hat uns erzählt, wie's mit Euch steht, und wir können Eure

Hände so gut brauchen, wie andere Leute, wenn Ihr hier bleiben wollt. Punktum!

Brigitte stand bewegt und doch unschlüssig. Da fiel ihr Blick auf den Knaben, der sein Weihnachtspferd hervorgesucht hatte und mit demselben unter dem Arm vor ihr stand. Der kleine Jean entschied ihr Schwanken, und sie erklärte, daß sie herzlich gern bleiben wolle.

So ist's Recht! nickte der Großvater, während ihr Dorothee freundschaftlich die Hand schüttelte. Amiel wurde roth vor Vergnügen, drehte sich kurz auf den Absätzen um und verließ die Stube. Als er zum Mittagessen wieder kam, brachte er für Jean eine Blechtrompete mit, die er inzwischen in Montreux gekauft hatte.

Die Mahlzeit wurde ohne Lambert eingenommen. Er war in einem Weingeschäft auf Reisen, von dem er erst am späten Abend wiederkehrte, als mit Ausnahme seiner Frau schon Alle im Hause schliefen. Das Geschäft war nicht zu Stande gekommen und er war deshalb verdrießlich. So schwieg Dorothee von der neuen Hausgenossin. Erst am nächsten Morgen erfuhr er von ihr durch den kleinen Jean, der unaufhörlich von seiner lieben Brigitte plauderte. Der Knabe war unzertrennlich von ihr gewesen und war auch an ihrer Hand mitgelaufen, als Amiel sie durch Haus und Hof und Garten geführt.

Der Name machte Lambert stutzig. Längst schlummernde Erinnerungen wurden durch ihn wieder wachgerufen.

Brigitte heißt sie? fragte er.

Ja, erklärte seine Frau, es ist ein armes Weib, das Mann und Kind verloren hat.

Er athmete mit freier Brust auf und folgte Jean, als

dieser ihn in der Mittagsstunde auf die Wiese mit sich fortzog, wo Brigitte mit den Mägden seit der Morgenröthe beim Heuen beschäftigt war. Die Mannen mit Amiel an der Spitze waren schon mit ihren Sensen vorausgezogen, als noch die Sterne am Himmel standen.

Jean mußte lange suchen, bevor er seine Brigitte fand. Endlich entdeckte er sie unter den Birken und Rüstern am Rande des Baches, wo sie sich zur Mittagsrast hingelegt hatte, während die Uebrigen in dem Schatten eines alten Nußbaums ruhten, unter dem sie zuvor von den mitgebrachten Vorräthen getafelt hatten.

Hier ist die Brigitte, Papa! jubelte Jean und lief auf seine neue Freundin zu, die bei seiner Stimme die Augen öffnete und sich schlaftrunken aufrichtete. Sie fing den Knaben in ihren Armen auf und fragte, wo denn sein Papa sei? den sie nicht gleich bemerkte. Jetzt sah sie ihn und er fuhr betroffen vor den weit sich öffnenden Augen zurück, mit denen sie ihn anstarrte. War es denn Wirklichkeit, was er sah?

Brigitte! lallte er und das Blut in seinen Adern gefror.

Es war keine Täuschung; er stand seinem todtgeglaubten Weibe gegenüber.

4.

Nur in einem Punkte hatte die lebhafte Einbildungskraft Lambert's Recht gehabt. Nach dem Rückzuge der Jungschweizer von Ardon waren die fanatischen Glaubensstreiter auch in sein Dorf, seine Hütte eingedrungen. Aber die junge, hübsche Frau war ihnen so muthig entgegengetreten,

daß sie Achtung vor ihr bekamen und sich begnügten, einen Theil ihres Hausgeräths zu zerschlagen und ihren Weinberg zu verwüsten. Wie inbrünstig hatte Brigitte nach ihrem Abzuge Gott gedankt, daß sie das Leben ihres Kindes verschont hatten! Sie malte es sich aus, wie sie ihrem Manne mit dem Knaben auf dem Arm entgegeneilen würde, wenn er heimkehrte. Er mußte ja heimkehren! Aber der kurze Feldzug war zu Ende. Die Männer aus dem Dorfe fanden sich zum großen Theile wieder ein; Lambert aber blieb aus. War er in dem meuchelmörderischen Gefecht am Trientbach gefallen, oder als Verwundeter gleichfalls nach dem Kampfe erschlagen und seine Leiche in das Wasser geworfen worden? Seine Kameraden aus dem Dorfe hatten ihn in das Gefecht eilen sehen; hatten ihn an der Spitze der ersten Colonne bemerkt, welche die Brücke zu stürmen versucht; das war alles, was sie von ihm wußten.

Aber das Herz der armen Brigitte hatte es lange nicht glauben wollen, daß es ihrem Manne nicht mehr entgegenschlagen sollte. Es sträubte sich mit aller Kraft seiner lebensstarken Liebe gegen den Glauben an Lambert's Tod. Warum sollte es ihm nicht, wie so manchem Andern, gelungen sein, vor der Rache der siegreichen Reaction aus dem Kanton zu flüchten? Doch Wochen auf Wochen vergingen und es kam keine Nachricht von ihm. Da mußte sie sich wohl mit dem zermalmenden Gedanken vertraut machen, daß auch ihm das brennende Vernayaz zum Tode geleuchtet habe. Und der Gram um ihn vergiftete den Lebensquell, den sein Kind aus ihren Brüsten trank. Es welkte hin und starb. Das war zu viel des Jammers, und thränenlos saß sie den Tag und auch die Nacht über, bis die Morgensonne in das

Fenster schien, und starrte auf die kleine Leiche in ihrem Schoße. Dann grub sie ihr selbst in dem kleinen berganssteigenden Grasgarten hinter dem Hause das Grab. Denn noch lag auf den Gemeinden der „jungen Schweiz“ der Kirchenbann, und der Geistliche verweigerte dem Ungetauften eine Ruhestätte auf dem Friedhofe.

Die Herrschaft rachsüchtiger Willkür, welche wie immer und überall so auch im Wallis auf den Sieg der Reaction folgte, belegte nicht nur die Gemeinden der „jungen Schweiz“ mit schweren Geldbußen, sondern es wurde auch Jeder, der sich auf deren Seite irgend wie bemerkbar gemacht, noch zu besonderer Geldstrafe und langjähriger Haft verurtheilt. Waren die Verurtheilten flüchtig oder todt, so mußten die Hinterbliebenen zahlen. Lambert wurde wegen seiner Theilnahme an den Tumulten zu Ardon und der Aufreizung gegen die Abgesandten der Regierung von den Gerichten unter die Ausgezeichneten gestellt. Um die schwere Geldstrafe für ihren Mann außer dem Antheil an der ihrer Gemeinde auferlegten Buße zu erschwingen, mußte Brigitte das kleine Grundstück verkaufen. Als sie der Rache genügt, die sich in den Richtermantel hüllte, war sie eine Bettlerin.

Ihre Eltern waren todt, eine Base ihres Mannes, dessen einzige Verwandte im Dorfe, befand sich kaum in besserer Lage als sie selbst. Da entriß sie ein Zufall der Noth, der sie sich preisgegeben sah. Auf einem Botengange in Ardon anwesend, fand sie in der Hausthür des Gasthofes zur Post einen Bekannten ihres Mannes, den sie lange nicht gesehen hatte. Er hatte als Reisecourier eine englische Familie nach Italien begleitet und befand sich jetzt mit dieser auf dem Rückwege. Eine Beschädigung des Reisewagens hatte einen

Aufenthalt in Ardon nöthig gemacht. Als der Courier Brigittens Schicksal und Lage erfuhr, theilte er ihr mit, daß seine Dame für ihre drei jüngsten Kinder eine französische Wärterin suche. Er wollte seine Landsmännin gleich zu der Dame führen, wenn sich Brigitte entschließen könnte, die Stelle anzunehmen. Was hätte die Arme davon abhalten sollen? Losgelöst von allen Banden, die sie an die Heimath hätten fesseln können, stand sie da. Sie war eine hübsche Frau und ihr Aeußeres gefiel wie ihre Bescheidenheit. Drei Stunden später hatte sie einen flüchtigen Abschied von der alten Base, einen schweren, thränenvollen von dem Grabe ihres Kindes genommen und befand sich auf dem Wege nach England. Ach! keine Ahnung sagte ihr, als sie mit schellenklingendem Gespann an Chillon vorüberfuhr und ihr der Courier die auf den Felsen thronende Kirche von Montreux zeigte und nannte, daß dort derjenige weilte, den sie als todt beweinte. Und vielleicht waren in demselben Augenblicke Lambert's Augen von seinem Weinberge aus auf sie gerichtet, und folgten ebenso ahnungsvoll dem unter Staubwolken rasch dahinrollenden Wagen!

Sie hatte es gegen Amiel angedeutet, mit welchen Empfindungen sie, zurückgetrieben aus dem fremden Lande durch die räthselhafte Krankheit des Heimwehs, diese markaufzehrende Sehnsucht nach der Enge ihres grünen Bergthals, von der Paßhöhe des Jommen auf das Rhonethal geblickt, dem Schauplatz ihrer Liebe, ihres Leids. Es war ihr gewesen, als ob erst gestern heimkehrende Flüchtlinge die Schreckenskunde von den Vorgängen am Trientbach gebracht; als ob sie erst gestern die Leiche ihres Kindes in die Erde gesenkt hätte. Und jetzt war das Grab geborsten, und Lam-

bert von den Todten auferstanden. Jetzt wußte sie, was sie mit solcher geheimnißvollen Gewalt zu dem kleinen Jean hingezogen hatte. Es waren Lambert's Augen, die sie aus dem kleinen Geschöpf anschauten; es war ein Hauch seines Wesens, der sie von dem Kinde anwehte. Krampfhaft preßte sie den Knaben an sich, dann schob sie ihn zitternd von sich. Namenloses Entsetzen malte sich in ihren Zügen und hielt ihr Herz gefesselt.

Ja, das ist die Brigitte, rief der Knabe, meine andere Mama!

Lambert wollte reden; aber er brachte nur einen dumpfen Laut aus der heftig wogenden Brust. Brigitte preßte die Hände gegen die Stirn, als könnte sie durch diesen Druck die vor ihr stehende Gestalt ihres Mannes verwandeln und über die fürchterliche Wahrheit das frühere Leichentuch breiten.

Aber warum sagst du denn nichts zu der Brigitte, Papa? fragte der kleine Jean.

Ja, ja, ich red' schon nachher mit ihr, murmelte der Vater. Nachher! wiederholte er mit einem Blick auf Brigitte, die ihn im trostlosen Jammer anschaute.

Mit diesen Worten nahm er seinen Sohn bei der Hand und entfernte sich.

Brigitte sank tief aufstöhnend in das Gras zurück. Lambert lebte und war der Mann einer Andern! Wie vermochte sie das zu fassen?

Mit taumelnden Schritten begab sie sich wieder an die Arbeit, und so schwankten ihre Sinne.

Amiel kam zu ihr. Schon im Laufe des Vormittags hatte er sich gelegentlich in ihrer Nähe zu schaffen gemacht, um ein Wort mit ihr zu wechseln, so daß er deshalb die

Neckereien des Vaters zu ertragen gehabt, dessen gute Laune Alle belebte. Als er sich jetzt Brigitte wieder näherte, erschrak er über ihre große Blässe. War sie krank? Sie schüttelte den Kopf. Er aber glaubte ihr in seiner Besorgniß nicht und bat sie, daß sie nach Hause gehen möchte. Es sei überhaupt unrecht, daß sie nicht heute noch daheim geblieben; sie sei der schweren Arbeit in der glühenden Hitze noch nicht gewöhnt. Brigitte wollte bei der Arbeit bleiben. Mit den chaotisch in ihr wirbelnden Gedanken unthätig zu sein, wäre ihr unerträglich gewesen.

Na, wenn's Bitten nicht hilft, muß ich's Euch schon befehlen, rief Amiel. Ihr sollt heimgehen!

Sie sah ihn an und sagte mit gepreßter Stimme: Freilich, wenn Ihr's befehlt! Ihr seid ja der Herr.

Sie nahm ihre Harke über die Schulter und wollte gehen.

Herr Gott! rief Amiel betroffen, so ist's ja nicht gemeint. Er hätte ihr nichts zu befehlen und wollte ihr nichts befehlen; aber er sähe ja, daß sie krank sei. Ihm zu Liebe möchte sie heimgehen.

Ich geh' schon, versetzte sie mit einem matten Lächeln.

Ja, ihr seid verständig, das hab' ich schon gestern gemerkt, sagte er mit froher Miene. Wenn sonst die Weiber ihren Kopf aufsetzen, da ist nicht anders als mit Gewalt durchzugreifen.

Auf der Brücke, welche mit einem Bogen von grauen, zum Theil bemoosten Steinen den sprudelnden Bach überspannt, blieb Brigitte stehen und stützte sich an die Einfassungsmauer. Die Kräfte drohten sie zu verlassen. Mächtige Rüstern streckten von beiden Ufern ihre belaubten Zweige

gegen einander und überschatteten und verhüllten die Brücke. Rasch floß das luftklare Wasser unter dem Bogen hindurch, und die arme Brigitte dachte: Hoch vom Sommen kommen die Tropfen herab und finden ihren Weg in den See und aus dem See in das Meer, während sie, nur wenige Stunden von ihrem Manne entfernt, nicht wußte und erfuhr, daß er lebte. Das bittere Gefühl, von ihm verrathen zu sein, gohr in ihr auf.

Fassungslos strich Lambert auf der Wiese umher, nach einer Gelegenheit spähend, um mit Brigitte unbelauscht reden zu können. Er hörte nichts von dem, was Jean plauderte, der ihn bald verließ und zu dem Großvater lief; noch vernahm er etwas von dem, was die Leute ihm zuriefen. Sie hatten ihn Alle gern. Als er Brigitte mit seinem Schwager reden sah, überfiel ihn ein tödtlicher Schrecken. Wenn sie in ihrer Aufregung sein Verhältniß zu ihr verriethe? Er war verloren, wenn es geschah! Es waren schreckliche Sekunden, die er in dieser Angst durchlebte. Doch Amiel kehrte an seine Arbeit zurück, und Brigitte verließ die Wiese. Er folgte ihr und auf der Brücke holte er sie ein.

Stumm standen sich Beide gegenüber. Er rang nach Worten, um ihr zu sagen, daß er an dem Verhältniß, in welchem sie ihn wiederfand, unschuldig sei, während sie ihn mit jammervollen Blicken anschaute, die ihm das Herz vollends zerrissen. Plötzlich umschlang sie seinen Hals und laut aufschluchzend in dem Gefühl ihres Elends und doch zugleich der Freude, daß er lebte, drückte sie ihren Kopf an seine Brust. Schnell jedoch gab sie ihn wieder frei und sank halb ohnmächtig an die Brückenmauer zurück, während er scheu um sich blickte, ob sie Jemand gesehen hätte.

Betäubt von den Zuckungen ihres armen Herzens verstand sie kaum, was er zu sagen begann. Was kam es auch jetzt noch darauf an, was er sagte? Er war ja doch verloren für sie, schrecklicher verloren, als wenn er todt im Grabe gelegen hätte. Als er davon sprach, daß auch er sie für todt gehalten hätte, zuckte sie jäh auf. Und wenn sie wirklich nicht mehr am Leben gewesen wäre, hatte sie ihm so wenig gegolten, daß er ihr so schnell eine Nachfolgerin in seinem Herzen geben konnte? Er stand vernichtet vor diesem Vorwurfe, den sie mehr mit Blicken als mit Worten aussprach.

Hättest du nur meinen Brief beantwortet, dann wär's ja nimmer geschehen, sagte er und trocknete sich den Schweiß ab, der seine Stirn beperlte.

Er erzählte, wie er gleich nach seinem Unterkommen im Waadtlande an sie geschrieben hätte. Aber sie hatte diesen Brief nie erhalten. Er mußte in den Wirren der damaligen Zeit verloren gegangen sein. Unter neuen Thränen berichtete Brigitte von dem Tode ihres Kindes, wie sie in Noth gerathen und in die Fremde gewandert sei. Der Stempel des Grames in ihren Mienen bestätigte nur zu sehr ihre schlichte Schilderung dessen, was sie um ihn und das Kind gelitten hatte. Weinend verhüllte sie ihr Gesicht in der Schürze, während er, von ihren Worten erschüttert, davon sprach, wie sehr es ihm nahegegangen, als er aus ihrem Schweigen und den Mittheilungen des Eisenarbeiters von Ardon auf ihren und des Kindes Tod habe schließen müssen. Er erzählte seine Flucht und wie es Amiel gewesen, durch den auch er in dieses Haus gekommen und mit Dorothee bekannt geworden sei. Und ich hielt dich für umgekommen,

fuhr er unsicheren Blickes fort, und ich besaß auf Gottes weiter Welt nichts als mein Winzermesser — und ich konnte mein Glück machen, die Alten sahen es gern —

Ich begreif' schon, unterbrach sie ihn und ließ die Schürze erschöpft vom Gesicht sinken, daß dir die Dorothee gefallen konnte. Aber was soll jetzt werden? O, mein Erlöser, daß ich nicht wirklich todt bin!

Und ich bin verloren, ächzte er dumpf, wenn es herauskommt, daß du meine Frau bist. Es wird's mir Keiner glauben, daß ich unschuldig bin, und ich muß ins Zuchthaus wandern.

O, du mein Heiland! stammelte Brigitte. Dann aber rief sie lebhaft: Und du kannst glauben, daß ich dich verrathen könnte? Bin ich nicht deine Frau? O, Lambert!

Sie reichte ihm die Hand zum Pfande, daß er sich auf ihr Schweigen verlassen dürfte. Ihre Liebe zu ihm machte ihr Recht geltend, daß sie über die Gefahr, in welcher er schwebte, des eignen Elends vergaß.

Lambert athmete ein wenig erleichtert durch ihr Versprechen auf. Ein Mittel, die unheilvolle Verstrickung zu lösen, wußte auch er in diesem Augenblicke nicht. Aber es mußte sich ja wohl irgend ein Ausweg finden lassen. Er wollte darüber nachsinnen; jetzt sollte Brigitte heimgehen und sich nicht merken lassen, daß sie ihn kenne.

Mit einem unsäglich traurigen Blick ging sie von dannen, während er sich erschöpft von der Aufregung auf die Brückenmauer setzte. Er wünschte sich nicht todt; allein er wollte, daß er der Stimme gefolgt wäre, die ihn damals in den Ruinen von La Batia verführen wollte, trotz der ihm drohenden Gefahren heimzukehren. Und dann klammerte er sich

wieder daran, daß er in die gegenwärtige Lage nicht gerathen wäre, wenn der Brief an seine Frau nicht verloren gegangen. Als ob er kein Mittel unversucht gelassen, sich über den Tod Brigittens Gewißheit zu verschaffen, so klagte er sein unseliges Geschick an. Der schwere Schritt der beiden Rinder, welche die erste Ladung Heu bei sinkender Sonne heimführten, und der Zuruf ihres Lenkers scheuchten ihn aus seinem ergebnißlosen Brüten auf.

Amiel folgte dem Wagen. Seine erste Frage daheim galt dem Befinden Brigittens. Es hatte sie Niemand gesehen, und Dorothee eilte besorgt auf ihre Kammer. Dort saß Brigitte in Thränen aufgelöst auf ihrem Bette. Die freundschaftliche Theilnahme und Sorge Dorotheens durchstießen das Herz der Unglücklichen wie mit glühenden Eisen und steigerten ihre Qualen bis zur Unerträglichkeit. Sie stieß Dorothee von sich und fiel ihr in der nächsten Sekunde wieder um den Hals und bat sie schluchzend, sie nicht zu hassen. Dann wieder fuhr sie sich in das Haar und warf sich mit dem Gesicht auf ihre Lagerstätte. Dorothee suchte sie zu beruhigen und mit Mühe erlangte sie von ihr das Versprechen, sich auszukleiden und niederzulegen. Bekümmert verließ sie die Arme. Sie fürchtete eine schwere Krankheit im Anzuge.

Brigitte verbrachte eine schreckliche Nacht. Sie beschloß, gleich mit dem Morgengrauen das Haus zu verlassen. Sie mußte fort aus der falschen Stellung, in die sie durch das Wiederfinden ihres Mannes gerathen war. Ihre schlichte Natur vermochte keinen Lug und Trug zu ertragen. Der anbrechende Morgen fand sie jedoch unfähig, das Bett zu verlassen. Ueber eine Woche lag sie krank. Dorothee und

ihre Mutter pflegten sie getreulich. Sie selbst sträubte sich mit Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft gegen die Krankheit. Sie mußte ja fort, fort aus dem Hause.

5.

Lambert schmiedete unterdessen rastlos Plane, wie er sich aus der schrecklichen Lage, in die er sich so plötzlich versetzt fand, erretten könnte. Keiner wollte zum Ziele führen, und alle beruhten auf der Voraussetzung, daß Brigitte das Opfer der Entsagung brächte. Aber würde sie sich dazu entschließen, da ihr das ältere Recht zur Seite stand? Er hoffte es von ihrer Liebe, von der er glaubte überzeugt sein zu können. Denn liebte sie ihn nicht noch, so würde sie wohl bei ihrem Zusammentreffen anders gegen ihn aufgetreten sein. Freilich wußte sie nicht Alles, nicht, daß er die Todtgeglaubte verleugnet hatte, wie er jetzt die Lebende als eine ihm völlig Fremde verleugnete. Er hatte ihr diese Schuld nicht zu gestehen gewagt und darum fühlte er auch sein Herz durch die Unterredung auf der Brücke nicht erleichtert. Mußte diese Schuld nicht, wenn Brigitte sie erfuhr, ihre Liebe in Haß gegen ihn verwandeln? Weshalb sollte die treulos Verrathene dann noch Rücksicht auf ihn und die Gefahr nehmen, die er lief, wenn seine Doppelheirath an den Tag kam? Aber wie sollte sie es erfahren?

Es schien auch ihm das Beste, wenn Brigitte in ihr heimathliches Thal zurückkehrte. Er war ja wohlhabend genug, um sie dort nicht Noth leiden zu lassen. Aber sie durfte nicht gleich gehen. Ihr schnelles Verlassen des Hau-

ses, wo sie so herzlich aufgenommen worden, mußte auffallen, vollends nach ihrer Krankheit, in der ihr Alle bewiesen hatten, daß man sie nicht als eine Fremde betrachte. Es ließ sich kein haltbarer Vorwand dafür finden, und seine Furcht vor Entdeckung erfüllte ihn mit dem Argwohn, daß man den wahren Grund ihres Fortgehens errathen würde. Brigitte sollte wenigstens noch bis zum nächsten Sonntage dableiben, wo sie ungehindert mit einander reden könnten, während alle Anderen in der Kirche waren. Es waren schwere Tage für Beide. Lambert befand sich in steter Aufregung. Von der wachen Furcht vor einer Entdeckung beherrscht, vermochte er auch in seinem Benehmen gegen Brigitte nicht das richtige Maß zu finden. Er wollte gegen sie vor den Anderen gleichgültig erscheinen, und statt dessen zeigte er sich kalt, lieblos und abstoßend, so daß ihn Dorothee wegen seines Betragens zur Rede stellte und ihn bat, freundlicher zu sein. Auch Amiel murrte und fragte, ob er Brigitte etwa aus dem Hause vertreiben wolle? Daraus würde nichts. Er selbst war um so herzlicher gegen sie.

Der Plan, mit dem Lambert endlich ins Reine kam, ging darauf hinaus, daß Brigitte nach einigen Wochen unter dem Vorwande eines Besuches in die Heimath reisen und dann nicht wiederkommen sollte. Ihre Zunge wollte er für immer mit einem schweren Eide auf das Crucifix binden. Je näher indessen der Sonntag kam, je weniger vermochte sich seine Anfangs so sichere Hoffnung zu behaupten, daß es ihm gelingen würde, Brigitte zu einem Verzicht auf ihre Rechte zu bewegen. Mit beklommener Brust begab er sich, als die Anderen zum Kirchgange sich anschickten, in den Garten, wo ihn Brigitte erwartete.

Dieser, den nur einige wenige Blumenbeete zierten, denn er wurde überwiegend zur Zucht von Obst und feinen Gemüsen verwendet, lehnte mit seiner südlichen Seite unmittelbar an den Weinberg. Ein Laubgang von Birnbäumen, die in Bögen gezogen waren, bildete die Grenze. In diesem Gange fand Lambert nach einigem Suchen die arme Brigitte auf einer Bank sitzen. Sie hatte die Hände zu einem stillen Gebet gefaltet, während von Montreux herauf das Kirchengeläute tönte, in welches die Glocken des entfernteren Vevey einfielen und der Wind dann und wann einen summenden Ton von Villeneuve am Eingange des Rhonethals herübertrug, so daß es einen melodisch verhallenden Dreiklang gab. Weiß schimmerten die Landhäuser aus Laub und Rebengelände, und Luft und Licht schienen selbst den harten Stein der Felsen zu erweichen. Der See leuchtete so durchsichtig blau wie die Luft, und die Gondeln, die hier und dort mit silberträufelnden Rudern auf ihm schwammen, schienen im Aether zu schweben. An der Berglehne zogen von Montreux auf schmalem Pfad die Kirchengänger nach der steilen Terrasse, auf der sich der alte, dunkelbraune Thurm des Gotteshauses über den Laubkronen des Kirchhofs erhob. Brigitte wäre auch gern zur Kirche gegangen. Sie war lange in keiner gewesen, und in der trostlosen Lage, in der sie sich befand, verlangte es sie mehr als je, vor dem Bilde der Mutter Gottes ihre beladene Seele zu entlasten. Nur die innige Liebe zu ihrem Manne hatte sie fest auf dessen Seite erhalten, als der heimathliche Parteikampf von den Oberwallisern zu einem Glaubensstreit gestempelt worden. Den durchaus politischen Kern dieses Kampfes hatte sie natürlich nicht zu erkennen vermocht; allein sie war überzeugt

gewesen, daß ihr Lambert nichts Unrechtes wollen könnte, wie sehr es sie auch bekümmert, daß sie nicht mehr zum Tisch des Herrn gehen durfte und ihrem Kinde die heilige Taufe und ein christliches Begräbniß verweigert worden.

Sie bemerkte ihren Mann nicht gleich, der bei ihrem Anblick überrascht stehen blieb. Brigitte hatte aus ihrem Koffer, der inzwischen auf den von Amiel eingesendeten Gepäckschein eingetroffen war, ihre walliser Sonntagstracht hervorgesucht, die sie in England nimmer hatte anlegen dürfen. Der süße Pöbel aller Stände wäre ihr sonst wie einer fahrenden Comödiantin auf den Straßen nachgelaufen und hätte sie verhöhnt und beschimpft. In dem freien England ist die Gesellschaft die unumschränkte Despotin, die in Tracht und Sitte, Denken und Glauben Alle unter das Joch der Sklaverei beugt.

Das schwarze, enganschließende Mieder, unter dem das weiße Hemde faltig hervorbauschte, zeichnete Brigittens schlanken, eher zierlichen als kräftigen Wuchs zum besten Vortheil. Sehr gut stand ihr auch der eigenthümliche Kopfputz, eine glänzende Krone von breitem, dunkelrothem Atlasbande mit silberner Spitze, das gefältelt von dem kaum fingerbreiten, schwarzen Rande ihres Hutes aufstand und dessen Kopf verbarg. In glatten Scheiteln schmiegte sich darunter das reiche, kohlschwarze Haar um ein bläßliches, von der Luft gebräuntes Gesicht. Sie war noch immer eine hübsche Frau und sie lächelte ihren Mann mit ihren großen, schwarzen Augen wehmüthig an, als sein Schritt ihre Aufmerksamkeit erregte und sie in den Mienen des Näherkommenden die Ueberraschung las, sie in solcher Gestalt zu finden. Er setzte sich zu ihr auf die Bank, an dem Stiel einer Rose kauend, die

er zuvor gepflückt hatte. Es war ihm seltsam zu Muth. Wie oft hatten nicht beide so wie jetzt an schönen Sonntagen vor ihrem Häuschen im Lizernethal neben einander gesessen, Brigitte in ähnlicher Tracht wie heute. Auch Brigitte erinnerte sich dessen und sprach davon. Das Schwere, was sie erduldet, das unheimliche Verhältniß, in welchem sie einander wiedergefunden, erschien fast als ein bloß ängstigender Traum, aus dem sie nun erwacht waren. Sie saßen ja neben einander wie sonst, und Lambert murmelte seufzend: Ja, das war eine schöne Zeit.

Ausführlicher als es auf der Brücke möglich gewesen, redeten sie von ihren Erlebnissen seit ihrer Trennung. Brigitte erzählte von ihrem Kinde, wie lieb und süß es gewesen. Thränen hängten sich an ihre Wimpern, und auch seine Augen wurden feucht. Dann sprach sie von ihrem Aufenthalt in England, wo sie es gar gut gehabt hätte, und in dessen nebelvolles Klima, in dessen Lebensweise und Sitten sie sich ebenso wenig je hatte finden können, wie sie die gurgelnde, klanglose Sprache sich anzueignen vermocht. Nur einzelne Worte und Redensarten hatten sich ihr eingeprägt. O, das war ein so verwundersames Land, wie es sich Keiner vorstellen könnte. Und nicht einmal Berge gab's da — sie hatte wenigstens keine gesehen — und keinen ewigen Schnee, wie er von dem Oldenhorn, dem großen St. Bernhardt und der Dent du Midi wolkenweich zu ihnen herüberleuchtete! Lambert hatte den rechten Arm auf die übergeschlagenen Beine gestützt und die Wange in die Hand geschmiegt, und hörte ihr, sie anschauend, zu, die Rose im Munde, wie er es gewohnt war, wenn er daheim im Lizernethal ihrem Plaudern lauschte.

Freilich ging durch alles, was sie sagte, ein Zug der Wehmuth. Sie lag auf ihren Lippen, in ihren Augen, und ihr beklommenes Herz drängte sich schließlich in die unabweisbare Frage: Was sollte werden? Wußte er Rath?

Lambert vermochte in diesem Augenblicke nicht, von ihr zu fordern, daß sie vor Dorothee zurücktreten sollte. Ein Gefühl, das nicht Feigheit war, hielt ihn zurück, ihr gerade jetzt das Messer in die Brust zu stoßen. Es kam ihm über die Maßen grausam vor, und er hätte es nicht thun können, selbst wenn sein Leben auf dem Spiele gestanden. Er tröstete sie, daß er schon mit der Zeit einen Ausweg finden würde.

Ach nein, schüttelte sie traurig den Kopf, es nützt nichts, wie du dich auch zersinnst. Ich denk' auch daran Tag und Nacht; aber das Unglück hat kein End'. Es geht bis ans Grab.

Sei nur ruhig, wir kommen schon noch heraus! sagte er. Es gäbe ja für alles in der Welt ein Mittel und es käme nur darauf an, daß er ihrer Lage eine Seite abgewänne, von der er ihr beikommen könnte. Es sei wie mit einem Baum, der, hoch im Gebirge gefällt, in seinem Gleiten zu Thal plötzlich ins Stocken geräth; wieder flott zu machen sei er immer, wenn es auch zuweilen gar schwer halte und mitunter das Leben daran gesetzt werden müßte.

Brigitte vermochte seine Zuversicht nicht zu theilen. Wir müssen Alle unselig bleiben, seufzte sie. Ob ich dich fahren lass' oder die Dorothee, es ist immer dasselbe, und du bleibst doch an uns beide gebunden. Das Band kann Keiner aufknüpfen als der Tod. Aber unter einem Dach zusammen leben können wir nicht. Wenn ich fortgeh', wird's wenigstens leichter für dich und mich sein.

Es war seltsam! Sie bot ihm selbst die Hand zur Ausführung seines Planes, und statt sie zu ergreifen, machten ihn ihre Worte betroffen. Er bat sie, daß sie sich noch einige Tage gedulden möchte.

Ach, was nützt es denn? klagte sie, das Elend ist gar zu groß.

Aber er bat sie mit einer solchen Herzlichkeit, er schmeichelte ihr wie in den alten Tagen, daß sie ihm nicht zu widerstehen vermochte, und in diesem Augenblick kam Amiel, welcher den kleinen Jean auf seiner Schulter reiten ließ, den Laubgang daher getrottet.

Hott! hott! schrie Jean mit seinem dünnen Stimmchen, und Amiel sprang und prustete wie ein Pferd.

Schau, wie die Brigitte prächtig aussieht! rief er, vor dem Paare stehend bleibend, mit leuchtenden Augen. Damit schwang er den Buben von seiner Schulter, der indessen keineswegs gewillt war, seinen Spazierritt schon aufzugeben. Brigitte hob ihn auf ihren Schooß, um ihn zu beruhigen.

Und das beste ist, fuhr Amiel fort, daß der Schwager endlich vernünftig geworden ist und mit Euch Freundschaft geschlossen hat. Das müssen wir feiern!

Er machte den Vorschlag, daß sie Alle Nachmittags in den Schwan hinuntergingen und die neue Freundschaft mit einigen Flaschen besiegelten.

Lambert, welcher vergessen hatte, daß er neben Brigitte saß, ward roth und stand schnell auf, indem er seine Zustimmung zu Amiel's Vorschlag stotterte.

Amiel ließ sich behaglich auf dem leergewordenen Platz nieder, während sich Lambert gegenüber an einen der Obstbaumstämme lehnte. Er vermochte kein Auge von Brigitte

zu wenden, die mit seinem Buben tändelte. Amiel bemerkte es nicht; denn er selbst betrachtete Brigitte fortwährend mit Wohlgefallen. Dabei erzählte er, wer von den Nachbarn in der Kirche gewesen und was er von diesen an Neuigkeiten gehört hatte. Brigitte sah von dem Knaben nicht auf. Einmal sagte sie, ihn leidenschaftlich küssend: O, so ein herziger Bub' war auch der meinige! Lambert ging rasch fort. In dem Schatten eines Feigengebüsches warf er sich auf die Erde und weinte bitterlich.

Beim Mittagsessen erschien er in heiterer Stimmung, und diese Stimmung dauerte fort, als sie später Alle, die Kinder und Großeltern mit eingeschlossen, in dem Garten des Wirthshauses zum Schwan saßen. Dorothee freute sich wie ihr Bruder, daß Lambert mit Brigitte Freundschaft geschlossen hatte. Es konnt' ja auch nicht anders sein, sagte sie zu der verlegen vor sich niederschauenden Brigitte; dich müssen alle Menschen lieb haben! Die beiden jungen Frauen saßen nebeneinander. Dorothee war unstreitig die hübschere. Sie war größer und voller, und durch ihre sanft gerundeten, bräunlichen Wangen schimmerte hell das rothe Blut. Ihre gewölbten Lippen blühten wie eine Rose und ihre nußbraunen Augen leuchteten unter den langen Wimpern zwar freundlich, aber doch mit einem stolzen Selbstbewußtsein in die Welt. Dieser Stolz zeigte sich auch in den kurzen Bewegungen und Wendungen ihres schlanken Halses. Brigitte zog dagegen durch den Ausdruck des Leidens und der Trauer in den schärfer ausgeprägten Zügen, und namentlich in den tiefschwarzen Augen an, deren Gluth er verschleierte. Der Schnitt ihres Kopfes mit der leicht gebogenen Nase näherte sich dem römischen, und ihre Hände, die in England keine

schwere Arbeit zu thun gehabt, waren viel weißer und zarter als die Dorotheens. Diese Hände bildeten die stete Verwunderung Amiel's, und wie schon öfter, so machte er sich auch jetzt das Vergnügen, seine mächtige, eisenharte, dunkelbraune Rechte neben der Brigittens auf den Tisch zu legen und beide mit humoristischem Kopfschütteln zu vergleichen. Vater und Schwester neckten ihn mit der Aufmerksamkeit, die er in seiner Weise Brigitte erzeigte, und er selbst lachte herzlich mit. Seine Laune wurde immer rosiger.

Er hatte stets behauptet, daß der Wein seine Blume verlöre, wenn man ihn in der Gesellschaft von Weibern trinken müßte. Heute schien der Wein seine Blume nicht nur nicht zu verlieren, sondern im Gegentheil ungenießbar zu sein, wenn er nicht bei jedem Schluck zuvor mit dem Glase Brigittens in Berührung gebracht worden war. Selbst das kunstvolle Bräunen seiner Thonpfeife von Gambier, welches ihm über alle weiblichen Reize zu gehen schien, so daß die Mädchen von Montreux es bereits aufgegeben hatten, darüber zu triumphiren und den Simson zu fesseln, vernachlässigte er in Brigittens Gesellschaft. Ja, es widerfuhr ihm sogar das Unglück, daß er seinen besten Gambier, auf den er stolz wie ein König war, zerbrach, ohne Kummer darüber zu empfinden. Er begnügte sich, eine halblaute Verwünschung vor sich hinzumurmeln, während er die Stücke wegwarf.

Lambert lachte lauter als die Anderen über das Mißgeschick, dessen Größe ihnen bekannt war. Er trank viel und seine Lustigkeit, die etwas Gewaltsames an sich hatte, wurde immer geräuschvoller. Brigitte warf ihm besorgt verstohlene Blicke zu; er aber ließ immer noch eine frische Flasche kommen.

Gegen Abend fragte Amiel Brigitte, ob sie schon einmal auf dem See gefahren sei, und als sie es verneinte, erbot er sich, sie ein Stück hinauszurudern. Sie nahm es an. Lambert wollte ihnen folgen: aber seine Frau winkte ihm dazubleiben. Er lachte überlaut. Nach einigen Minuten aber sprang er auf und eilte dem Paare nach. Amiel hatte unterdessen schon vom Ufer abgestoßen, und statt auf Lambert's Ruf umzukehren, trieb er lachend den kleinen Nachen mit starken Ruderschlägen weiter in den See hinaus.

Der See war so still und tiefblau, wie der Himmel über ihnen. Eben berührte die Sonne den Kamm des Jura, schnellte zitternd auf und begann zu versinken. Ein rosiger Hauch schwamm auf der unbewegten Fluth und breitete sich emporschwebend über die Weinberge, die Häuser und Kastanienwälder. Chillon erglühte wie eine Rose, dunkler und dunkler, und dann begann sich die Kirche von Montreux leise zu röthen, während der Jommen, die Geschwister und die Felsenhäupter alle noch in weichem Golde badeten. Amiel ruderte langsamer und langsamer, zuletzt ließ er die Ruder sinken. Es war so still und feierlich, wie in einer Kirche. Und so still war es in diesem Augenblicke in Brigittens Busen. Es war ihr, als müßte der Kahn aus der Gluth langsam in die dunkelblaue Tiefe hinabsinken, und es schien ihr, als versänke er wirklich leise, unmerklich, und sie lächelte.

Amiel, welcher bisher geschwiegen hatte, nahm jetzt das Wort. Er sprach mit gedämpfter Stimme, und es klang Brigitte wie das Murmeln der Lizerne, wenn sie Abends vor ihrem Häuschen saß. Plötzlich empfand sie es wie einen Stich in ihrem Herzen. Zu sehr mit ihrem traurigen Loose beschäftigt, hatte sie in Amiel's Benehmen nur die Freund-

lichkeit eines guten Herzens gegen eine Unglückliche gesehen. Auf die Neckereien der Anderen hatte sie darum auch nicht mehr Gewicht gelegt, als auf Scherze, welche die heitere Stimmung des Augenblicks hervorzurufen pflegt. Amiel selbst war ja dabei völlig unbefangen erschienen. Um so mehr erschrak sie daher, als er jetzt in einer Weise, die sie nicht mißverstehen konnte, darauf hindeutete, daß es nur von ihr abhinge, auf dem Hofe seiner Eltern neben Dorothee als Herrin zu schalten und zu walten. Ihr Aufzucken entging ihm nicht, und der schmerzliche Blick, mit dem sie ihn ansah, sagte ihm deutlich genug, daß ihre Ueberraschung keine freudige war. Er verstand vollständig ihre Meinung, als sie das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken suchte. Er griff wieder zu den Rudern, und eine Weile fuhren beide schweigend dahin. Brigitte hatte die verschlungenen Hände auf das Herz gepreßt. Der bittere Kelch, den ihr das Schicksal reichte, war noch nicht geleert. O, warum mußte ihr auch das noch beschieden sein, einem guten, braven Menschen, der bisher ein so zufriedenes Leben geführt hatte, schweres Herzeleid zu verursachen.

Brigitte, begann er endlich still haltend, Ihr habt mich vorher schon verstanden, wie ich's meinte. Sagt's mir ehrlich, ob Ihr einen Andern im Herzen tragt?

Nein, versetzte sie nach einigem Zögern, ich denk' an keinen Andern als an meinen Mann.

Aber der ist todt! rief er.

Brigitte seufzte schwer auf.

Er fuhr weiter, während es dunkler um sie her wurde und die Felsen droben wie im Feuer zu erglühen begannen. Aus einer fernen Gondel scholl ein Gesang über das Wasser.

Aber Ihr mögt mich nicht leiden? fragte Amiel nach einer Weile, indem er die Ruder in der Schwebe hielt, mit unsicherer Stimme.

Ach nein, ich hab' nichts gegen Euch, versicherte Brigitte lebhaft. Ihr seid ja gar so gut gegen mich, und es thut mir weh, daß ich just zu Euch nein sagen muß.

Schaut, versetzte er mit sich weitender Brust, wenn's so steht — die Todten kommen nicht wieder, und ich hab' Euch noch 'mal so lieb, daß Ihr treu an dem Verstorbenen hängt. Aber Eure große Treu' nützt ihm nichts, und ich will schon Geduld haben, bis Ihr wieder dem Leben sein Recht gönnt. Ich will warten, Brigitte, bis Ihr zu mir ja sagen mögt. Eurem Seligen selbst wird's wohlthun im Himmel droben, wenn er sieht, daß seine hinterlassene Wittwe nicht mehr allein steht im Leben.

Die arme Brigitte ließ bei diesen treuherzigen Worten verzagt den Kopf sinken. Seine Hoffnungen, die sich wieder belebt hatten, konnten sich ja nimmer erfüllen, und sie durfte sie doch nicht zerstören, ohne unwahr zu sein oder ihr Geheimniß zu verrathen.

Er ruderte nun an das Ufer, und als er ihr beim Aussteigen die Hand bot, sagte er noch: Jetzt gebt Ihr mir Eure Hand und Ihr sollt's nimmer bereuen, wenn Ihr es für's ganze Leben thut. Ihr kennt mich noch wenig, aber Ihr sollt schon sehen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.

Die Andern waren bereits heimgegangen und so stiegen auch Amiel und Brigitte nach dem Hof hinauf. Lambert saß vor der Thür auf der Bank. Er hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und die Stirn in beide Hände gelegt. Er rührte und regte sich nicht, als jene beiden herauf-

kamen und Brigitte zögernd dem stumm in das Haus schreitenden Amiel folgte.

6.

Die Gewohnheit ist eine gewaltige Macht; allein eine ehrliche Natur mit dem Truge auszusöhnen vermag sie nicht. Brigitten war und blieb es schrecklich, mit einem so verhängnißvollen Geheimniß auf der Seele dem offenen Vertrauen, welches ihr von Allen im Hause bewiesen wurde, und namentlich den beiden Geschwistern gegenüber zu stehen. Amiel fuhr fort, in der Hoffnung, die er aus ihren Worten auf dem See geschöpft hatte, um ihre Gunst zu werben. Der Lebende mußte ja schließlich über den Todten, die lebendige, treue Liebe über die Erinnerungen an ein Grab den Sieg davontragen und er faßte sich in Geduld. Er erwies ihr eine unverminderte Herzlichkeit. Da er aber wußte, was zwischen seinem heißen Wunsche und dessen Erfüllung stand, so hätte er um alles in der Welt nicht zudringlich erscheinen mögen. Das Gesinde merkte bald, mit welchen Augen er Brigitte betrachtete, und nahm und behandelte sie als die künftige Herrin, deren Gunst niemand verscherzen mochte. Es wäre auch Keinem zu rathen gewesen, ihr ein scheles Gesicht zu machen. Amiel hätte demjenigen, der es gewagt, die Knochen im Leibe zerbrochen, und hätte es ihm hinterher selbst ein halbes Hundert Franken Schmerzensgeld gekostet. Was hätte Brigitte nicht darum gegeben, wenn sie dem vortrefflichen, treuen Menschen offen hätte erklären dürfen, daß all' sein Werben vergebens wäre!

Und wie gern hätte sie die Freundschaft seiner Schwester rückhaltlos erwidert! Dorothee war keine weiche, anschmiegende Natur; sie war mehr lebhaft als tiefer Leidenschaft fähig, selbstständig in ihrem Wesen, doch nicht herrisch, und durchaus gerade, ehrlich und offen. Brigittens unter äußerer Stille glühendem Herzen erschien sie so achtungs- und liebenswerth, wie kein anderes weibliches Wesen. Sie konnte nicht anders als Dorothee lieben und durfte doch nicht offen gegen sie sein. Daß sie es nicht durfte, ließ sie in ihren eigenen Augen als schlecht erscheinen und zwang sie zu einer scheuen Zurückhaltung, während es sie drängte, sich lebhaft hinzugeben. Wie sehnte sie sich danach, wie würde es sie in ihrer Lage erleichtert haben, ihr gequältes Herz in einen treuen Busen auszuschütten! Sie konnte nichts, als Dorothee mit schmerzlich bittenden Blicken anschauen und in der Stille weinen, wenn jene ihr Vorwürfe machte, daß sie ihre Freundschaft nicht in dem gleichen Maße erwidere. Eifersüchtig wegen Lambert war sie auf Dorothee nicht. Dorothee war ja unschuldig, und sie war von deren vortrefflichen Eigenschaften so sehr eingenommen, daß sie dieselbe nicht nur der Neigung ihres Mannes werth fand, sondern auch für würdiger als sich selbst hielt, die Frau Lambert's zu sein, den ihre Liebe über alle Andern stellte. Es erhöhte das Maß ihres Unglücks, daß sie zwischen diesen beiden Menschen stehen mußte.

Alles das drängte sie, da es kein gesetzliches Mittel gab, Lambert frei zu machen, ohne das im Dunkel lauernde Verderben an den Tag zu zerren, zu ihrem ursprünglichen Vorsatz zurück, sich und das Geheimniß in der Einsamkeit ihres Gebirgsdorfes zu begraben. Dennoch verrannen die Tage, und ihr Vorsatz blieb unausgeführt. Eben die Liebe

zu Lambert und mehr noch die zu seinem Knaben hielt sie im Hause fest. Sie mochte den kleinen Jean kaum von ihrer Seite lassen und selbst auf die Wochenmärkte nach dem nahen Vevey, wohin ein Maulesel ihre Obst- und Gemüsekörbe trug, mußte er sie an schönen Tagen begleiten. Ja, wenn sie ihn nach ihrem Lizernethal hätte mitnehmen dürfen! Welch' ein schönes Leben hätte sie mit ihm in der Heimath führen wollen! Er hing an ihr, als wenn sie wirklich seine Mutter gewesen wäre, und sie selbst gab sich dieser Täuschung hin, wenn sie mit ihm allein bei ihren Arbeiten im Garten und Weinberg oder auf den Marktgängen war. Auf ihn, der nicht nur in seinem Aeußern, sondern auch in seinem ganzen Wesen ein getreues Abbild des Vaters war, übertrug sie alle Zärtlichkeit, die sie für diesen noch in ihrem Herzen hegte. Die Eifersucht, die sie Lambert's wegen nicht empfand, sie regte sich wegen des Kindes, wenn dieses Dorothee bei dem Mutternamen nannte und deren Liebkosungen erwiderte.

Lambert befand sich unterdessen in einem wunderlichen Zustande. Der Sonntag, an dem Brigitte in ihrer heimathlichen Tracht, den kleinen Jean auf dem Schooße, neben ihm gesessen, hatte seine Erinnerungen an das glückliche Leben im Lizernethal kräftig erweckt. Die alte Neigung begann sich in seinem Herzen zu regen und die Aufmerksamkeit, welche der Schwager Brigitten erwies, machte ihn fast eifersüchtig. Es war ihm unangenehm, daß er fortfuhr, um sie zu werben. Jene Erinnerungen einer ersten, glücklichen Liebe, denen nichts gleich kommt, umwoben mit ihren weichen, glänzenden Zauberfäden sein Herz, erfüllten ihn mit Trauer, Brigitte verloren zu haben, und ließen ihn ihren Besitz auf's

neue wünschen. Nun suchte er sie so oft wie möglich auf, so daß ihn Dorothee wegen der warmen Freundschaft neckte, in die seine frühere Abneigung sich verwandelt hatte, und selbst Brigitte den früher so Argwöhnischen zur Vorsicht mahnen mußte. Half sie ihm bei seinen Arbeiten im Weinberge, so vergaß er mehr als einmal die Gegenwart und redete von den damaligen Verhältnissen, den alten Freunden und Nachbarn, als stände und wohnte er noch mitten unter ihnen. Er ging Brigitte entgegen, wenn sie mit seinem Sohne vom Markte heimkehrte. Kam sie dann langsam den steilen Weg zwischen den Weinbergsmauern herauf, mit einer Hand den Knaben haltend, der seelenfroh hinter den leeren Körben auf dem Rücken des Maulthieres saß, dann war es ihm, als stände er vor seinem Geburtsdorfe und Brigitte kehrte mit ihrem Kinde von Ardon heim. Er nahm Jean auf den Arm, wie er es zu Hause mit dem Säugling gethan, und schritt neben Brigitte im Gespräch her. Warum war der Hof droben nicht ihr Häuschen im Lizernethal?

Eines Nachmittags kam er zu Brigitte in den Garten, wo sie Himbeeren pflückte. Beide Kinder halfen ihr eifrig, wobei sie freilich ihre Mäulchen fortwährend mit dem Korbe verwechselten, und ihre Gesichter in Folge dessen sehr blutig aussahen. Lambert war unruhig und aufgeregt. Er hatte sich einen Plan ausgesonnen und winkte Brigitte von den Kindern fort, um ihr denselben mitzutheilen. Er wollte mit ihr und Jean nach Amerika fliehen; waren sie dort, so konnte Dorothee auf Scheidung von ihm klagen und die Auflösung ihrer Ehe mit dem verschollenen Ausgewanderten stieß schwerlich auf Hindernisse. Dieses Mittel bot allerdings eine Erlösung aus dem unseligen Verhältnisse und,

nur diesen Umstand im Auge, schlug Brigittens Herz in dem frohen Gefühl der Rettung hoch auf. Die Aufregung ließ sie einige Sekunden lang keine Worte finden; aber dann versanken auch wieder die fernen Küsten, die er ihr zeigte. Was mußten Dorothee und die Ihrigen denken, wenn sie mit Lambert heimlich die Flucht ergriff? Es war der schmählichste Verrath an deren Vertrauen. Ein späterer Brief konnte Dorothee freilich über ihr Verhältniß zu Lambert aufklären, und wenn sie ihm nach Amerika folgte, so machte sie nur von dem Rechte Gebrauch, das ihr auf ihn zustand. War sie doch sein eheliches Weib. Das alles fuhr ihr rasch durch den Sinn, während ihr Lambert, entzündet von seinem Plane, das glückliche Leben schilderte, das sie jenseits des Oceans führen wollten. Er hatte bereits an alles gedacht, nur nicht an die Mittel, von denen die weite Reise bestritten werden sollte. Brigitte machte ihn darauf aufmerksam, daß sie beide ohne Geld wären und er das, was er wohl erworben haben mochte, nicht herauskriegen könnte, ohne sich mit dem alten Pivert und Amiel auseinanderzusetzen. Er murrte, daß sie jetzt an solche Nebensachen dächte und alles von der schwarzen Seite ansähe. Die Hauptsache sei, daß sie in seinen Plan einwillige.

Du hast Recht, versetzte sie mit zitternder Stimme, und wie schlecht wir es drüben auch haben mögen, ich will's gern tragen, wenn ich nur den Menschen wieder frei ins Aug' schauen darf. Aber — aber ist's denn wahr, daß du mich noch liebst, und die Dorothee ganz vergessen hast, die Dorothee, die dir deine Kinder geboren hat?

Würd' ich dir denn sonst vorschlagen, mit mir nach Amerika zu gehen? versetzte er.

Brigitte sah ihn mit einem langen Blicke an und schüttelte den Kopf, indem sie die Hände auf ihren aufschwellenden Busen drückte. Durfte sie sich wirklich schmeicheln, daß ihr Wiedererscheinen Dorothee aus seinem Herzen gerissen habe? Freilich hatte er sie einst geliebt; aber sie konnte sich in keinem Stücke der hübschen Dorothee gleichstellen. Wenn nun drüben seine Neigung zu dieser wieder erwachte, wie sie zu ihr augenblicklich erwacht schien? Und mußte bei den Entbehrungen, mit denen sie Beide in dem fremden Lande wegen ihrer Mittellosigkeit sicher zu ringen haben würden, ein solches Erwachen nicht um so schneller erfolgen? Dann trug sie die Schuld, ihn aus Verhältnissen herausgerissen zu haben, in denen er sich offenbar wohl fühlte und nach denen die Sehnsucht unausbleiblich war.

Ich lieb' dich herzlich, sagte sie, nachdem sie ihm alles eindringlich vorgestellt hatte; aber was wär's für ein Glück für mich, wenn ich dich unglücklich wüßt'? Ich dank' dir, daß du noch an mich denkst; aber glücklich werden wir Beide doch nicht mehr. Ueberleg's dir nur recht!

Sie reichte ihm mit einer traurigen Herzlichkeit beide Hände. In diesem Augenblicke bog Amiel um die Himbeerhecke, in deren Nähe sie standen. Lambert und Brigitte fuhren auseinander und wechselten im jähen Schreck, daß sie belauscht worden seien, die Farbe. Amiel hatte jedoch kein Wort von ihrer Unterredung gehört; es lag nicht in seinem Charakter, Jemand zu belauschen. Die Schwester hatte ihn in den Garten geschickt, um nachzusehen, ob ihre Kinder dort wären. Er selbst war im höchsten Grade bestürzt, als er Lambert und Brigitte auseinanderfahren sah und ihr Erblassen bemerkte. Die große Freundschaft, welche

sein Schwager Brigitte zu beweisen angefangen, war ihm nicht entgangen. Er hätte sie minder lebhaft gewünscht, und sie hatte ihn in der Stille verdrossen. Aber es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß Brigitte so vertraut mit seinem Schwager sein könnte. Auf diese war sein betroffener Blick gerichtet, unter dem ihre frühere Blässe einer glühenden Röthe Platz machte.

Lambert hatte sich unterdessen einigermaßen gesammelt und fragte ihn mit mürrischem Tone, was er hier suche?

Amiel wendete die Augen langsam auf ihn. Er war wie betäubt von dem doppelten Verrath der Beiden an ihm und seiner Schwester.

Dich nicht, murmelte er; dich am wenigsten, den Mann meiner Schwester.

Lambert zuckte zusammen; aber zugleich beruhigten ihn diese Worte über seine größte Furcht. Amiel würde ihn nicht den Mann seiner Schwester genannt haben, wenn er sein Gespräch mit Brigitte belauscht hätte. Diese Ueberzeugung gab ihm wieder Muth, und er suchte einen leichtfertigen Ton anzuschlagen. Er wüßte nicht, was Amiel wollte; ob es ein Verbrechen sei, mit einem Frauenzimmer zu reden? Eine hübsche Wittwe sei auch ihm lieber als eine häßliche Dirne.

Brigitte winkte ihm ängstlich, still zu sein. Sie sah, wie Amiel's Augen zu glühen begannen und ihm das Blut zu Kopf stieg. Lambert aber achtete dessen nicht, und von dem Himbeergesträuch neben sich ein Blatt pflückend, lachte er: Ich nehm's dir ja auch nicht übel, daß dir die Brigitte gefällt, und hab' dich auch nicht gefragt, was ihr Beide neulich auf dem See mit einander zu thun gehabt.

Da brach Amiel's Zorn los. O, du elender Kerl, rief er, die Faust ballend, du bist ja nicht werth, daß dich die Sonne bescheint. Hätt' ich gewußt, was du für ein ehrloser, schlechter Mensch bist, lieber verhungern hätt' ich dich lassen, wie du damals ins Waadtland gekommen bist, als dich unter unser Dach genommen.

Brigitte näherte sich ihm, um ihn zu beschwichtigen. Sie wollte ihm vorstellen, daß es Lambert gar nicht so meine, wie er rede, und es sei zwischen ihnen nichts vorgefallen, was das Gotteslicht zu scheuen hätte! Amiel aber drängte sie mit einem finsteren Blick bei Seite, und Lambert rief nun ebenfalls aufbrausend: Verwünscht sei der Tag, an dem ich über eure Schwell' trat. Da fing mein Unglück an. Ihr habt mich zu einem elenden Menschen gemacht, du und die Dorothee!

Amiel konnte aus diesen Worten nichts anderes heraushören, als eine Bestätigung seines Verdachts. Sie mußten ihm als ein Geständniß der Liebe zu Brigitte erscheinen. Außer sich darüber und über die Treulosigkeit gegen die Schwester, entrang sich ihm ein dumpfer Laut der Wuth und seine wuchtige Faust stieß Lambert vor die Brust, daß dieser hinter sich in das Himbeergesträuch taumelte. Wie er sich todtenbleich wieder aufraffte, quoll ihm ein Blutstrom aus dem Munde. Er schwankte und fiel zu Boden.

Brigitte stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Die Kinder, welche durch die zornige, erhobene Stimme des Oheims inzwischen herbeigelockt worden waren und sich ängstlich an Brigittens Rock geklammert hatten, begannen zu schreien und zu weinen. Amiel starrte einige Sekunden regungslos auf das Blut. Seine Wuth verflog, und

er bemühte sich mit Brigitte, den Ohnmächtigen aufzuheben.

Herr Gott, Herr Gott! murmelte er, meine arme Schwester!

Brigitte lief nach dem Brunnen auf dem Hofe, um Wasser zu holen. Als sie zurückkam, begegnete sie bereits Amiel, der den Leblosen wie ein Kind auf den Armen nach dem Hause trug.

Man mag sich den Schrecken der Eltern vorstellen, als Amiel mit seiner blutigen Last in die Stube trat. Während er Lambert auf das Bett legte, rief Brigitte Dorothee herbei, welche in der Milchkammer beschäftigt war.

Was hat es denn gegeben? fragte Dorothee und setzte die Milchschüssel nieder, die sie eben in den Händen hielt. Du siehst ja aus wie ein Geist.

Brigitte war so aufgeregt und verwirrt, daß Dorothee wenig aus ihren Reden entnehmen konnte.

Nun, nun, es wird ja so schlimm nicht sein, meinte sie, und eilte besorgt in ihre Schlafstube, wo die Eltern um Lambert, der inzwischen wieder zu sich gekommen, beschäftigt waren. Brigitte folgte ihr nicht.

Amiel war in seine eigene Stube auf der andern Seite der Hausflur gegangen, als Lambert wieder die Augen geöffnet. Die Liebe war spät, aber um so mächtiger in seine breite Brust eingezogen. Sein ganzes Wesen war von ihr ergriffen. Er wäre für Brigitte durch das Feuer gegangen, und wie man auf sein Wort bauen konnte, so hatte er auf sie gebaut. Wenn sie nichts Unrechtes im Sinne hatte, warum hatte sie so erschrocken ihre Hände aus denen Lambert's bei seinem plötzlichen Erscheinen zurückgezogen? Ihr

Erbleichen, Lambert's Worte machten es zur trostlosen Gewißheit für ihn, daß Brigitte falsch war, daß sie ihn auf dem See belogen hatte. Sie hatte ihn und Alle betrogen, um ihr Verhältniß zu Lambert zu verbergen. Wenn sie falsch sein konnte, die er für so lauter wie Gold gehalten hatte, und nicht er allein, — wem war dann noch zu trauen auf der Welt? Aechzend warf er die Arme lang über den Tisch, vor dem er sich auf einen Stuhl geworfen, und ließ den Kopf auf die Platte sinken. Sein ehrliches Herz litt schrecklich unter der Entdeckung, die er eben gemacht zu haben glaubte.

Unterdessen saß Brigitte auf der Bank vor der Hausthür, wohin sie sich in ihrer Aufregung geflüchtet, und weinte in ihre Schürze. Die Verwirrung, das Unheil, welches ihre Erscheinung in dem Hause unter Menschen anrichtete, die vorher so glücklich gewesen, wurde immer größer. Wie wenig hätte gefehlt, und Amiel wäre um ihretwillen zum Mörder an Lambert geworden, um ihretwillen, die er nun für schlecht hielt! Sie hatte in seinen Blicken nur zu deutlich gelesen, wie er von ihr dachte. O, das war hart. Sie kam sich vor, als hätte Gott einen Fluch auf sie gelegt. Und sie war sich doch nichts Unrechtes bewußt. Oder war es ein Unrecht, daß sie einen Augenblick den Gedanken gehegt hatte, das Band zwischen Lambert und Dorothee zu zerreißen und mit ihm nach Amerika zu fliehen? Es erschien ihr als ein Unrecht; denn sie war ja todt für Beide gewesen und Beide hatten einander in Treu und Glauben auf ihren Tod geheirathet. Damit war ihr Recht auf Lambert erloschen.

Nach einer Weile kam Dorothee zu ihr; Lambert schlief.

Brigittens Thränen bestärkten sie in der Vermuthung, die sie schon vorher aus deren wirren Reden und dann aus der unzusammenhängenden Erzählung des kleinen Jean geschöpft hatte. Sie glaubte, Lambert habe ihren Bruder etwas zu arg mit seiner Liebe zu Brigitte geneckt. Sie hatte es dieser schon manches Mal zu verstehen gegeben, wie lieb es ihr wäre, wenn sie Amiel's Werbung annähme. Brigitte war ihr jedoch immer ausgewichen, wenn sie das Gespräch auf diesen Gegenstand gelenkt.

Ich weiß es schon, sagte sie jetzt, daß mein Mann den Amiel gar zu gern aufzieht. Aber nimm es dir nicht so sehr zu Herzen; es wird ja mit Gottes Hilfe mit meinem Mann schon wieder besser werden. Er verträgt schon einen Puff. Du hättest es freilich verhindern können, wenn du ein wenig Mitleid mit dem armen Amiel haben wolltest.

Brigitte fiel eine schwere Last vom Herzen. Sie hatte gezittert, als Dorothee zu ihr kam, daß diese von dem Streite zu ihr reden würde, und sie konnte ihr doch nicht sagen, wie das Unglück geschehen war.

Ja, ich weiß, murmelte sie, indem sie sich die Augen trocknete, daß er's nicht bös' gemeint hat. — Sie meinte Lambert; aber es wollte ihr nie über die Lippen, ihn Dorotheens Mann zu nennen. — Dein Bruder wollt' aber nichts hören.

Eben weil du nichts hören willst, versetzte Dorothee, und Brigittens Hand ergreifend, fuhr sie freundlich fort: Du siehst, wie lieb dich mein Bruder hat, und weil's doch durch den unglückseligen Streit einmal offen geworden ist, so laß uns auch davon reden und sag' mir, warum du meinen Bruder nicht magst? Glaub' mir's, es wär' auch meinen

Eltern ganz recht, wenn du ihn nähmst. Sie sähen es lieber heut' als morgen, daß der Amiel heirathet, und daß du arm bist, macht nichts aus. Mein Mann hatte noch weniger als du, wie er ins Haus kam. Wie er ging und stand, das war alles, was er besaß.

Die arme Brigitte ward glühend roth. Hat dir dein Bruder nichts gesagt? stammelte sie.

Dorothee entgegnete, daß sie ihn nicht habe fragen mögen; auch sei es vergebens, von ihm etwas erfahren zu wollen, was er Einem nicht von selbst anvertraue. Das aber hab' ich wohl gemerkt, schloß sie, daß du ihn nicht ganz abgewiesen haben kannst.

Doch! versetzte Brigitte in peinlicher Verlegenheit. Ich hab' ihm gesagt, daß es wegen meines Mannes nimmer sein könnt'!

Du bist ein treues Herz, sagte Dorothee und drückte ihre Hand; aber wenn man so jung ist wie du, kann das Trauern um einen Todten nicht ewig währen. Es hat schon Manche ihre Lieb' begraben müssen und ist nachher doch noch mit einem Andern glücklich geworden.

Brigitte schüttelte den Kopf. Sie könnt's nimmer, murmelte sie und sah trostlos vor sich nieder, während Dorothee fortfuhr, ihrem Bruder das Wort zu reden.

Aber wie kann er glücklich mit mir sein, entgegnete Brigitte, wenn er weiß, daß ich immer an einen Andern denk'?

Du wirst schon weniger an deinen Mann denken, wenn du erst Amiel's Frau bist, meinte Dorothee.

Brigitte seufzte tief auf. Sie hatte ja an ihrem Mann ein Beispiel, wie schnell die Todten vergessen werden. Aber, sagte sie, dein Bruder würd' immer meinen, wenn ich nicht

froh bin, daß ich an meinen Mann denk'. Es kann ja gar nicht anders sein, und dir selbst muß es ja so gehen.

Nur stockend hatte sie die letzten Worte hervorgebracht und wagte nicht, Dorothee anzusehen.

Mir? rief diese verwundert. O, du bist ja ganz wirr, armes Herz! Hab' ich denn einen Wittwer geheirathet? Wie würd' mein Mann lachen, wenn er das gehört hätt'!

Sie selbst mußte trotz der Sorge um Lambert lachen, während Brigitte die Blässe, welche ihre Wangen überzog, hinter ihren Händen zu verbergen suchte.

Nein, rief Dorothee, mein Mann hätt' mir nimmer gefallen, wenn er ein Wittwer gewesen wär'. Du weißt ja, wie man denkt, wenn man ein junges Mädel ist.

Die Mutter rief sie in das Haus; der Lambert sei aufgewacht.

Noch sagte sie, indem sie aufstand und ihre Schürze glatt strich: Ich bitt' dich herzlich, mach' den Amiel nicht unglücklich. Er ist ein verständiger Mensch und wird's dir nicht verübeln, wenn du zuweilen an deinen Ersten denkst.

Brigitte hatte von ihren Worten nichts mehr vernommen. Sie hatte es Lambert vergeben, daß er, da er sie todt wähnte, so schnell wieder geheirathet hatte. Die Entdeckung, daß er sie überhaupt verleugnet hatte, traf sie wie ein plötzlicher Donnerschlag. Jetzt erst fiel ihr ein, daß sie schon längst aus dem Umstande hätte Verdacht schöpfen sollen, daß ihr Vorname bei ihrer Ankunft auf dem Hofe ohne jede weitere Bemerkung aufgenommen worden war. Der Name war freilich nicht ungewöhnlich, aber er hätte doch wenigstens Dorothee auffallen müssen, wenn Lambert je zu ihr von seiner verstorbenen Frau gesprochen hätte. Nun war

es am Tage, daß er es nie gethan. Ihre Seele krümmte sich vor Schmerz unter diesem Verrath. Wie hatte sie Lambert geliebt, und er hatte Weib und Kind verleugnet; sie waren für ihn nie dagewesen! In einem andern Lichte, als sie ihn so lange zu sehen gewohnt war, stand jetzt sein Charakter vor ihr. Der Tod, von dem sie ihn der Erde entrückt gewähnt, hatte alle seine Schwächen ausgelöscht und ihn in ihren Erinnerungen erhöht. Die Entdeckung seines Verraths stürzte ihn um so tiefer hinab. Diesen häßlichen Verrath konnte sie nicht vergeben.

Mechanisch kehrte sie an die unterbrochene Arbeit zurück. Sie fuhr fort, die Körbe mit den rothen Beeren zu füllen, und wußte nicht, daß sie es that. Als sie fast fertig damit war, fand sich Jean wieder bei ihr ein. Er plauderte nach seiner Gewohnheit und erzählte, daß der Papa nicht mehr todt sei. Brigitte achtete nicht darauf, sah ihn nicht an, und als er ihr einmal in den Weg kam, schob sie ihn mit finsterem Gesicht und fast mit Heftigkeit bei Seite. Er begann zu weinen. Da warf sie sich vor ihm auf die Kniee, schloß ihn leidenschaftlich in ihre Arme und gab ihm die süßesten Namen. Er war ja unschuldig an dem, was ihr sein Vater gethan. Sein Kind durfte sie noch lieben, und sie liebte in diesem jenen Lambert, dessen Gedächtniß in ihr durch seinen vermeintlichen Tod verklärt war.

Jetzt war Lambert wirklich für sie todt. Ihr Herz riß sich zuckend von ihm los und ihre Liebe zu ihm erlosch. Ohne den kleinen Jean wäre sie verzweifelt, und er hing sich in diesen qualvollen Tagen noch mehr an sie wie früher. Denn außer ihr beschäftigte sich Niemand mit ihm, wie sonst. Der Vater lag krank, Mutter und Großmutter waren

von dessen Pflege in Anspruch genommen, und der Ohm ging in sich gekehrt seinen Obliegenheiten nach. Mit Brigitte sprach Amiel kein Wort mehr. Sie merkte es wohl, daß sie seine Achtung verloren hätte, und es that ihr weh; denn sie hielt ihn werth!

Mit Amiel's Abwenden von ihr, das sie dulden mußte, ohne sich rechtfertigen zu dürfen, zerriß das letzte Band, das sie an den Hof fesselte. Lambert mochte sie nicht mehr sehen; sie konnte nicht länger mit ihm unter demselben Dache athmen. Es war Zeit zu gehen. Aber konnte sie fort, ohne Jean? Lambert hatte sie ja um Alles gebracht, und einen Ersatz war er ihr für seinen Verrath schuldig. Sie wollte nichts als das Kind, während ihm dafür alles blieb, was ihn an ihr zu einem schlechten Menschen gemacht hatte. Das Kind war der Preis, um den sie schweigen wollte. Die Liebe zu Lambert war todt in ihrem Herzen und keine Rücksicht auf ihn hielt sie zurück. Sie war entschlossen, ihm Trotz zu bieten, wenn er versuchen sollte, ihr den kleinen Jean zu entreißen. Er war ja im höchsten Sinne das Kind ihrer Schmerzen.

7.

Während die arme Brigitte die Liebe aus ihrem Herzen riß, hatte Lambert auf seinem Krankenlager Muße genug, seine unüberlegten Aeußerungen gegen Amiel zu verwünschen und zu erkennen, wie gegründet Brigittens Einwände gegen seinen Fluchtplan waren. Der Blutauswurf wiederholte sich glücklicher Weise nicht, und Lambert war in der Schwäche

seines Zustandes um so empfänglicher für alle Liebe und Pflege, die ihm von Dorothee und deren Eltern gewährt wurde, während seine Hülflosigkeit und Schonungsbedürftigkeit diese Liebe lebhafter hervortreten ließ, als es in gesunden Tagen der Fall war. Freilich durfte er nicht zweifeln, daß ihn Brigitte unter ähnlichen Umständen nicht minder liebevoll gepflegt haben würde. Aber wäre sie auch im Stande gewesen, ihm alle diese Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten zu verschaffen, von denen er in dem wohlhabenden Hause umgeben war? Bestand er auf seinen Fluchtplan, so mußte er alle dem vielleicht auf immer entsagen. Er kam mit leeren Händen über den Ocean und mußte den schweren Kampf um das tägliche Brod noch einmal beginnen und wohl herbere Noth erfahren, als er je gekannt hatte. In seinem gegenwärtigen Zustande schreckte er vor diesem Kampfe doppelt zurück. Aus jeder Ecke der Stube streckte sich eine Hand aus und hielt ihn fest. Hatten ihn vorher die Erinnerungen, wie glücklich er im Lizernethal gewesen, nach Amerika locken wollen, so rief jetzt seine ganze Umgebung wieder die glücklichen Jahre zurück, die er an Dorotheens Seite auf dem Hofe verlebt hatte. Die Gegenwart machte Dorotheens Schaale sinken. Er sah wieder, wie hübsch und blühend sie war, und wenn sie in der Stube freundlich an seinem Bette saß, ihm erzählend, was es in Haus und Hof Neues gab, oder sich leise über ihn beugte, wenn sie ihn schlafend glaubte, so war es ihm stets wie ein heller Sonnenschein. Nie hatte er so wohlthuend wie jetzt die heitere Frische ihres für ihn liebevoll thätigen Wesens empfunden. Und sie war die Mutter seiner Kinder!

Es war wohl zum ersten Male in seinem Leben, daß

er über die Eigenschaften Dorotheens sich Rechenschaft ablegte. Wenn aber diese dadurch gewann, so stieg auch Brigitte in seinem Nachdenken an Werth. Ihr Dulden und der Opfermuth, mit dem sie darauf verzichtete, durch die Flucht mit ihm auf Kosten Dorotheens glücklich zu werden, traten ihm deutlich vor die Seele.

Nun überkam ihn bittere Reue über den Leichtsinn, durch den er sich in diese Doppelstellung verstrickt hatte und welcher auch zu dem Unglück Dorotheens führen mußte. Hätte er dieser nur nicht aus Eitelkeit verschwiegen, daß er schon einmal verheirathet gewesen! Und schon hörte er die Entdeckung an die Thür pochen. Voll Unruhe gedachte er der Aeußerungen, die ihm im Zorn gegen Amiel entfahren waren. Wie er Amiel kannte, so waren Erklärungen darüber unausbleiblich. Vielleicht wußte Dorothee schon um das, was er über sie geäußert hatte? Aengstlich beobachtete er sie in der Stille; allein sie zeigte stets dieselbe freundliche Sorge um ihn.

Als die Gefahr, in der er während der ersten Tage geschwebt, durch ihre Fürsorge glücklich abgewendet war, erzählte sie ihm einst scherzend, daß die arme Brigitte durch den Auftritt zwischen ihm und Amiel derartig verwirrt gewesen, daß sie ihn für einen Wittwer gehalten hätte. Lambert versuchte — mit welchen Empfindungen! — in ihr Lachen einzustimmen; allein es gelang ihm schlecht. Er betete in seiner Herzensangst zu allen Heiligen, daß sie ihn aus seiner schrecklichen Lage befreien möchten, und er gelobte der heiligen Jungfrau in Ardon eine Bandkrone mit ächten silbernen Spitzen, wenn sie ihm hülfreich sein wollte. Das Doppelverhältniß zu den beiden Frauen konnte nicht länger fortbe-

stehen, ohne daß er sich noch tiefer in Lug und Trug verwickelte, und er scheute um Dorotheens willen davor zurück. Kaum ertrug er noch ihren Blick. Er mußte wegsehen, wenn er ihren klaren, freundlichen Augen begegnete.

Noch einmal wandten sich seine Gedanken zu dem Fluchtplane zurück; allein diesmal wie ein Schiffbrüchiger, der nach einer vorbeitreibenden Planke greift. Wollte ihn Brigitte begleiten, so war es gut; wo nicht, wollte er allein nach Amerika gehen. Aber das war die Gewißheit von Dorotheens Verlust. War es denn ebenso gewiß, daß er sie verlor, wenn er ihr alles gestand? Sie liebte ihn ja auch, wie er sie. Und wenn sie ihm verzieh, was dann? Aber das war gleichgültig, wenn er nur die Schuld gegen sie von der Seele wälzen konnte. Doch die Furcht, sie zu verlieren, war größer als seine Gewissensqual. Wenn er nur wenigstens gewußt hätte, wie Brigitte von ihm dachte, der nun sein Verrath offenbar war! Aber Brigitte ließ sich in der Krankenstube ebenso wenig sehen, wie Amiel. Hätte er diesen letztern nicht gefürchtet, so hätte er sie zu sich rufen lassen.

Lambert wagte nicht die Augen aufzuschlagen, als er, das erste Mal das Bett verlassend, mit Amiel zur Mittagszeit in der Wohnstube zusammentraf. Amiel seinerseits würdigte ihn keines Blickes noch Wortes. Der Vater, gleich allen Andern von der Voraussetzung ausgehend, daß der Streit der beiden Schwäger aus einer zu weit getriebenen Fopperei Lambert's wegen Brigitte entstanden sei, betrachtete beide mit halb zugekniffenen Augen, und sich zu seiner Frau wendend, sagte er:

Schau, Mutter, wie die Welt sich ändert! Zu unsrer



Zeit, wenn's einen Stich gab deinetwegen, setzt' ich die Faust darauf, und es war gut. Die aber schneiden noch heut' Gesichter, als hätt's ihnen der liebe Gott für die Ewigkeit auf's Kerbholz gesetzt.

Lambert streckte Amiel die Hand entgegen und rief: Vergieb mir; ich nehm' alles zurück, was ich gesagt hab'.

Schon gut, versetzte Amiel und sah ihm fest in die Augen; aber damit ist's nicht abgethan. Wir reden schon noch weiter darüber.

Ja, ja! entgegnete Lambert hastig, indem seine von der Krankheit gebleichten Wangen feuerroth wurden.

Ho, ho! rief der Alte, reden mögt ihr, so viel ihr wollt. Wer aber die Hand gegen den Andern aufhebt, der zahlt fünfzig Franken Straf' an die Armen!

Schon Recht! sagte Amiel. Ich werd' ihn nicht wieder anrühren. Wenn er mich zufriedenstellt, so ist's gut; wenn nicht, werden Andre wohl wissen, was sie zu thun haben.

Dorothee kam mit dem Mittagessen aus der Küche. Man wartete nur noch auf Jean und Brigitte. Dorothee lief in den Garten und rief nach ihnen. Sie kehrte zurück, ohne sie gefunden oder eine Antwort erhalten zu haben.

Der Hunger wird sie schon in den Stall treiben, meinte der Vater. Wir haben nichts davon, wenn auch uns die Supp' darüber kalt wird.

Das Mittagessen ging jedoch vorüber, ohne daß sich die Fehlenden eingestellt hätten. Stunde auf Stunde verrann, und sie kamen nicht wieder. Dorothee und die Großmutter suchten und fragten unruhig überall nach ihnen. Sie erfuhren nichts weiter, als daß man Brigitte am Morgen mit Jean in den Garten hatte gehen sehen. Jetzt begann



die Besorgniß auch die Männer zu ergreifen. Während der alte Pivert mit den Frauen nochmals den Garten, die Ställe und die Scheuern durchsuchte und auf die Wiese hinausging, stellte Amiel in dem Weinberge Nachforschungen an, und als er auch hier keine Spur von den Vermißten entdeckte, stieg er nach den Sennhütten hinauf. Er beschleunigte seine Schritte; es war ein dumpfer, schwüler Tag, und aus dem Rhonethal kamen schwarze Gewitterwolken herangezogen.

Lambert, den seine körperliche Schwäche an den Nachsuchungen theilzunehmen hinderte, wurde in seiner erzwungenen Unthätigkeit von immer schwärzern Vorstellungen gemartert. Sein erster Gedanke war, daß Brigitte wohl mit dem Kinde den Weg nach ihrer Heimath eingeschlagen haben würde. Allein er wagte nicht, seine Vermuthung zu äußern. Sie mußte Allen zu unwahrscheinlich vorkommen, wenn er nicht auch die Gründe angab, weshalb Brigitte mit dem Kinde heimlich geflüchtet sein sollte. Das aber vermochte er nicht über sich. Dann auch verwarf er selbst wieder seine Annahme. Brigitte mußte sich ja selbst sagen, daß man sie zunächst in ihrer Heimath aufsuchen würde. Er dachte nicht daran, wie der Mensch in der Aufregung gewöhnlich das für das Klügste und Sicherste hält, was er bei kaltem Blute sofort als das Unzweckmäßigste und Schlechteste verwerfen würde. Auch vergaß er in der eigenen wachsenden Aufregung, wie Brigitte die Heimath stets als ihre Zufluchtsstätte aus den Wirren auf dem Gehöft betrachtet hatte. Wollte sie also das Kind entführen, so erschien ihm das Lizernethal als der letzte Ort, den sie gewählt haben würde. Warum aber sollte sie das Kind entführt haben? Sie hatte es freilich immer sehr geliebt; allein



konnte sie es noch lieben, seit sie wußte, daß er sie vor Dorothee und allen Andern vollständig verleugnet hatte? Die Leidenschaften, die in ihr glühten, traten schreckend vor seine Seele. Sie konnte das Kind nicht mehr lieben; ihre treu bewährte Neigung zu ihm selbst mußte in das Gegentheil umgeschlagen sein. Er sah sie voll Verzweiflung über seinen Verrath umherirren, den Tod suchen und das Kind mit sich reißen, um an dessen Vater eine nur zu sehr verdiente Vergeltung für seinen Verrath zu üben. Er hörte wieder ihre verzweifelten Klagen, daß sie von den Altschweizern bei der Verwüstung ihrer Hütte nicht erschlagen worden sei, daß Amiel sie auf der Alp vor dem Stier geschützt hätte. Nur zu gewiß schien es ihm, daß sie mit dem Kinde in den Tod gegangen sei. Er wagte nicht, aus den Fenstern der Wohnstube auf den See hinaus zu schauen, über den sich die aus dem Rhonethal hervorquellenden Wolken auszubreiten begannen und bereits durch ein dumpfes Murren den Groll ankündigten, den sie in ihrem Schooße trugen. Der dunkle See, den die dem Gewitter vorausstürmende Windsbraut peitschte, daß er schäumend aufbäumte, erschien ihm als das Grab Brigittens und seines Kindes. Er ging in seine Schlafstube, wo er den See nicht sah. Bei jedem Schritt auf der Hausflur fürchtete er die Botschaft, welche seine schrecklichen Befürchtungen bestätigte.

Stöhnend saß der Unglückliche auf seinem Bette, während in der Wohnstube nebenan Dorothee und die Alten, von dem jetzt ausbrechenden Ungewitter in das Haus zurückgetrieben, in Sorge und Angst die Möglichkeiten erwogen, wo Brigitte mit dem Kinde sein könnte. Sie klammerten sich an die Hoffnung an, daß sie Amiel in den Sennhütten,

gefunden haben würde und sie droben vor dem tobenden Unwetter in Sicherheit seien.

Der Sturm raste heulend an dem hochgelegenen Gehöft vorüber, die Blitze zuckten grell auf, die Donnerschläge erschütterten das Haus; Hagel prasselte wie ein Kugelregen auf das Dach und gegen die Scheiben, und aus dem Stalle erscholl das ängstliche Brüllen der Hauskühe.

Jeder Donnerschlag traf Lambert's Seele. Das Gericht Gottes war über ihn gekommen. Er sollte Rede stehen, was aus Brigitte und dem Kinde geworden war? War er nicht ihr Mörder? Ja, er war es und sein Verschulden hatte beide in den Tod getrieben! Nach dem Sturme würde es offenbar werden und der See die Leichen an das Ufer werfen. Was konnte er thun, um seine Schuld zu sühnen? Er hatte ja seinen Leichtsinn und seine Eitelkeit schon so sehr bereut; allein seine Reue hatte nichts gefruchtet und das Entsetzliche war trotz ihr geschehen.

Dorothee kam voll Unruhe zu ihm in die Kammer. Sie rang die Hände und sagte: Herr Gott, Lambert, wenn das Kind bei dem Wetter auf dem freien Felde ist? Es ist sein Tod! Kannst du dir's denn vorstellen, was der Brigitte auf einmal eingefallen ist?

Lambert hob den Kopf und blickte sie mit Augen an, vor denen sie erschrocken zurückfuhr. Sein Gesicht war geisterbleich. Ja, todt! — ächzte er tief auf.

Nein, nein! schrie Dorothee auf, das kann Gott nicht wollen. Unser Jean, unser lieber, lieber Bub'!

In Thränen ausbrechend warf sie sich neben Lambert auf das Bett, umschlang seinen Nacken mit beiden Armen und drückte ihr Gesicht schluchzend an seine Brust.

Er sagte kein Wort. Wie hätte er sie trösten können? Er war ja der Mörder des Kindes, um das sie weinte. Aber sie würde nicht weinen, wenn er den Muth gehabt, ehrlich gegen sie zu sein. Dann wäre er schuldlos an dem Unheil, unter dem auch sie, die völlig Unschuldige, nun litt. Er hatte im vollen Maße verdient, was über ihn gekommen; aber Dorothee? O, wie Recht hatte Amiel gehabt, als er ihn einen erbärmlichen Kerl schalt. Ja, die Sonne war nicht werth, ihn zu bescheinen! Weil er keine Kraft hatte, das hübsche Weib zu verlieren und dem Wohlstande zu entsagen, in dem er an ihrer Seite lebte, darum hatte er Brigitte zur Verzweiflung getrieben, hatte er sein eigenes Kind getödtet und dessen Mutter elend gemacht. Mit dieser Schuld auf der Seele konnte er nicht fortleben. Er machte sich aus Dorotheens Armen frei, schloß die Thür und sagte:

Ich bin's nicht werth, daß du mich lieb hast. Hör' mir zu und vergieb mir, wenn du kannst; weiter verlang' ich auf der Welt nichts mehr. Ich bin schuld an allem Unglück, worüber du weinst!

Dorothee schaute ihn mit weiten Augen an. Was hast du denn gethan? fragte sie bang. Ich versteh' dich nicht!

Er setzte sich zu ihr und unter schneidender Selbstanklage seiner Eitelkeit und seines Leichtsinns gestand er ihr, daß er schon einmal verheirathet gewesen. Sie fuhr empor, und der Zorn, daß er sie betrogen, flammte aus ihren Augen. Aber die Vorwürfe, mit denen sie ihn zu überhäufen im Begriff stand, traten vor dem jähen Gedanken zurück, daß es von Brigitte keine Verwirrung gewesen, als sie Lambert für einen Wittwer gehalten. Woher wußte Brigitte, was ihr ein Geheimniß war? Hatte sie Lambert schon in der

Heimath gekannt, und war vielleicht seine plötzliche große Freundschaft der Preis, um den er das Schweigen Jener über seine Vergangenheit zu erkaufen suchte? Glühende Stiche begannen ihr Herz zu zerfleischen.

Du und die Brigitte, ihr kanntet euch also schon früher? fragte sie mit einer stolzen Verachtung.

Meine Frau ist ja nicht todt, wie ich geglaubt hatte, ächzte er und schilderte sein Entsetzen, als er, von seiner letzten Reise heimkehrend, in Brigitte die für todt Gehaltene wiedergefunden.

Mit einem Gesicht, das marmorblaß vor Entsetzen war, hörte ihn Dorothee an. Zitternd fiel sie auf ihren Sitz zurück. Ihr Blut stockte und in der nächsten Minute jagte es mit rasender Gewalt durch ihre Adern und drohte, ihre Schläfen zu zersprengen. Nur ihr Stöhnen unterbrach Lambert's Erzählung. Er verschwieg ihr nichts; selbst nicht den Fluchtplan, mit dem er sich, übermannt von den Erinnerungen an seine erste Liebe, eine Zeit lang getragen hatte.

O, wollte Gott, du wärst mit Brigitte fortgegangen, wimmerte sie und rang die Hände.

Gegen seine Untreue hätte sie in ihrem Stolz einen Schild gefunden. Womit sollte sie sich aber gegen das Fürchterliche wehren, das plötzlich seine eherne Faust auf ihr Herz drückte?

Ja, rief Lambert, ich wollt' dich und alles verlassen; aber die Brigitte litt's nicht. Er berichtete, wie diese sich stets selbst verleugnet und ihn von der Flucht abgemahnt habe, um sein und Dorotheens Glück nicht zu zerstören. Da fand Dorothee die ersten Thränen. Brigittens Edelmuth öffnete die wohlthätigen Schleusen. Wie Gewitterbäche

im Gebirge, heftig und alles überfluthend, stürzten der Unglücklichen die Thränen aus den Augen und versiegten wieder eben so schnell.

Jetzt weißt Alles! schloß Lambert mit einem trostlosen Seufzer. Ich lieb' dich noch, ich lieb' dich mehr, als ich dich je geliebt hab'. Vergieb mir, vergieb mir nur meine Schlechtigkeit, daß ich noch leben kann! Dann will ich fortgehen, und du sollst nichts mehr von mir sehen und hören.

Er fiel vor ihr auf beide Kniee nieder und hob flehend die gerungenen Hände zu ihr auf.

Stumm vor sich hinstarrend saß sie da; dann fuhr sie mit dem Schrei auf: Mein Kind, mein Jean! Die Angst des Mutterherzens überwogte alle andern Empfindungen. Ja, rief sie, wenn dem Kind ein Leid geschehen ist, dann trägst du die Schuld und Gott mag dir vergeben, ich kann's nicht!

Lambert ließ vernichtet den Kopf auf den Rand des Bettes sinken, vor dem er auf den Knieen liegen geblieben war. Dorothee rannte in der Stube auf und ab. Aber sie war nicht so der Herrschaft ihrer Einbildungskraft unterworfen, wie Lambert. Wohl mochte Brigitte durch die Entdeckung von Lambert's Verrath zur Verzweiflung getrieben worden sein; allein es schien Dorothee undenkbar, daß sie ein Mittel der Rache gewählt haben sollte, welches den Unschuldigen mit dem Schuldigen zugleich traf. Das Kind hatte ja Brigitte nichts zu Leide gethan, und sie kannte Dorotheens Unschuld an der Stellung, die sie einnahm. Dorothee konnte Brigitte einer solchen grausamen Rache nicht für fähig halten, nicht nach dem, wie sie dieselbe kannte, noch weniger nach dem Zeugniß, welches Lambert ihrer Ge-

sinnung gegen sie gegeben hatte. Sie begriff vollkommen, daß Brigitte, nachdem sie aus ihrem Munde Lambert's Verleugnung erfahren, nicht länger auf dem Hofe hatte bleiben mögen.

Unterdessen kam ihr Bruder von der Alp zurück. Das Gewitter hatte unter seinen Füßen gegrollt und seine glühenden Blitze um sich geschleudert, während er darüber im hellsten Sonnenlichte gestanden. Jetzt war es weiter gen Westen gezogen; es hatte aufgehört zu regnen und nur von den Dächern und den frischgrünenden Bäumen fielen noch die Tropfen. Ein klarer, erquickender Abend bereitete sich vor. Amiel, welcher ohne Kunde von Brigitte und dem Knaben heimkehrte, setzte sich still und niedergeschlagen in eine Ecke, während der Vater in den Weinberg ging, um den Schaden zu untersuchen, den der Hagel angerichtet haben mochte. Er war leider bedeutend genug. Auch in dem Garten waren viele Aeste mit den Früchten von den Bäumen geschlagen worden.

Dorothee war auf die Schwelle getreten, als sie Amiel's Stimme in der Wohnstube vernommen. Ihr aufgeregtes, verweintes Gesicht fiel nicht auf. Sie war schon darauf gefaßt, daß der Bruder die Vermißten nicht gefunden hatte, und nun noch mehr überzeugt, daß Brigitte den kleinen Jean mit sich in ihre Heimath genommen. Ja, sie konnte das Verschwinden der beiden nicht anders sich erklären. Sie las in Brigittens Seele und ein tiefes, tiefes Mitleid mit dieser ergriff sie. Aber ihr Kind konnte sie ihr nicht lassen, und mit dem Entschlusse, ihr selber nachzueilen, ging sie wieder zu Lambert zurück, der inzwischen aufgestanden war und wie gebrochen an dem Bettpfosten lehnte.

O, wie war's denn möglich, fragte ihn Dorothee, daß du mir so etwas alle die Jahre über verheimlichen konntest und doch den Muth hattest, mir in das Gesicht zu sehen? Du hast mich nie geliebt.

Er schwor ihr bei allen Heiligen, daß er sie geliebt habe und jetzt erst wisse, wie sehr er sie liebe.

Sie schüttelte langsam den Kopf. Du hast nicht mich, nicht die Brigitte lieb gehabt, versetzte sie; du hast nur an dich selbst gedacht.

Er stöhnte tief auf.

Jetzt hast du's erreicht, daß du uns Alle unglücklich gemacht hast, fuhr sie bitter fort. Wenn ein Mensch Einen liebt, dann ist er so aufrichtig gegen ihn, als wenn er vor Gott steht.

Sie suchte aus dem Wandschrank ihren Hut und Tücher für sich und Jean hervor. Ich will mein Kind selber zurückholen, sagte sie auf Lambert's fragenden Blick. Mir wird die Brigitte es nicht verweigern, und ich muß mit ihr reden. Ja, jetzt begreif' ich's, weshalb sie nimmer ein ganzes Herz hat zu mir fassen mögen.

So glaubst du wirklich, daß sie mit Jean nach Hauf' gegangen ist? fragte Lambert mit ungewisser Stimme.

O, du unglückseliger Mensch, rief sie, du willst einmal die Brigitte geliebt haben und kannst ihr so Schlechtes zutrauen?

Ich hätt's verdient, wenn sie's gethan hätt'! murmelte er.

Ja, das hättest du! versetzte sie. Sie wollte Amiel bitten, daß er mit ihr der Flüchtigen nachführe.

Lambert bat sie, daß er statt des Schwagers mitkommen dürfte. Er fühle sich stark genug dazu, und wenn Amiel

zugegen wäre, käme leicht alles an den Tag. Auch wollte er Brigitte, die er wohl in seinem Leben nicht wiedersähe, bitten, daß sie ihm vergäbe.

Ein bitterer Zug schlängelte sich um Dorotheens Lippen und, die Hand auf das Herz drückend, sagte sie: Jetzt darf ich auch keinem Menschen mehr gerad' ins Gesicht sehen. Aber so kann es nicht bleiben. Wär' dies dein Haus, so ging ich diese Stunde noch. Aber da ich bleiben muß, so mußt du gehen. Dein Unglück will ich nicht. Wie du's mit Brigitte thun wolltest, so mußt du's jetzt allein ausführen.

Ja, ja, ich geh', rief er; nur red' nicht so grausam kalt mit mir, als wenn du mich nie lieb gehabt hättest! Sag' nur ein einziges freundliches Wort! Beim Heiland, es war nicht dein Geld, was mir in die Augen gestochen hat. Du warst gar so gut zu mir, wie ich damals so unglücklich war, weil ich glaubte, daß die Brigitte todt war, und ich hab' dich geliebt und bin dir treu gewesen mit allen meinen Gedanken seit dem! Sag' nur: ich vergeb' dir! und ich will gehen und dich segnen bis an mein Lebensend'!

Flehend stand er vor ihr. Es war die Wahrheit, was er sagte; sie fühlte es aus dem Ton seiner Stimme heraus, es stand in seinen Augen, und sie wußte es ja. War sie doch glücklich gewesen alle die Zeit her an seiner Seite. Sie ertrug diesen Blick nicht, und das Gesicht abwendend, sagte sie mit bebender Stimme: Gott verzeih' dir, wie ich dir verzeih' von Herzen!

Laut aufweinend ergriff er ihre Hand und streichelte und küßte sie, und dann warf er sich nochmals vor ihr auf die Kniee, umschlang sie und verbarg schluchzend sein Gesicht in ihrem Kleide.

Auch Dorothee weinte.

Da, horch! welch' ein froher Aufschrei der Mutter, des Vaters und Bruders in der Wohnstube? Und war das nicht die Stimme und das Lachen ihres Jean?

Dorothee stieß die Thüre auf, während auch Lambert aufsprang und ihr folgte. Ja, sie hatte sich nicht geirrt! Jean war da und lachte sie blühend und gesund von dem Arm der Großmutter an. Dorothee riß ihn an sich und bedeckte ihn mit tausend Küssen.

O, du böser, böser Bub', rief sie dazwischen, wie konntest du deiner Mutter solche Angst machen? Wo bist du gewesen?

O, wir waren weit, weit, versetzte Jean vergnügt; bis drüben im Thal. Und nachher fing die Brigitte an zu weinen und weinte immer fort, und nachher sind wir umgekehrt und nachher hat's grausig gedonnert und geblitzt. Da hab' ich so Angst gehabt. Da saßen wir unter einem Baum.

Aber wo ist denn die Brigitte? fragten die Großeltern.

Jean sah sich um, und da er Brigitte nicht in der Stube sah, sagte er: Draußen. — Aber, Mama, ich hab' Hunger!

Dorothee setzte das Kind nieder und eilte hinaus. Amiel folgte ihr. Aber Brigitte war nicht draußen. Dorothee rief laut ihren Namen in den Abend, dessen Sterne bereits aus der Blau aufzuschimmern begannen; doch sie erhielt keine Antwort. Amiel lief die steile Gasse zwischen den Weinbergsmauern hinunter und die Schwester rief ihm nach, er möchte Brigitte ja zurückbringen; sie müßte sie sprechen. Wartend blieb sie vor dem Hause stehen.

8.

Mit müden Schritten wanderte Brigitte in den Abend hinaus. Sie hatte es nicht über sich vermocht, den kleinen Jean in ihr Thal zu entführen. Die Gedanken an Dorothee hatten ihre Flucht gehemmt. Die Vorstellung, wie Dorothee das Kind vermißte, es suchte und nicht fand; ihre Klagen, der Jammer, die Verzweiflung hatten sich wie Bleigewichte an ihre Füße gehängt. Sie war ja selbst Mutter gewesen, und was sie bei dem Verluste des eigenen Kindes gelitten, das malte ihr die Empfindungen Dorotheens vor. Anfänglich hatte sie gegen diese Vorstellungen anzukämpfen gesucht; allein ihr Herz, bestürmt zugleich von der Freundschaft, die ihr Dorothee stets bewiesen, war besiegt worden. Sie durfte den kleinen Schatz nicht behalten, und das Gefühl ihres völligen Elends, wenn sie das Kind zurückgegeben haben würde, kam in tausend Thränen über sie.

Nun war es geschehen. Bis an die Mühle hatte sie das Kind begleitet. Dort war sie stehen geblieben, während Jean, vergnügt, wieder daheim zu sein, nach dem droben sich zeigenden Elternhause hinaufgelaufen war. Mechanisch ging sie den Weg zurück, den sie gekommen war. In ihrem Herzen war es völlig öde. Sie hatte keinen Plan, kein Ziel, keinen Zweck mehr auf der Welt. Erschöpft sank sie unweit Chillon auf einen Stein am Wege, stützte die Stirn in die Hand und schaute auf den See vor ihren Füßen. Sie empfand und dachte nichts.

So traf Amiel sie. Die Oede ihrer Seele malte sich in dem Blicke, mit dem sie ihn ansah, als er sie bei Namen

rief. Sie war weder verwundert, noch erschrocken über sein Erscheinen. Er aber war verlegen. Er hatte es gegen die Seinigen nicht ausgesprochen; als er jedoch Brigitte bei den Sennhütten nicht gefunden, hatte sich auch seiner die Besorgniß bemächtigt, daß sie mit dem Kinde verunglückt sei. Zu seiner Besorgniß hatten sich Vorwürfe gesellt, daß er sie ungehört verurtheilt und ihr eine Lieblosigkeit gezeigt, die sie vielleicht nicht verdiente, obgleich der Schein gegen sie war. Seine Liebe zu ihr regte sich mächtiger denn je. Froh, daß sie lebte, war er ihr nachgeeilt. Aber warum war sie nicht in das Haus gekommen? warum war sie wieder fortgegangen? Ihr Benehmen war ihm unerklärlich. Trieb sie ihr Schuldbewußtsein davon?

Er faßte sich und bat sie, mit ihm zurückzukommen: die Schwester warte auf sie. Brigitte schüttelte stumm den Kopf.

Aber warum wollt Ihr so ohne Abschied auf einmal fort, und bei anbrechender Nacht? fragte er zögernd. Es hält Euch niemand, wenn es Euch bei uns nicht mehr gefällt.

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um ihren Mund. Nein, es hält mich nichts mehr! murmelte sie.

O, Brigitte! rief er ergriffen, und nach einer Weile fügte er hinzu: Aber Ihr könnt bei der Nacht doch nicht reisen und Ihr seid der Schwester doch Rechenschaft schuldig, warum Ihr sie in solche Angst wegen des Jean versetzt habt?

Rechenschaft Eurer Schwester, sagte sie lebhafter, indem sie aufstand. Ihr Busen hob sich. Dann ließ sie den Kopf wieder sinken und die Finger beider Hände ineinanderflechtend murmelte sie: Sie wird schon Alles erfahren — von einem Andern.

Amiel, der den Sinn ihrer Worte nicht verstehen konnte,

glaubte eine Hindeutung auf ihre Neigung zu Lambert zu hören und seufzte schmerzlich.

Brigitte hörte, in ihre Gedanken versunken, seinen Seufzer nicht. Nach einer Weile hob sie den Kopf und sagte: Sagt der Dorothee, daß ich sie immer lieb gehabt hab'. Und jetzt lebet wohl; es wird Nacht.

Sie bot ihm die Hand, die er nicht annahm. Sie blickte ihn mit einem traurigen Lächeln an, und er sagte, sich zusammenfassend: Was soll ich denken? Wenn Ihr gehen müßt, geht nicht so fort! Hab' ich dem Schwager neulich im Garten Unrecht gethan? That ich's, so that ich's auch Euch.

In der höchsten Aufregung erwartete er ihre Antwort. Ihr war es, als seien Jahre seit jenem Auftritt im Garten vergangen. Sie strich sich mit beiden Händen über Augen und Stirn und nun war ihr Alles wieder gegenwärtig.

Der Lambert hat Eurer Schwester Unrecht gethan und sich selbst, sagte sie. Er liebt keine als die Dorothee, glaubt's mir. Mich hat er nie geliebt, und für mich ist er ein Todter.

Brigitte! rief Amiel tief aufathmend und ergriff lebhaft ihre beiden Hände. Brigitte! — Seine Augen leuchteten hoffnungsvoll.

Armer Mensch, versetzte sie mitleidig, es kann nicht sein.

Ich dräng' Euch nicht, rief er. Ich will ja gern warten; denn das Andenken an Euren Mann kann doch nicht ewig zwischen uns stehen!

Ja, sagte sie leise, was zwischen mir und Euch und jedem Andern steht, ist ewig. Und Ihr wünscht Euch kein Glück, wenn Ihr es anders wünscht. Mein Herz könnt auch Ihr nicht wieder lebendig machen; es ist todt!

Aber so spracht Ihr damals nicht auf dem See, versetzte er erschüttert und versuchte, ihr Muth einzuflößen. Was es auch sei, das diese Veränderung in ihr bewerkstelligt habe, sie möchte auf seine Liebe und Treue vertrauen. Ich kann Euch nicht Alles sagen, obgleich Ihr der einzige Mensch auf Erden seid, der mich lieb hat, antwortete sie mit feuchten Augen. Aber denkt nicht weiter in Lieb' an mich; ich bitt' Euch herzlich. Was mir geschehen ist, kann ich nur Gott klagen. Ich will zu ihm beten, daß er Euch segne und Euch glücklich mache, wie Ihr's verdient.

In diesem Augenblicke zeigte sich Dorothee, welche, beunruhigt durch das lange Ausbleiben des Bruders, diesem allmälig weiter und weiter entgegen gegangen war. Amiel, der nur mühsam seine Fassung behauptete, rief ihr zu, daß Brigitte nicht zurückkehren wollte.

Brigitte erschrak, als sie Dorotheens ansichtig wurde, die schnell herankam und dem Bruder bedeutete, daß er vorangehen möchte; Brigitte würde schon mit ihr heimkehren.

Amiel entfernte sich langsam. Bei der Brücke von Chillon blieb er stehen, um auf die beiden Frauen zu warten. Einer von den Thorwächtern des Schlosses, der auf der Brücke seine Abendpfeife rauchte, kam zu ihm und knüpfte ein Gespräch mit ihm an.

Ich weiß Alles, sagte Dorothee, als ihr Bruder sie nicht mehr hören konnte. Der Lambert hat mir gestanden, wer du bist!

Brigitte zuckte wie von einem elektrischen Schlage getroffen empor und ihre bleichen Wangen rötheten sich lebhaft. Wie, du weißt? rief sie mit versagender Stimme.

Du hast mich einmal gebeten, daß ich dich nicht hassen

soll, sagte Dorothee; hass' du mich auch nicht, daß ich dich unglücklich gemacht hab'.

Statt der Antwort umschlang Brigitte ihren Hals und küßte sie leidenschaftlich auf die Wangen. Sie gestand ihr, daß es nur dieses unselige Geheimniß gewesen, welches sie abgehalten, ihre Freundschaft nach dem Drange ihres Herzens zu erwidern. Dorothee drückte sie fest an sich. Dann bat sie sie, mit ihr nach Hause zu gehen. Brigitte aber weigerte sich entschieden, und Dorothee mußte erkennen, daß das Gefühl, welches sie zurückhielt, ein richtiges war.

Du hast Recht, sagte sie, geh' du nur jetzt heim. Unterdessen mach' ich alles klar. — Klar? rief Brigitte. Wie kann es klar werden, so lang' ich Unglückselige noch auf der Welt bin?

Es giebt schon noch einen Ausweg, entgegnete Dorothee. Der Lambert geht nach Amerika, und wenn er fort ist, lass' ich mich von ihm scheiden. Ich würde sagen: geh' mit ihm; aber — —

Sie brach ab und Brigitte rief überrascht, indem sie eine abwehrende Bewegung machte: Du willst ihn von dir lassen? Liebst du ihn denn nicht?

Ist er nicht dein Mann? fragte Dorothee mit erglühenden Wangen.

Nein, nein, versetzte Brigitte lebhaft, er hat dich in Treu und Glauben, daß ich todt war, geheirathet. Ich hab' kein Recht mehr auf ihn, und er liebt dich!

Und wenn er mich liebt, rief Dorothee, wie darf es sein?

Brigitte verbarg ihr Gesicht in den Händen und schwieg. Dorothee sprach davon, daß sie Alles ihren Eltern sagen wollte. Nur auf diese Weise könnte Rath geschafft werden,

daß Lambert nicht von allen Geldmitteln entblößt in das fremde Land käme. Da ließ Brigitte die Hände von dem Gesicht sinken und fragte sie: Sag's mir, ob du ihn liebst?

Dorothee antwortete ausweichend; ihr Stolz sträubte sich gegen das Eingeständniß. Doch Brigitte beschwor sie, ihr die Wahrheit zu sagen, und so rief sie endlich mit höher gerötheten Wangen: Ich hab' ihm vergeben; aber seine Frau kann ich nimmermehr sein.

Ich wußt' es, flüsterte Brigitte. Und er liebt dich! Sie schwieg eine Weile; dann sagte sie leise: Uebereil's nicht! Du hast's noch nicht erfahren, wie es ist, wenn das Herz alles verloren hat.

Und wenn's noch so schwer ist, richtete sich Dorothee stolz auf, ich werd's tragen, weil's getragen sein muß.

Brigitte schüttelte den Kopf. Denk' nur, wie glücklich du gewesen bist, entgegnete sie. Du darfst nicht unglücklich werden. Wart' nur noch ein Paar Tage, ehe du ihn von dir läßt.

Wenn sich einmal zwei Herzen von einander reißen müssen, rief Dorothee, dann ist's besser, es geschieht gleich. So ist's vorüber mit dem einen Schmerz.

Freilich, freilich, murmelte Brigitte. Aber versprich mir, daß du es noch ein Paar Tage lang gehen lassen willst, bis du wieder von mir hörst.

Es lag etwas so Ergreifendes in dem Tone und den Mienen, mit denen sie bat, daß Dorothee endlich das geforderte Versprechen gab. Sie wollte diese dann auch wissen lassen, wohin sie ihre Sachen schicken sollte. Als sie am Morgen mit Jean fortgegangen war, hatte sie nichts mit sich genommen, als den Rest ihrer Ersparnisse in England.

Jetzt wollte sie in dem nahen Villeneuve ein Obdach für die Nacht suchen.

Sie nahm Abschied. Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit umarmte sie Dorothee und weinte heftig. Auch Dorotheens Thränen flossen.

Und was soll ich Lambert von dir sagen? fragte diese endlich.

Brigitte richtete sich auf und preßte die Hand auf das Herz. Sie rang mit sich einen schweren Kampf.

Ich vergeb' ihm, wie du es gethan, bebte sie endlich mit kaum hörbarer Stimme.

Als Amiel aus dem Abschied der beiden Frauen sah, daß es auch seiner Schwester nicht gelang, Brigitte zur Rückkehr zu bewegen, kam er wieder heran, um derjenigen, die er so sehr liebte, wenigstens noch einmal die Hand zu schütteln. Er that es in traurigem Schweigen.

Lebet wohl, ihr guten Menschen!. hauchte Brigitte. Und grüßet die Eltern von mir und ich dank' ihnen, daß sie so gar gut gegen mich waren und sie mögen mir nicht zürnen, daß ich so von ihnen fortgegangen bin, aber ich muß heim. — Ja, heim zu meinem Kind, setzte sie bei sich selbst hinzu.

Ein unaussprechlich wehmüthiges Lächeln umspielte bei diesen letzten Worten ihre Lippen und verklärte ihr blasses Gesicht.

Die Geschwister gingen erschüttert von dannen und Brigitte schaute ihnen nach, bis sie auf dem Fußpfade, der von Chillon nach Montreux hinaufführt, unter den Büschen und Bäumen verschwanden. Mit einem tiefen Seufzer faltete sie die Hände über dem Busen und hob die Augen gen Himmel. So stand sie eine Weile, ein Bild der tiefsten

Schmerzen, welche die Erde einer weiblichen Seele zu bereiten vermag. Langsam wandte sie sich und schwankte auf dem Wege nach Villeneuve fort. Unter den Nußbäumen, welche die Straße einfaßten, war es bereits tiefe Nacht. Doch inzwischen hatte sich die Mondscheibe, die schon Nachmittags bleich am Himmel gestanden, mehr und mehr mit Glanz gesättigt. Er traf Brigitte voll und blendend, als sie auf die Brücke über die Tinière kam, die, von dem Gewitterregen angeschwollen, mit starkem Brausen nach dem See schoß. Brigitte warf einen Blick auf die aufgeregten Fluthen und schauderte zurück. Rasch ging sie weiter; doch nur wenige Schritte, worauf sie den Kopf wieder auf die Brust sinken ließ und in ihr voriges Brüten zurückfiel.

Jetzt hab' ich den letzten Tropfen getrunken, murmelte sie. O, du hohe Himmelskönigin, auch dir ist das Schwert durch's Herz gegangen. Sei mir gnädig und barmherzig; aber du weißt, daß es geschehen muß, nicht um meiner Schmerzen willen, sondern um Dorothee!

Der Name stand wie ein Stern in der Nacht ihres Elends, die ohne Morgen war. Das Geständniß Dorotheens, daß sie Lambert noch liebe, hatte in Brigittens Seele einen Gedanken geweckt, der schon in ihr schlummerte, als sie das Kind seiner Mutter wiedergegeben hatte. Langsam rang er sich aus der Hülle dumpfer Verzweiflung empor.

In Villeneuve trat sie in die erste Pinte und ließ sich Brod und Wein geben. Sie aß und trank ein wenig; dann bat sie die Wirthin, welche im Hintergrunde der Stube nähte, während ihr Mann mit einigen Fischern an einem andern Tische Karten spielte, um ein Blatt Papier und Schreibzeug. Die Wirthin fragte sie, ob sie krank sei? sie

sähe ja so bleich aus, wie die Wand. Brigitte verneinte. Sie starrte lange auf das grobe Papier, bevor sie mit ungeübter Hand den ersten Buchstaben zu malen begann. Es waren kaum zwei Zeilen, die sie schrieb, und als sie das Blatt gefaltet und die Adresse vermerkt, verbarg sie das Gesicht mit beiden Händen. So saß sie lange. Als sie sich endlich erhob, leuchteten ihre Augen von einem wunderbaren Glanze. Sie bezahlte ihre kleine Rechnung und erkundigte sich, wo die Post sei.

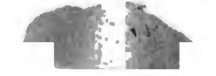
Mit der ist was, sagte die Wirthin, als Brigitte gegangen war. So hab' ich mein Lebtag noch keinen Menschen gesehen. Die schaut ja aus, wie das gekreuzigte Leid selber.

Sie konnte das leidverklärte Gesicht Brigittens nicht mehr vergessen.

Brigitte ging nicht auf die Post, sondern an den Strand. Dort stand sie und schaute auf die silbern glänzende Fluth. Nach einer Weile schob sie eine von den Gondeln, die zu den Hôtels gehörten, vollends in das Wasser und ruderte auf den See hinaus.

Sie wollte sterben. Nur ihr Tod konnte die Wirren lösen, und was sie dafür hingab, war ein völlig leeres Leben. Hatte sie die Freundschaft Dorotheens ablehnen müssen, so konnte sie ihr jetzt durch ihren Tod beweisen, daß sie derselben werth gewesen war.

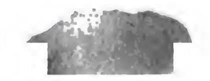
Wie unter einem seidenen Flor dämmerten ringsum das Gestade und die gen Himmel steigenden Felsen. Eine lautlose Stille umgab die Unglückliche, die nun die Ruder sinken ließ. Hier war sie allein mit ihrem vom Leben sich ablösenden Herzen. Sie legte ihren Brief auf den Sitz am Steuer und ihren Strohhut darüber. Dann zog sie ihren



Trauring, in den die Anfangsbuchstaben ihres und Lambert's Namen eingeschnitten waren, vom Finger, und wie sie ihn betrachtete, wurde die Vergangenheit mit ihrem kurzen Glück und langen Schmerz noch einmal vor ihr lebendig. Noch einmal rissen alle ihre Wunden auf, und sie weinte heftig und lange. Unter den Thränen wurde es in ihrem Herzen stiller und stiller wie auf einem Kirchhof. Der letzte Kampf mit dem Leben war ausgerungen. Sie streckte die Hand aus und ließ den Trauring fallen. Ein leiser, zischender Laut, ein kurzes, goldenes Flimmern in der klaren Fluth, und der Ring war für immer verschwunden. Dann kniete sie in dem Boote nieder und hob die Hände und Augen im Gebet zum Himmel empor. Sie flehte zu der Mutter Gottes, ihr alle ihre Sünden zu vergeben und Dorothee ihren Tod zum Segen gedeihen zu lassen. Es war ein inbrünstiges Gebet, in welchem ihre Seele sich opferstark emporschwang. Ihre Augen leuchteten schwärmerisch. Das Mondlicht umfloß sie und die Barke wie mit einer schimmernden Wolke. —

Dorothee stellte die Eltern durch die Erklärung, daß es Brigitte unwiderstehlich in ihre Heimath zöge, über deren auffallendes Benehmen nothdürftig zufrieden. Sie ahnte nicht, in welche Heimath Brigitte zurückzukehren gedachte. Zu Lambert sagte Dorothee, als sie mit ihm allein war, daß ihm Brigitte verziehen habe. Er athmete tief auf. O, sie ist so gut, murmelte er bewegt. Jetzt kann ich mit leichterem Herzen in die weite Welt gehen!

Dorothee erwiederte nichts. Sie hatte zwar Brigitte versprochen, die letzte Entscheidung noch auf einige Tage hinauszuschieben; allein sie hoffte davon nichts, und wenn ihr Lambert's Aeußerung auch das Herz beklommen machte,



so war es doch besser, still für sich zu leiden, als unerfüllbare Hoffnungen zu nähren. Lambert begann gleich am nächsten Morgen seine Habseligkeiten durchzumustern, um auszuwählen, was er etwa mitnehmen könnte. Wie groß sein Schmerz war, sich von Dorothee und den Kindern trennen zu müssen, er beherrschte ihn. Er war noch bleich von der Krankheit, aber seine Kräfte schienen durch das offene Geständniß seiner Schuld wunderbar gestärkt.

Nachmittags brachte der Postbote ein großes Schreiben für Dorothee. Es kam von der Polizeibehörde in Villeneuve und enthielt als Einschluß den unversiegelten Brief Brigittens. Dorothee ward um nähere Auskunft über die Person der Schreiberin ersucht. Fischer von Villeneuve, welche am frühen Morgen mit ihren Netzen in den See gestochen waren, hatten die leere Gondel mit dem Hut und dem Briefe Brigittens gefunden. Der Inhalt des Briefes ließ keinen Zweifel daran übrig, daß die unglückliche Schreiberin ihrem Leben freiwillig ein Ende gemacht hatte. Noch suchte man die Leiche, doch bei der großen Tiefe des Sees an jener Stelle wohl vergeblich. Die wenigen Worte Brigittens lauteten:

„Liebe Dorothee!

Wenn du diese Zeilen liesest, lebe ich nicht mehr. Ich sterbe gern, damit ihr glücklich seid. Bete für die Ruhe meiner Seele und vergiß nicht

deine bis in den Tod getreue Freundin

Brigitte.“

Lambert war allein in der Wohnstube, als der Postbote von Montreux den Brief brachte. Die Wirkung des Inhaltes auf ihn war furchtbar, und es dauerte lange, bis er

sich so weit gefaßt hatte, daß er Dorothee, welche im Weinberge arbeitete, aufsuchen konnte, um ihr die Schreckensbotschaft mitzutheilen. Mit zitternden Knieen stieg er die Stufen der Terrassen hinunter. Dorothee merkte es ihm gleich an, daß etwas Außerordentliches geschehen sein müßte, und die Ahnung drängte ihr Brigittens Namen auf die Lippen.

Ja, sagte Lambert, sie hat geschrieben; sie ist todt.

Dorothee schlug aufschreiend die Hände zusammen. Lambert reichte ihr den Unglücksbrief; aber sie kam nicht mit dem Lesen zu Stande. Alle Buchstaben schwammen vor ihren Augen durcheinander. Lambert mußte vorlesen.

Also darum sollte ich dich noch nicht fortlassen? schluchzte sie und klagte sich leidenschaftlich an, daß sie Brigitte in den Tod getrieben hätte.

Lambert nahm alle Schuld auf sich; aber entschlossen, allem zu entsagen, was er durch seine Verleugnung Brigittens gewonnen, erhob er sich an der Verzeihung, welche sie ihm hatte angedeihen lassen.

Klag' nicht so sehr um sie; ihr ist wohl, sagte er mit gepreßter Stimme.

Einen Augenblick wollte ihn die Hoffnung versuchen, daß mit ihrem Tode das Hinderniß hinweggeräumt sei, welches ihn von Dorothee schied. Deutete sie in ihrem Briefe doch selbst darauf hin; allein er wagte nicht zu glauben, daß ihn Dorothee noch liebe.

Dorothee trocknete sich die Augen und las nun selbst Brigittens Zeilen.

„Ich sterbe gern, damit ihr glücklich seid!“ wiederholte sie mit zuckenden Lippen. O, Lambert, sie ist für uns gestorben! Können wir denn noch glücklich sein?

Dorothee! rief er, indem eine lebhafte Röthe seine bleichen Wangen färbte. Glücklich! Liebst du mich denn noch?

Ihre Brust wogte. Ueberwältigt fiel sie ihm um den Hals.

Er drückte sie zitternd an sich.

Aber wir können den Deinigen den Brief nicht verheimlichen, sagte er nach einer Weile, und ich will's auch nicht, wenn ich es könnt'. Ich muß noch einmal bei ihnen um dich werben. Derjenige, dem sie deine Hand gegeben, war ein Anderer als ich bin. Willigen sie nicht ein, so müssen wir scheiden.

Dorothee widersprach ihm nicht. Sie mußte ihn darum achten.

Auf dem Hofe läutete die Vesperglocke. Hand in Hand gingen Beide hinauf.

Was habt ihr denn? fragte die Mutter, als sie in die Wohnstube traten, ihr seht ja gar so feierlich aus.

Dorothee nahm das Wort und erzählte alles und zeigte schließlich den Brief vor.

Was geschehen ist, ist nicht mehr zu ändern, sagte der Vater, nachdem er seiner Aufregung und Erschütterung Herr geworden war. Was geschehen soll, ist deine Sach'. Es kann dir Keiner rathen.

Was ist denn auch zu rathen? rief die Mutter lebhaft, während ihr die Thränen noch immer über die Wangen liefen. Sie hat fünf Jahr' mit dem Lambert glücklich gelebt, und die Brigitte ist ja todt.

Dorothee reichte Lambert die Hand und küßte ihn, und dann küßte sie Vater und Mutter. Auch den Bruder küßte sie, der blaß wie eine Leiche dasaß. Sie that es mit

Augen, welche das Mitgefühl feucht machte. Er seufzte tief auf und verließ die Stube. Erst spät am Abend kam er wieder. Er war in Villeneuve gewesen. Die Leiche Brigittens war nicht gefunden worden. Der Behörde hatte er über Namen und Heimath der Verunglückten Auskunft gegeben. Er brachte ihren Strohhut mit; aber er sagte Niemand etwas davon, sondern verbarg ihn in seinem Schrank.

Die erschütterten Herzen Lambert's und Dorotheens richteten sich allmälig wieder auf in treuer Liebe zu einander, geläutert durch herbe Prüfung. Auch zwischen den Schwägern stellte sich ein gutes Verhältniß wieder her. Amiel heirathete nie. Er blieb dem Gedächtniß Brigittens getreu bis an sein Lebensende.

Berlin, Druck von Gustav Schade, Marienstr. 10.





